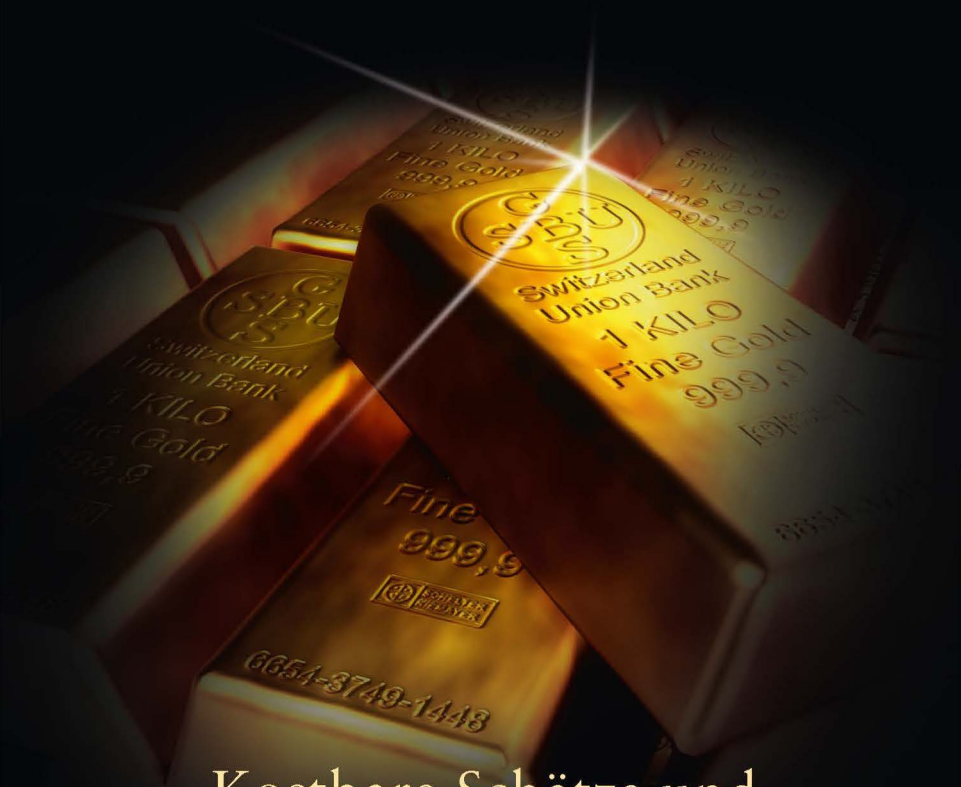


SILVIA LIEBRICH

Gold und Diamanten



Kostbare Schätze und
ihre dunkle Geschichte

HANSER

SILVIA LIEBRICH
Gold und Diamanten

SILVIA LIEBRICH

Gold und Diamanten

Kostbare Schätze und
ihre dunkle Geschichte

HANSER



Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier Munken Premium liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 6 13 12 11 10

© 2010 Carl Hanser Verlag München

Internet: <http://www.hanser.de>

Lektorat: Martin Janik

Herstellung: Ursula Barche

Umschlaggestaltung: Keitel & Knoch GbR, München, unter Verwendung eines Bildmotivs von © ravemotion Fotolia

Satz: Manuela Treindl, Laaber

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-42344-2

Für meine Eltern

Dank

An erster Stelle gilt dieser der Kunsthistorikerin und Journalistin Petra Payer, die das Manuskript gründlich hinterfragt und geduldig redigiert hat, meinem Lektor Martin Janik, der zur rechten Zeit am richtigen Ort war und mich immer wieder motiviert hat, sowie Professor Armin Reller von der Universität Augsburg, der mir mit seiner Rohstoff- und Bergbauexpertise eine große Hilfe war. Des Weiteren möchte ich mich bei Simone Boehringer, Judith Raupp und Andreas Monka für ihre Unterstützung bedanken.

Inhalt

Dank	VII
-------------------	-----

Einleitung: Mythos und Realität	1
Ewig lockt der Schatz	10

■ Gold – vergöttert, geraubt und verflucht	19
Eldorado und das Ende des Regenbogens	19
Krösus und das Glück	25
Der Tanz um das Goldene Kalb	30
Die goldenen Mauern von Simbabwe	36
Letzte Zuflucht der Inkas	43
Mit der Lizenz zum Rauben und Morden	52
Im Herzen der Finsternis	61
Der große Goldrausch	70
Die Kriegstreiber	81
Die große Depression	90
Hitlers harte Währung	98
Codename „Golden Lily“	109
Staub der Sterne	121
3 000 Meter unter der Erde	124
Weißer Reichtum, schwarze Arbeit	128
Auf dem Feuerring	132
Maos Erben	136
Indische Hochzeit	140
Phönix aus der Asche?	142

■ Symbole der Macht: Diamanten und andere edle Steine ..	149
Die Tränen der Götter	149
Teurer Kohlenstoff	152
Adamas, der Unbezwingbare	155
Der Hoflieferant	159
Diebe, Fälscher und Betrüger	163
Verschollen und wieder aufgetaucht	169

X | Inhalt

Die Schatzkammer Brasiliens	174
Das wertvollste Grundstück der Welt.....	177
Kampf der Giganten	182
Vom Winde verweht	188
Das Kartell.....	194
Marilyns Leidenschaft	202
Spur der Blutdiamanten	205
König der Smaragde	213
Opale auf dem Mars	220
Der weiße Elefant.....	223
Nichts für die Ewigkeit.....	227
Literaturliste.....	231

Einleitung: Mythos und Realität

*„Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
muss man den falschen Mächten abgewinnen,
die unterm Tage schlimm geartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt und keiner lebet,
der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.“*

(Wallenstein in: Friedrich von Schiller, *Wallensteins Tod*,
2. Akt, 2. Auftritt)

Die Faszination von Gold, Diamanten und anderen Edelsteinen scheint ungebrochen. Fluch und Segen liegen häufig eng beieinander. Dieses Buch nimmt den Leser mit auf eine Zeitreise, in der die wertvollen Schätze das Schicksal der Menschheit immer wieder in neue Bahnen lenken. Es ist die Geschichte glanzvoller Triumphe, grausamer Niederlagen und unendlichen Leids, die vom ewigen Streben nach Erfolg, Reichtum, Macht und Glückseligkeit erzählt.

Unumstrittener Herrscher im Reich der Preziosen ist Gold, ein wahres Multitalent: Sinnbild göttlicher Vollkommenheit, begehrter Rohstoff in der Industrie, Zahlungsmittel und Ruhekissen für verängstigte Anleger zugleich. Mit geraubtem Gold ebnete sich einst der ehrgeizige Emporkömmling Julius Caesar im alten Rom den Weg an die Macht. Krösus war von seinem Reichtum so verblendet, dass er unverdrossen auf seinen Untergang zusteuerte. An den sagenumwobenen Herrscher eines kleinen asiatischen Königreichs namens Lydien würde sich heute vermutlich niemand erinnern, hätte er nicht das erste allgemein anerkannte Münzsystem erfunden und damit den Grundstein für einen florierenden Welthandel gelegt.

Beachtliche Mengen an Gold und Edelsteinen waren auch im Spiel, als die Israeliten aus Ägypten flohen, mit 320 Tonnen Gold im Gepäck, das ihnen nicht gehörte. Dass die Könige des Alten Testaments Edelsteine und Geschmeide als wichtige Statussymbole betrachteten, belegen zahlreiche Stellen in der *Bibel*. Hinweise wie diese spornten Jahrhunderte später weltliche Herrscher im alten Europa zu waghalsigen Erkundungsfahrten ins Unbekannte an. Heinrich der Seefahrer war es, der – koste es, was es wolle – zur Goldquelle der

legendären Königin von Saba vorstoßen wollte und dabei den Seeweg nach Indien fand. Kolumbus, der im Auftrag der spanischen Krone die Segel hisste, zog es ebenfalls nach Indien. Allerdings wählte er eine andere Route und stieß dabei, ohne es zu ahnen, auf einen noch viel größeren Schatz: den amerikanischen Kontinent und die riesigen Goldvorräte der Inkas und Azteken, deren Kulturen mit der Ankunft der Europäer dem Untergang geweiht waren. Doch die Könige der Alten Welt verschleuderten ihren so gewonnenen Reichtum schneller, als ihnen lieb sein konnte, und Spaniens König Philipp II. schlitterte geradewegs in den ersten großen Staatsbankrott der Geschichte.

Die Schiffe der Spanier, die voll beladen mit Gold und anderen Schätzen den Atlantik überquerten, weckten Begehrlichkeiten. Nicht nur die englische Krone, sondern auch Portugal, Frankreich und die Niederlande sahen dem Treiben nicht lange tatenlos zu und machten dem spanischen König seine Beute streitig. Auf hoher See entspann sich ein wildes Katz-und-Maus-Spiel, das sogar einen neuen Berufszweig hervorbrachte, die Freibeuterei, eine besondere Form der Piraterie, mit einer Art staatlichen Lizenz zum Rauben und Morden. Legendar sind die Kaperfahrten von Sir Francis Drake, der mit seinem außergewöhnlichen Wagemut nicht nur Hunderte feindlicher Schiffe enterte, sondern auch das Herz seiner Königin, Elisabeth I. von England.

Als die Herrscher Europas Ende des 17. Jahrhunderts der Freibeuterei abschworen, wurde ein Heer von Seeleuten in die Arbeitslosigkeit entlassen. Viele von ihnen machten sich „selbständig“ und heuerten auf Piratenschiffen in der Karibik an, wo das Gewerbe einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, befeuert durch den zunehmenden Warenaustausch zwischen Amerika und Europa. Thomas Barrow und Benjamin Hornigold riefen auf Nassau die erste Piratenrepublik aus. Mit Anne Bonny und Mary Read standen erstmals auch zwei Frauen ganz oben in der Piratenhierarchie. Edward Teach, alias Blackbeard, narrte jahrelang die Küstenpatrouillen der jungen amerikanischen Staaten, bevor er schließlich in einen Hinterhalt geriet und starb.

Während sich die Herrscher Europas aufmachten, den Rest der Welt zu entdecken, schenkten sie einem Kontinent, den sie lange Zeit nur als unerschöpfliches Reservoir für Sklaven nutzten, zunächst wenig

Beachtung: Afrika. Doch mit Beginn des 19. Jahrhunderts machten sich Scharen von Abenteurer auf den Weg, um den riesigen weißen Fleck auf der Karte zu tilgen. Einer von ihnen war der ehrgeizige Brite Henry Morton Stanley, der sich rücksichtslos einen Weg durch den undurchdringlichen Dschungel Zentralafrikas bahnte und dabei eine blutige Spur hinterließ. Seine Methoden, die in Londoner Wissenschaftskreisen auf schroffe Ablehnung stießen, fanden jenseits des Ärmelkanals große Anerkennung. Belgiens König Leopold I. wusste die Qualitäten Stanleys zu schätzen. Er nutzte sie, um im Kongo – unbeobachtet vom Rest der Welt – seine Privatkolonie zu errichten. Sein grausames Vorgehen machte den skrupellosen Monarchen zu einem der reichsten Männer seiner Zeit. Leopold I. war zugleich der Erste, der die reichen Rohstoffvorkommen des afrikanischen Kontinents im großen Stil ausbeuten ließ.

Ein sensationeller Fund sollte am 24. Januar 1848 den Lauf der amerikanischen Geschichte verändert. Schuld daran waren ein paar unscheinbare Goldklumpen, die ein Farmarbeiter im Süden Kaliforniens im Sand glitzern sah. Eine Entdeckung, die den ersten großen Goldrausch auslöste. Vor allem in Europa, das zu jener Zeit von Hungersnöten und Massenarbeitslosigkeit heimgesucht wurde, euphorisierte die Nachricht die Massen. Voller Hoffnung machten sich Zehntausende auf den Weg, auf der Suche nach einem besseren Leben. Die Funde legten den Grundstein für den Aufstieg einer neuen Weltmacht und brachten Weltkonzerne wie den Jeanshersteller Levi's hervor, der mit seiner Arbeiterhose die Modewelt umkremelte. In Frankreich revolutionierten die Goldfunde den Finanzmarkt mit einem neuartigen Anlageprodukt, das noch heute so manchem Banker oder Unternehmer den Angstschweiß auf die Stirn treibt: hochspekulative Beteiligungsfonds, auch bekannt als Venture Capital.

Langsam und über die Jahrhunderte hinweg eroberte sich Gold einen ganz besonderen Platz in der Geschichte: als Weltwährung, ohne die beispielsweise der aufblühende Welthandel des 19. Jahrhunderts wohl kaum denkbar gewesen wäre. Doch die Abhängigkeit von dem glänzenden Metall führte die jungen Industriestaaten zugleich in eine fatale Abhängigkeit. Das Paradoxe daran: Während das Edelmetall immer mehr aus dem Umlauf verschwand, gewann es hinter den Kulissen zusehends an Macht. Der Goldstandard, also ein goldgedecktes

Währungssystem, wurde der Dreh- und Angelpunkt der mächtigen Londoner Finanzszene, die damals den Ton angab. Auch die Notenbanken anderer Ländern begannen riesige Mengen an Gold zu horten und machten es zur Grundlage für eine Papierwährung, die nach und nach das alte System aus Gold-, Silber- und Kupfermünzen ersetzte.

Doch der Goldschatz in ihren Tresoren verleitete die Banker auch zu äußerst riskanten Spekulationsgeschäften, die zum Auslöser für mehrere schwere Wirtschaftskrisen wurden. Trotzdem hielten die Mächte diesseits und jenseits des Atlantiks eisern an ihrer Goldwährung fest. Erst der Ausbruch des Ersten Weltkriegs setzte dem ein vorübergehendes Ende, weil die Länder weitaus mehr Schulden machten, als es ihre Edelmetallvorräte erlaubten. Als die Waffen endlich schwiegen, war auch die Finanzwelt nicht mehr die alte.

Die Hitler-Diktatur, die Gold offiziell als Symbol der verhassten „Plutokraten“ in London verunglimpfte, pflegte insgeheim eine äußerst innige Beziehung zu dem Edelmetall. Während des Zweiten Weltkrieges schleusten die Deutschen Gold im Wert von 1,7 Milliarden Schweizer Franken durch die Notenbank der Eidgenossen, die sich damit alles andere als neutral verhielten. Mit dem Gold, das sie in anektierten europäischen Nachbarländern geraubt hatten, finanzierten die Nazis ihre Kriegsmaschinerie und beschafften Rohstoffe, die nur gegen harte Devisen wie Franken oder Dollar zu beschaffen waren.

Die zweifelhaften Goldgeschäfte mit den Nazis brachten die Schweizer Regierung knapp 60 Jahre später in schwere Bedrängnis, weil es sich bei den entwendeten Schätzen unter anderem um sogenanntes Totengold handelte, das die Nazis Juden und Regimegegnern abgenommen hatten. Bis heute ist ungeklärt, was aus dem Gold der Nazis geworden ist, das führende Parteikader kurz vor Kriegsende an geheimen Orten verstecken ließen.

Auch in Südostasien herrschte kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs hektisches Treiben. Der Geheimdienst des japanischen Königshauses hatte die Aufgabe, einen der größten Schätze der Menschheit in Sicherheit zu bringen: unvorstellbare Mengen an Gold, Edelsteinen und Kunstschatzen, die die japanischen Streitkräfte im Laufe von vier Jahrzehnten bei Kriegszügen im gesamten asiatischen Raum geplündert hatten. Geheime Tunnel und Labyrinth wurden angelegt und mit Gift- und Sprengfallen präpariert. Lästig gewordene Zeugen der

Geheimoperation „Golden Lily“ wurden im Juni 1945 durch eine Sprengung im letzten von angeblich mehr als 170 Verstecken bei lebendigem Leib begraben.

Ein Teil des vergrabenen Schatzes tauchte Jahrzehnte später für kurze Zeit wieder auf, um gleich wieder zu verschwinden. Ein philippinischer Schlosser namens Roger Roxas stieß auf eines der Verstecke und fand dort neben Kisten voller Goldbarren auch eine große goldene Buddha-Statue. Doch der Schatz brachte ihm kein Glück. Die Geheimpolizei von Diktator Ferdinand Marcos kam ihm auf die Spur und er landete im Gefängnis. Roxas kämpfte sein Leben lang um Wiedergutmachung. Was aus den Schätzen der Golden-Lily-Operation geworden ist, bleibt bis heute ein Rätsel. Einer Verschwörungstheorie zufolge zwangen die Amerikaner nach Kriegsende überlebende Mitwisser in Japan unter Folter, die Verstecke preiszugeben. Sie ließen das Gold in die USA abtransportieren, wo es freilich nie offiziell registriert wurde. Ein beträchtlicher Teil der Schätze landete offenbar auch in den Händen des philippinischen Diktators Marcos, wie Gerichtsakten vermuten lassen.

Das industrielle Zeitalter der Goldförderung begann Anfang des 20. Jahrhunderts im Süden Afrikas. Zehntausende rechtloser Schwarzafrikaner schufteten in einer rasch wachsenden Zahl von Minen. Die Arbeitsbedingungen in den Minen waren mörderisch, die Lebenserwartung eines Bergbauarbeiters lag bei 37 Jahren. Die mächtigen Minenbesitzer errichteten ein perfides System der Ausbeutung und Rassentrennung, besser bekannt als Apartheid, das beinahe ein Jahrhundert überdauern sollte. Ungefährlich ist die Arbeit in den Stollen, die teilweise 3 000 Meter unter die Erde führen, aber auch heute nicht. Trotz hoher Sicherheitsstandards sterben jedes Jahr etwa 200 Arbeiter bei Grubenunfällen in Südafrika.

Ein Ort, an dem das zerstörerische Werk der industriellen Goldgewinnung besonders erschreckend deutlich wird, ist die Grasberg-Mine in Indonesien, eine der größten Kupfer- und Goldminen der Welt. Das Gelände liegt inmitten einer Regenwaldzone mit empfindlichem Umweltgleichgewicht. Schon die Erschließung der Mine geriet zur Materialschlacht, bei der moderne Kriegstechnologie zum Einsatz kam. Die in der Region ansässige Urbevölkerung wurde mit Waffengewalt vertrieben und der giftige Schlamm, der beim Abbau

anfällt, vergiftet seit Jahrzehnten die Flüsse und den angrenzenden Nationalpark. Das Ausmaß der Verwüstung ist selbst auf Satellitenbildern aus dem All deutlich zu erkennen. Die katastrophalen Zustände sorgen auch in der Bevölkerung für Aufruhr. Immer wieder kommt es zu Angriffen auf Beschäftigte der Mine, die auch Todesopfer fordern. Vom Rohstoffreichtum der Region profitieren wie in vielen anderen armen Ländern nur einige wenige, weil ein großer Teil der Einnahmen in dunklen Kanälen versickert.

Das Edelmetall gilt gemeinhin als Zuflucht, ganz besonders in Zeiten, in denen das Funktionieren der virtuellen Geldmärkte immer mehr infrage gestellt wird. Da überrascht es nicht weiter, dass die aufstrebende Weltmacht China ihren riesigen Handelsüberschuss nicht mehr nur in Dollar, sondern in Goldreserven investiert. Auch auf dem Gebiet der Förderung nimmt die Volksrepublik inzwischen den Spitzenplatz ein, vor Südafrika und anderen großen Produzenten. Die Branche befindet sich im Umbruch, die Gleichgewichte verschieben sich. Während etwa staatliche Konzerne an Macht gewinnen, müssen große, private Unternehmen zurückstecken. Doch der Kampf der Rohstoffgiganten hat gerade erst begonnen.

Viele Menschen fordern nach den jüngsten Erschütterungen des Weltfinanzsystems die Rückkehr zu einem transparenten Finanzsystem, das mit realen Werten abgesichert ist. Kein anderes Gut wäre dafür besser geeignet als Gold, meinen einige. Doch es bleiben Zweifel. Denn die Goldvorräte sind begrenzt und können langfristig das weltweite Wirtschaftswachstum nicht abbilden. Doch auch in dieser Krise vertrauen viele Menschen, wie schon in den Jahrtausenden zuvor, auf die Macht des Goldes – und wiegen sich dabei in trügerischer Sicherheit.

Der schöne Schein des Goldes wird nur noch von der funkelnden Schönheit der Edelsteine übertroffen, die ähnlich wie das Edelmetall einen ganz besonderen Platz in der Geschichte der Menschheit einnehmen – allen voran der Diamant, der lange Zeit als Symbol der Macht galt, das nur Königen und Fürsten vorbehalten war. Auch Frauen war das Tragen des schönsten und zugleich härtesten Edelsteins lange Zeit verboten. Die Erste, die dieses Tabu brach, war im 15. Jahrhundert eine Mätresse des französischen Königs Karl VII.

Die alten Griechen nannten den Diamanten wegen seiner ungewöhnlichen Härte „Adamas“, den Unbezwingbaren. Inder und Römer

waren fest davon überzeugt, dass er seinem Träger übernatürliche Kräfte verleihen konnte. Die Benediktinerin Hildegard von Bingen glaubte an die Heilkraft der seltenen Mineralien und verfasste sogar eine medizinische Abhandlung. Ihre Lehre findet heute noch zahlreiche Anhänger, obwohl der medizinische Nutzen von Edelsteinen inzwischen sehr umstritten ist. Selbst Dichter und Denker gerieten beim Anblick der funkelnden Steine reihenweise ins Schwärmen. Zu jenen, die sich offen zu ihrer Leidenschaft bekannten, zählen Shakespeare und Goethe.

Über viele Jahrhunderte galt Indien als Hauptlieferant von Juwelen. Die indischen Fürstenhöfe waren weithin bekannt für ihren sagenhaften Reichtum und schwelgten im Luxus. August der Starke zeigte sich von Erzählungen über das ausschweifende Leben am Hof von Delhi so beeindruckt, dass er seinen Hofjuwelier eine kostbare Miniatur der Szene anfertigen ließ, die unter anderem mit einem aus Blattgold und 26 733 Edelsteinen verzierten Stuhl bestückt ist.

Das hässliche Gesicht des Edelsteinbooms in Indien beschrieb im 17. Jahrhundert erstmals ein Reisender aus Europa. Er berichtete erschüttert über ein Heer von Leibeigenen, die mit bloßen Händen in der Erde wühlen mussten. Doch die Nachfrage nach den kostbaren Steinen aus Europa war groß. Seitdem der Portugiese Vasco da Gama den Seeweg nach Indien entdeckt hatte, stieg die Ausfuhr indischer Edelsteine sprunghaft an. Sie ließ erst nach, als auch in Brasilien große Vorkommen entdeckt wurden.

Als bekanntester Handelsreisender in Sachen Edelsteinen machte sich der Franzose Jean-Baptiste Tavernier einen Namen. An den europäischen Höfen ging er ein und aus. Er belieferte nicht nur den französischen Sonnenkönig Ludwig XIV. mit ungewöhnlich schönen Diamanten. Er war es auch, der legendäre Ausnahmesteine wie den Koh-i-Noor oder den French Blue aus Indien mitbrachte, Diamanten, die der Legende nach mit einem Fluch belegt waren und ihre späteren Besitzer gleich reihenweise ins Unglück stürzten.

Von der Prunk- und Prahlucht an den Königshöfen angelockt, nutzten auch Scharlatane und Betrüger die Gunst der Stunde. Einer von ihnen war der geheimnisvolle Graf von Saint Germain, der die Günstlinge am Hof des Sonnenkönigs mit einer ganz besonderen Fähigkeit in Atem hielt. Angeblich besaß er die Fähigkeit, fehlerbehaftete

Diamanten in lupenreine, wertvolle Edelsteine zu verwandeln. Bevor er jedoch als Betrüger überführt werden konnte, verschwand er unter mysteriösen Umständen.

Für einen der größten Skandale in Frankreich sorgte einige Jahrzehnte später die sogenannte Halsbandaffäre. Der spektakuläre Raub eines sehr wertvollen Diamantcolliers wuchs sich zu einer Staatsaffäre aus, die schließlich in die Französische Revolution mündete. Der bislang größte Diamantenraub der Geschichte spielte sich jedoch erst viel später, Anfang des 21. Jahrhunderts, in der europäischen Diamantenhauptstadt Antwerpen ab, als die Täter den Hochsicherheitstrakt des Zentrums mit über 100 Tresoren knackten und Beute im Wert von mehr als 100 Millionen Dollar machten.

Um die wertvollsten und bekanntesten Diamanten ranken sich zahlreiche Legenden. Einige von ihnen verschwanden unter ungeklärten Umständen, um dann völlig überraschend wieder aufzutauchen. So verhielt sich Karl der Kühne geradezu leichtsinnig, als er Mitte des 15. Jahrhunderts mit wertvollen Juwelen behängt in die Schlacht zog. Als seine verstümmelte Leiche Tage später in einem Tümpel entdeckt wurde, waren die Edelsteine verschwunden – darunter der berühmte Florentiner, der sich drei Jahrhunderte später im Besitz der österreichischen Kaiserin Maria Theresia wiederfand. Eine wechselvolle Geschichte hatte auch der Blaue Wittelsbacher hinter sich, als er 2008 von dem britischen Edelsteinhändler Laurence Graff ersteigert wurde. Der Stein, der einst Bayerns Königskrone zierte, erzielte einen Rekordpreis von 19 Millionen Euro.

Zur Massenware wurden Diamanten aber erst mit der Entdeckung der größten bis dahin bekannten Vorkommen in Südafrika in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erste Proben lösten in der Fachwelt zunächst ungläubiges Staunen aus. Einige Experten vermuteten gar eine Verschwörung von Spekulanten, die darauf aus waren, Grundstückspreise in die Höhe zu treiben. Der Zufallsfund eines Farmersohnes löste das größte Diamantenfieber der Geschichte aus. Doch die Schürfer stießen rasch an ihre Grenzen, als sie auf hartes Gestein trafen. Zwei Emporkömmlinge aus Großbritannien hatten nur auf eine solche Chance gewartet. Die Rivalen Barney Barnato und Cecil Rhodes begründeten mit neuen Technologien den modernen Bergbau und legten den Grundstein für einen der größten Konzerne

im Rohstoffsektor, den Diamantenkonzern De Beers. Doch erst der deutschstämmige Edelsteinexperte Ernest Oppenheimer machte ihn zum mächtigen Monopolisten, der beinahe ein Jahrhundert lang das Diamantengeschäft kontrollieren sollte.

Der Weg dahin war steinig. Oppenheimers ehrgeizige Pläne drohten zu scheitern, als ein kleiner deutscher Bahnmeister aus Thüringen in der Namib-Wüste Diamanten entdeckte. August Stauch baute im damaligen Deutsch-Südwestafrika ein Imperium auf, das Oppenheimers Unternehmen schwer zusetzte. Stauchs Erfolg bescherte auch dem deutschen Kaiser satte Einnahmen. Doch der Erste Weltkrieg und die Niederlage der Deutschen spielten Oppenheimer in die Hände und Stauch ging als Verlierer vom Platz.

Oppenheimer und seine Nachfolger verteidigten ihr Kartell mit eiserner Hand. Die dunklen Machenschaften des Konzerns inspirierten den James-Bond-Schöpfer Ian Fleming zu seiner Novelle *Diamantenfieber*, die mit Sean Connery in der Hauptrolle verfilmt wurde. Das Erstaunliche an diesem Agentenroman: Er wurde von der Realität in mancher Hinsicht noch übertroffen. Der Schmuggel von Blutdiamanten in Afrika war schon Mitte des vergangenen Jahrhunderts bittere Realität, auch wenn das wahre Ausmaß erst später bekannt wurde.

Der Aufstieg der Diamanten zum begehrten Luxusgut, das sich auch die breite Masse der Konsumenten leisten wollte, gelang De Beers mit einem der erfolgreichsten Werbecoups aller Zeiten. Auch Marilyn Monroe leistete dazu ihren Beitrag, als sie in dem Film *Blondinen bevorzugt* hingebungsvoll ins Mikrofon hauchte: „Diamonds Are a Girl's Best Friend“. Dass Diamanten unvergänglich sind, wie es der berühmte Werbeslogan glauben machen will, ist längst hinreichend widerlegt, mit einer geschickten Image- und Einkaufsstrategie zieht De Beers aber noch immer die Fäden in einem Milliardengeschäft, das seine Schattenseiten nur schwer verbergen kann: In Afrika finanzieren selbstherrliche Kriegsfürsten und brutale Herrscher wie Simbabwe Präsident Robert Mugabe blutige Kriege mit illegalen geschürften Steinen. Der Versuch der Branche, dieses Problem selbst in den Griff zu bekommen, gilt als gescheitert.

Verwüstung und Gewalt prägen auch die Geschichte eines anderen wertvollen Edelsteins, des Smaragds. Das grüne Gold Kolumbiens schlug bereits die spanischen Eroberer in seinen Bann. Bei ihrer gier-

gen Suche nach den begehrten Steinen löschten sie ganze Völker aus. Drogen und Smaragde gelten in der Neuzeit als wichtigste Exportgüter des südamerikanischen Landes, in dem die meisten Menschen unterhalb der Armutsgrenze leben. Der ungekrönte König der Smaragde heißt Victor Carranza, neben dem legendären Drogenboss Pablo Escobar eine der schillerndsten Persönlichkeiten Kolumbiens. Seine Vormachtstellung ist hart erkämpft. Seine Versuche, ein Smaragdkartell nach dem Vorbild von De Beers aufzubauen, blieben jedoch erfolglos.

Jahrzehntelang mühten sich die Kartellbehörden in Europa und den USA, das Diamantenkartell von De Beers zu brechen, nur mit mäßigem Erfolg. Die eigentliche Gefahr droht inzwischen von einer ganz anderen Seite. Hoch spezialisierte Unternehmen können künstliche Diamanten und Edelsteine herstellen, die von ihren natürlichen Vorbildern kaum zu unterscheiden sind. In Qualität und Härte stehen sie den Originalen in nichts nach. Bekommen kann man sie für einen Bruchteil des Preises echter Steine, die vor Millionen von Jahren tief in der Erdkruste entstanden sind. Eines werden die perfekten Steine aus dem Labor jedoch mit Sicherheit nie bieten können: eine geheimnisvolle Vergangenheit, die eng verknüpft ist mit der Geschichte der Menschheit. Es ist vor allem ihr Mythos, der ähnlich wie bei Gold den eigentlichen Wert von Diamanten und anderen Edelsteinen ausmacht.

Ewig lockt der Schatz

Über die Jahrtausende hinweg häufte die Menschheit eine atemberaubende Menge an Edelmetallen und Juwelen an. Viele dieser Schätze verschwanden, gingen unter mit den Schiffen, die sie über die Meere transportieren sollten, oder kamen in den Wirren von Kriegen und Naturkatastrophen abhanden. Andere wurden vergraben und gerieten für immer in Vergessenheit. Häufig sind damit Tragödien verbunden, die den Stoff für unzählige Legenden liefern. Sie schüren die Sehnsucht nach schnellem Reichtum und treiben Generationen von Schatzsuchern zu Höchstleistungen an. Auf der Suche nach verschollenen Reichtümern nehmen die Jäger unglaubliche Strapazen

auf sich. Sie ziehen in die entlegensten Gegenden dieser Erde, nicht wenige bezahlen ihren Wagemut mit dem Leben. Auf der Suche nach sagenumwobenen Schätzen werden ganze Vermögen verprasst – kein Weg scheint zu weit, kein Preis zu hoch.

Die Geschichte von Jim Hawkins, dem jugendlichen Helden in Robert Stevensons Erfolgsroman *Die Schatzinsel*, begeistert noch heute viele Leser, obwohl sie vor mehr als 120 Jahren niedergeschrieben wurde. Die Suche nach einem versteckten Piratenschatz lieferte den Stoff für Dutzende von Verfilmungen. Die Romanvorlage zählt zu den meistverkauften Büchern der Welt. Obwohl reine Fiktion, lässt der Inhalt einigen Abenteuersüchtigen keine Ruhe. Die Karibik war für viele Jahrzehnte der Rückzugsort für Piraten und Freibeuter, die Jagd auf Schiffe machten, deren Bäume voll beladen mit Gold, Silber und anderen wertvollen Rohstoffen waren. Auf der Überfahrt von Süd- oder Mittelamerika in Richtung Europa wurden sie zur leichten Beute.

Einige glauben, in der Kokosinsel – einem winzigen unbewohnten Eiland im Pazifischen Ozean, das heute zu Costa Rica gehört – Stevensons Schatzinsel gefunden zu haben. Zu jenen, die angeblich auf dem acht Kilometer langen und fünf Kilometer breiten Stück Land ihre Beute versteckten, soll unter anderem der berühmte Freibeuter Henry Morgan gehört haben. Zahlreiche Expeditionen wurden zusammengestellt, um dem Geheimnis der Kokosinsel auf die Spur zu kommen, bislang mit wenig Erfolg.

Unter den Unermüdlichen fand sich auch ein Deutscher, August Gissler. Er lebte beinahe zehn Jahre bis 1908 auf der Insel. Die Suche nach dem Kirchenschatz von Lima, den er dort vermutete, wurde zur fixen Idee. Gissler brachte das Geld zahlreicher Investoren durch. Das Einzige, was er fand, waren sechs Goldmünzen. Der wahre Schatz der Kokosinsel liegt vermutlich in den Gewässern, die sie umgeben. Auf den weitläufigen Korallenriffen hat sich eine Tier- und Pflanzenwelt entwickelt, die weltweit einzigartig ist. 1997 wurden die Insel und ihre Umgebung deshalb zum Weltnaturerbe der UNESCO erklärt.

Kein Ort gab und gibt Wissenschaftlern und Hobbyarchäologen so viele Rätsel auf wie Atlantis, jener sagenhaft wohlhabende Inselstaat, der der Überlieferung nach vor mehr als 12 000 Jahren durch eine Naturkatastrophe ausgeradiert wurde. Mit nur wenigen Sätzen, in

denen er das untergegangene Reich beschrieb, löste der griechische Philosoph Platon eine der größten Suchaktionen der Geschichte aus. Ob Atlantis überhaupt je existiert hat? Keiner weiß es. Trotzdem wird unermüdlich nach den Überresten der sagenumwobenen Seemacht gefahndet. Über die Lage der Insel kursieren die wildesten Gerüchte, von Helgoland über die Kanarischen Inseln bis hin zur griechischen Insel Kreta reichen die Vermutungen. Die meisten wurden inzwischen als Hirngespinnste entlarvt.

Einer anderen Theorie zufolge ist Atlantis identisch mit dem ebenfalls längst untergegangenen Troja, dessen Überreste auf dem heutigen Staatsgebiet der Türkei liegen. Ein Abenteurer aus Mecklenburg-Vorpommern entdeckte den Schauplatz zahlreicher Mythen und Legenden 1873 unter einem Berg von Schutt und Geröll: Heinrich Schliemann stieß nicht nur auf die Ruinen einer der bedeutendsten Siedlungen des Altertums, sondern auch auf den Schatz des Priamos, den er einem gleichnamigen König der Antike zuschrieb, was jedoch nie bewiesen werden konnte. Der sensationelle Fund umfasste wertvollen Schmuck, Gefäße und Kunstgegenstände aus purem Gold mit einem Gesamtgewicht von 15 Kilogramm.

Schliemann hielt sich nicht an seine Abmachung mit den türkischen Behörden, schmuggelte den Schatz außer Landes und musste sich deshalb später vor Gericht verantworten. Der Schatz des Priamos, der bis zum Zweiten Weltkrieg in Berlin ausgestellt wurde, verschwand nach dem Einmarsch der russischen Truppen und tauchte erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in Moskau wieder auf. Um seine Anerkennung als Wissenschaftler kämpfte der Hobbyarchäologe Schliemann vergeblich, auch weil er mit seinen rücksichtslosen Grabungen eine wertvolle archäologische Fundstätte verwüstet hatte.

Wen das Fieber der Schatzsuche erst einmal erfasst hat, den lässt es nie wieder los. Zu den hoffnungslos Infizierten gehörte auch der 1799 geborene französische Schriftsteller Honoré de Balzac, der die Gesellschaft seiner Zeit kritisch betrachtete. Was nur wenige wissen, der rastlose Romancier, der sich mit mäßigem Erfolg immer wieder als Unternehmer versuchte, war ein leidenschaftlicher Schatzsucher. Als er in einem alten Schriftstück den Hinweis fand, dass auf einer kleinen Insel in der Seine Gold aus der Römerzeit vergraben sei, zögerte er nicht. Er überredete zwei Freunde, ihm zu helfen, und machte sich

mit Spaten und Hacke ans Werk. Doch die Männer mühten sich vergeblich und Balzacs Helfer suchten bald das Weite. Der Schriftsteller gab auf – zu früh, wie sich später herausstellte. Ein Händler erwarb das Grundstück und ließ dort ein Haus bauen. Arbeiter entdeckten in der Baugrube tatsächlich römisches Gold und Silber.

Balzac ließ sich durch diesen Fehlschlag nicht entmutigen. 1838 machte er sich auf, um im Landesinneren der Insel Sardinien nach den verschütteten Überresten römischer Silberminen zu suchen. Er versetzte Hab und Gut, um eine Expedition zu finanzieren, die ihn auf dem Rücken eines Pferdes durch ein Land führte, das ihm fremd und gefährlich erschien. Doch sein Instinkt hatte ihn erneut an den richtigen Ort geführt. Nur dass er diesmal zu spät kam. Ein anderer war schon ein Jahr zuvor auf die Idee gekommen und hatte sich die Rechte an den antiken Bergwerken gesichert, die in den folgenden Jahren erstaunliche Erträge abwarfen. Auch die ersehnte Anerkennung als Schriftsteller blieb Balzac zu Lebzeiten versagt, die Aufnahme in die renommierte Académie française wurde ihm mehrfach verweigert. Der Lebemann Balzac starb als armer Mann, vom späten Erfolg seiner Werke profitierte erst seine Witwe.

Viele hoffnungsvolle Schatzjäger führte ihre Leidenschaft geradewegs in den Tod. So auch den australischen Goldprospektor Harold Lasseter, der besessen von der Idee war, dass er bei einer seiner Erkundungen im Outback auf eine der reichhaltigsten Goldadern Australiens gestoßen sei. Das Problem daran: Nur er wusste, wo diese sich befand. Die eigentliche Tragödie war jedoch, dass er die Stelle trotz intensiver Suche nicht wiederfinden konnte. Denn der Sextant, den er zur Vermessung benutzt hatte, war – wie sich später herausstellte – defekt und Lasseter hatte es versäumt, Wegmarkierungen zu hinterlassen. Trotzdem machte er sich mit Helfern auf den Weg in den Busch, um die Stelle wiederzufinden. Als ihn seine Weggefährten im Stich ließen, zog er alleine weiter und wurde nicht mehr lebend gesehen. Aborigines fanden seine Leiche einige Monate später, im März 1931. Lasseter wurde post mortem zum Medienstar. Zeitungen rund um den Globus berichteten über sein tragisches Schicksal.

Doch es gibt auch jene, die gleich vor ihrer Haustür über das große Glück stolpern. Der Fund, den der 35-jährige David Booth im Jahr 2009 machte, kommt einem Ereignis gleich, das statistisch betrachtet

unwahrscheinlicher ist als ein Sechser im Lotto mit Jackpot. Als sich der Schotte einen Metalldetektor anschaffte, wollte er sich eigentlich nur ein Hobby zulegen, das ihm Bewegung an der frischen Luft verschaffte. Doch schon beim ersten Einsatz seines neuen Freizeitgeräts landete er den großen Treffer. Er stieß auf einen Goldschatz, der aus kunstvoll gefertigten Halsbändern bestand, die vermutlich vor mehr als 2 000 Jahren geschaffen wurden. Experten schätzten ihren Wert auf mehr als eine Million Euro. Fündig wurde der Aufseher eines Tierparks nur einen Steinwurf entfernt von der Stelle, wo er sonst sein Auto parkte. Nach schottischem Recht darf Booth den Schatz zwar nicht behalten, doch er hat ein Anrecht auf einen Finderlohn, der dem Wert des unerwarteten Fundes entspricht. Umgerechnet 250 Euro hatte Booth in die Anschaffung seines Metalldetektors gesteckt, eine Investition, die sich für ihn mehr als ausgezahlt hat. Andere geben Millionenbeträge aus, um den Objekten ihrer Begierde näher zu kommen.

Allein auf deutschem Boden ruhen nach Einschätzung von Archäologen noch mindestens 1 500 Tonnen an Gold, Silber und Juwelen, die darauf warten, wiedergefunden zu werden. Eine Aussicht, die auch hierzulande vielen Schatzsuchern keine Ruhelässt. Zu Tausenden ziehen sie mit Hightech-Geräten ausgerüstet durch die Lande, um etwa nach dem Schatz der Nibelungen zu suchen, der der Sage nach in den Fluten des Rheins versunken ist.

Ein scheinbar unerschöpfliches Reservoir sind auch die Ozeane. Die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, kurz UNESCO, geht davon aus, dass mindestens drei Millionen Wracks auf dem Meeresboden liegen. Viele von ihnen waren randvoll mit Gold und Silber, Porzellan und anderen wertvollen Kunstgegenständen von unschätzbarem Wert beladen, als sie in Stürmen oder bei Gefechten auf hoher See untergingen. Allein die Niederländische Ostindien-Kompanie, die zwei Jahrhunderte lang den Handel zwischen Vorderasien und Europa kontrollierte, verlor 250 Schiffe, mindestens die Hälfte davon war mit wertvoller Fracht beladen.

Der technische Fortschritt der vergangenen Jahrzehnte löste einen regelrechten Goldrausch unter Wasser aus. Die Schiffsfriedhöfe der Weltmeere üben eine magische Anziehungskraft aus, nicht nur auf

Archäologen und professionelle Schatztaucher, sondern auch auf eine große Schar zwielichtiger Glücksritter, die es nur auf den schnellen Profit abgesehen haben, sich nicht um Gesetzeschergen und rücksichtslos archäologisch wertvolle Fundstellen verwüsten.

Die Suche im Meer entwickelte sich so zu einer milliardenteuren Materialschlacht, der dank modernster Technologie aus dem militärischen Bereich kaum noch Grenzensetzt sind. Unbemannte Tiefsee-U-Boote dringen in die tiefsten Winkel der Weltmeere vor. Werden sie fündig, besorgen computergesteuerte Roboter die Bergung. Doch die Risiken, auch die finanziellen, sind unwägar. Häufig verbringen professionelle Bergungsunternehmen Jahre damit, ein gesunkenes Schiff zu lokalisieren. Erschwert wird die Suche durch schlechtes Wetter und langwierige Auseinandersetzungen mit Behörden. Einzelne Länder werten die Suche in ihren Gewässern als schweren Verstoß gegen ihre Gesetze.

Ein wahres Eldorado für Schatztaucher sind unter anderem die Gewässer an der Küste von Florida. Noch immer werden nach jedem Sturm alte Gold- und Silbermünzen an den Stränden gefunden. Die spanische Krone verlor hier 1554 eine ganze Flotte. Die Straße von Florida gehörte zu dieser Zeit zu den meistbefahrenen Routen und war bei Kapitänen und Besatzungen wegen ihrer Wirbelstürme gefürchtet. Große Mengen an Gold und Silber wurden hier durchgeschleust. Einer der wichtigsten Sammelpunkte für die lange Überfahrt nach Europa war für viele Schiffe der tiefe Hafen von Havanna.

Als ungekrönter König unter den Glücksrittern der Weltmeere gilt der Amerikaner Tommy Thompson. Er begann in den 80er-Jahren mit der Suche nach dem, was von der „Central America“ übrig war, ein Schiff, das 1857 auf der Überfahrt von Panama nach New York gesunken war, mit 20 Tonnen Gold an Bord. Dem Tiefseeingenieur gelang es, nicht nur das Wrack zu orten, sondern auch seinen wertvollen Inhalt zu bergen: Edelmetall im Wert von einer Milliarde Dollar – einer der ganz wenigen großen Glückstreffer.

Für Mel Fisher, einen Hühnerzüchter aus Indiana, entwickelte sich die Jagd nach der spanische Galeone „Nuestra Señora de Atocha“ zur persönlichen Tragödie. Mehr als 15 Jahre suchte er nach dem Schiff und verlor dabei Sohn und Schwiegertochter. Das Abenteuer verschlang mehr als acht Millionen Dollar. 1985 stieß er schließlich

auf das Wrack, nach dem er so lange verzweifelt gesucht hatte. Er und seine Mannschaft hoben Gold, Silber und Edelsteine im Wert von 350 Millionen Dollar, doch Fisher zahlte dafür einen hohen Preis.

Einige Unternehmen organisieren die Wracksuche generalstabsmäßig. Die von dem Amerikaner Greg Stemm gegründete Bergungsfirma Odyssey Marine Exploration zählt zu den erfolgreichsten in der Branche. Sie ist sogar börsennotiert und lässt sich von abenteuerlustigen Anlegern mit Kapital versorgen. Auf der Erfolgsliste des Unternehmens stehen einige der meistgesuchten Wracks der Welt, wie etwa der amerikanische Raddampfer „SS Republic“, in dessen Frachtraum große Mengen an Gold- und Silbermünzen lagerten, als er unterging, oder das englische Kriegsschiff „HMS Victory“, das 1744 mit vier Tonnen Gold vor der Kanalinsel Alderney in den Fluten versank. Eine Katastrophe, die keiner der 1 000 Seeleute an Bord überlebte.

Für die glücklichen Finder der Schätze aus der Tiefe beginnt der Ärger meist dann, wenn es ans Heben geht. Denn es ist keinesfalls selbstverständlich, dass die wertvolle Fracht auf dem Meeresgrund auch demjenigen gehört, der sie aufgespürt hat. Liegt das Wrack in den Hoheitsgewässern eines Landes, ist die Lage relativ eindeutig. Eigentümer ist das jeweilige Land. Außerhalb dieser Grenzen im offenen Meer stellt sich die Rechtslage schon schwieriger dar. Handelt es sich beispielsweise um ein Schiff, das früher im Dienste seines Landes stand, kann dieses auch noch nach Jahrhunderten Anspruch auf die verlorene Fracht erheben. Der Entdecker kann dann nur einen Finderlohn einfordern. Außerdem kann es passieren, dass Nachfolgeunternehmen früherer Versicherungen, die einst für den Schaden aufkommen mussten, ihr Geld zurückfordern.

Bei Odyssey ist man solchen Ärger bereits gewöhnt. Ein Streit mit der britischen Regierung über das Gold der „HMS Victory“ verzögerte die Bergung um Monate. Als die Spezialisten der Firma vor der Küste North Carolinas ein gewinnversprechendes Wrack orteten, handelten sie sich großen Ärger mit den spanischen Behörden ein. Das Land reklamierte, dass es sich bei dem Wrack um die „El Salvador“ handeln müsse, ein Handelsschiff, das einst unter der Flagge der spanischen Krone zwischen Amerika und Europa über den Atlantik kreuzte.

Professionelle Schatzsucher wie Aaron Regent erledigen ihre Arbeit in Anzug und Krawatte. Regent ist Chef des kanadischen Unter-

nehmens Barrick Gold, einer der größten Bergbaukonzerne der Welt und ein Schwergewicht in der Minenindustrie, das beinahe zehn Prozent der weltweiten Goldproduktion liefert. Männer wie Regent zählen zu den Champions im Auffinden von Gold und anderen wertvollen Rohstoffen. Dafür werden sie fürstlich entlohnt. Sie investieren im Interesse ihrer Aktionäre Milliarden in den Kauf von Abbaulizenzen und in vielversprechende Minen, die das wirtschaftliche Überleben des Unternehmens sicherstellen sollen.

Die harte Arbeit in den Minen, die früher einer Heerschar von Männern ein Auskommen sicherte, wird längst von Maschinen erledigt, die von wenigen Menschen mit einfachen Handgriffen gesteuert werden können. Ohne diese technischen Fortschritte wären die Produktionssteigerungen der vergangenen Jahrzehnte kaum möglich gewesen. Beim nüchternen Abwägen von Kosten und Nutzen können sich Manager wie Regent Sentimentalitäten nicht leisten. In ihrem knallharten Kosten-Nutzen-Kalkül bleibt für Mythen und Legenden kein Raum. Sie halten sich lieber an die Fakten. Ihre Aufgabe ist es, Risiken zu minimieren und Erträge zu maximieren. Doch versagen sie, kann der Stuhl, auf dem sie Platz genommen haben, schnell zum Schleudersitz werden.

Gold – vergöttert, geraubt und verflucht

Eldorado und das Ende des Regenbogens

„Über Jahrhunderte hinweg hat Gold die Leidenschaft für Macht und Ehre, für die Schönheit, die Sicherheit und selbst für die Unsterblichkeit in uns erweckt. Es wurde zur Ikone der Gier, Instrument der Eitelkeit und in seiner Rolle als Währungsstandard zur engen Fessel. Keine andere Substanz hat über einen so langen Zeitraum hinweg eine solch große Verehrung erfahren.“

(Peter L. Bernstein, in: *Die Macht des Goldes*)

Für die Ägypter war Gold das Fleisch der Götter, die Inkas sahen in ihm die Schweißperlen der Sonne. Das Edelmetall beflügelt seit jeher die Fantasie der Menschen, es ist Symbol für die Unsterblichkeit, gilt als Retter aus der Not oder betört durch seinen unvergleichlichen schimmernden Glanz. Gold ist der Stoff, aus dem unzählige Legenden und Sagen gestrickt sind. Sie beschreiben Gold als Laster der Gierigen, Glück der Unschuldigen und letzte Rettung der Rechtlosen. Jene, die zu rücksichtslos nach dem Edelmetall streben, nehmen meist kein gutes Ende.

König Midas, Held einer Sage aus der Antike, kam trotz seiner Gier noch einmal mit einem blauen Auge davon. Sein Streben war zunächst nur das nach Weisheit. Doch Gelegenheit macht bekanntlich Diebe, und so beschloss er, nebenbei noch reich zu werden. Und das ging so: Um sich die besagte Weisheit anzueignen, entführte er den Silenos, Sohn des griechischen Hirtengottes Pan und Lehrmeister des legendären Dionysos, auch Bacchus genannt. Silenos war dafür bekannt, dass er sehr klug war, wie sein Zögling aber gern einen über den Durst trank. Midas nutzte diese Schwäche, füllte sein Opfer mit Wein ab und hatte leichtes Spiel, ihn gefangen zu nehmen.

Doch Dionysos setzte alles daran, seinen Meister freizubekommen, und versprach Midas, einen Wunsch zu erfüllen, egal, was es auch sei. Dieser äußerte prompt den wenig weisen Wunsch, alles, was er fortan berühre, möge sich umgehend in Gold verwandeln. Selbst Brot und Wasser erstarrten daraufhin in seinen Händen zu glänzenden Klumpen. Als er hungrig und durstig auch noch seine geliebte Tochter in eine Goldstatue verwandelte, flehte er Dionysos an, sein Versprechen zurückzunehmen. Dieser war nicht nachtragend und riet ihm, er solle ein Bad im Fluss vor seiner Haustür nehmen. Midas unheilvolle Gabe übertrug sich, so die Überlieferung, auf das Gewässer, das fortan Gold in rauen Mengen anschwemmte und den Kidnapper des Silenos zu einem der reichsten Männer seiner Zeit machte.

König Midas erhielt seine Lektion. Doch trotz seiner Missetaten nahm sein Schicksal eine gute Wendung. Anderen Protagonisten in der Welt der Sagen blieb dies versagt. Nicht selten führte die Gier nach Gold in den sicheren Untergang, wie in der Legende um den Schatz der Nibelungen, der so umfangreich gewesen sein soll, dass zahlreiche Karren notwendig waren, um ihn zu transportieren. Der unerschrockene Siegfried scheute keinen Aufwand, um den Hort in seinen Besitz zu bringen, kämpfte gegen Hunderte von Gegnern, darunter angeblich zwölf Riesen, einen Zwerg und sogar einen Drachen. Dies alles nahm Siegfried auf sich, um die schöne Königstochter Kriemhild, Schwester der Burgunderkönige, zu beeindrucken. Der von Siegfried erbeutete Schatz rückte ins Zentrum eines finsternen Intrigenspiels, an dessen Ende alle Beteiligten ein unnatürliches Ende fanden und der Goldschatz für immer in den Fluten des Rheins versank, wo Unermüdliche bis heute nach ihm suchen.

Wie viele dieser Sagen hat auch die Nibelungen-Erzählung historische Wurzeln und einen wahren Kern. Sie spielt in der Zeit der großen Völkerwanderung in Nordeuropa. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts war die Rhein-Gegend um Worms Teil des bröckelnden Römischen Reiches und hart umkämpft. Von Westen drängten die Burgunder in die Region, von Osten die Hunnen. Die Oberhand behielten die Hunnen, die ihre Gegner vertrieben. Auf der Flucht vergruben die Flüchtlinge ihre Reichtümer an vermeintlich sicheren Orten, in der Hoffnung, sie später wieder ausgraben zu können. Viele dieser Schätze wurden nie wieder abgeholt, das zeigen die Zufallsfun-

de, auf die Archäologen und Hobbyschatzsucher auch in diesen Tagen immer wieder stoßen.

Doch mit Gold lassen sich auch erzieherische Anreize setzen, in Gestalt einer Märchenwelt, in der stets das Gute über das Böse siegt. Wie etwa mit dem Märchen der Gebrüder Grimm von Frau Holle und ihren Schützlingen Goldmarie und Pechmarie. Die schlichte Botschaft der Geschichte, mit der unzählige Generationen von Kindern groß geworden sind: Gehorsam und Fleiß der Tüchtigen werden mit einem Goldregen belohnt, wer sich widerspenstig gibt und es an der richtigen Arbeitsmoral fehlen lässt, wird mit Pech überschüttet. In Rumpelstilzchen, einem anderen Märchen der Gebrüder Grimm, wird die Prahlucht angeprangert. Eine Müllerstochter gerät unverschuldet in Not, weil ihr Vater nicht an sich halten kann und dem König verspricht, dass seine Tochter aus Stroh Gold spinnen könne. Der Herrscher freut sich und sperrt das Mädchen unverzüglich in eine Kammer voll Stroh. Dank eines kleinen Männchens namens Rumpelstilzchen gelingt der armen Müllerstochter das Unmögliche.

Ob es Prahlucht oder schlicht reine Selbstüberschätzung war, die den Alchemisten Johann Böttger geritten haben mag, als er Anfang des 18. Jahrhunderts tönte, er könne aus wertlosen Materialien Gold herstellen, ist nicht überliefert. Dafür aber, dass es ihm nicht viel besser erging als der armen Müllerstochter. Der sächsische Kurfürst August der Starke ließ ihn kurzerhand in der Dresdner Jungfernbastei einsperren. Dort sollte er erst wieder nach Gelingen der angekündigten Tat herauskommen. Auf die Hilfe von Rumpelstilzchen konnte Böttger nicht zählen, er verschwand für lange Zeit hinter dicken Festungsmauern und ließ nichts unversucht, Gold herzustellen. Was dabei nach Jahren der Mühsal herauskam, war zwar nicht das ersehnte Edelmetall, dafür aber ein nicht mindert begehrter Stoff zu jener Zeit: Porzellan, auch weißes Gold genannt. Dessen Herstellung galt bis dahin als eines der bestgehüteten Geheimnisse Chinas. Doch an Böttgers Erfindung verdienten andere. Er selbst starb 1719 nur vier Jahre nach seiner Haftentlassung im Alter von 37 Jahren. Die jahrelangen Experimente mit giftigen Substanzen hatten seine Gesundheit ruiniert. Der Traum, mit dem Griff in die Trickkiste der Chemie Gold herzustellen, bleibt bis heute unerfüllt.

Die Suche nach Gold beschäftigt die Menschen seit jeher. Während die einen an eine chemische Rezeptur glauben, jagen andere dem Ende des Regenbogens nach, wo angeblich ein Topf mit Gold den glücklichen Finder erwartet, wenn er nur lange genug sucht. Man mag sich vorstellen, wie sehr diese bunt schillernden Wunderwerke der Natur die Menschen faszinierten, besonders in früheren Zeiten, als es dafür noch keine wissenschaftliche Erklärung gab. Nicht von ungefähr liegt der Ursprung dieser Legende im bitterarmen und regenreichen Irland. Dass die vielen Töpfe voller Gold bislang unentdeckt blieben, schreiben die Iren ihren Bewachern zu, den griesgrämigen und geizigen Leprechauns, kleinen gnomenhaften Fabelgestalten, die meist mit Zipfelmütze dargestellt werden. Der irischen Legende nach sollen die geschickten Handwerker die gesamte Märchenwelt mit Schuhen beliefern und sich auch erfolgreich als Bankiers betätigen. Die Einnahmen aus diesen florierenden Geschäften sollen am Ende des Regenbogens eingelagert sein.

In anderen Regionen dieser Erde, etwa in Südamerika, wo Gold im Gegensatz zum armen Irland im Überfluss vorhanden war, wurde dem Edelmetall stets eine mythologische Bedeutung zugeschrieben. Die Legende von Eldorado – dem goldenen Mann oder, wie häufig falsch interpretiert, der goldenen Stadt – hat hier ihren Ursprung. Es ist der Ort der Sehnsüchte aller Glücksritter und Schatzsucher und der Inbegriff unendlichen Reichtums. Als Spanier und andere europäische Eroberer den südamerikanischen Kontinent im 16. Jahrhundert in ihren Würgegriff nahmen, brachten sie eine Legende mit in die Alte Welt, die ursprünglich aus Kolumbien stammte. Sie wurde überliefert vom indianischen Stamm der Muisca, deren Herrscher einst bei ihrer Amtseinführung den Göttern große Mengen Gold opferten. Mit einem voll beladenen Floß und von Kopf bis Fuß mit Goldstaub bedeckt ruderte der Häuptling hinaus auf einen See, wusch sich den Staub vom Leib und warf wertvolle Gaben ins Wasser, um die Götter gnädig zu stimmen. Dass auch diese Legende einen wahren Kern hat, bestätigte 1968 der Zufallsfund einer 18 Zentimeter langen Skulptur aus purem Gold in einer Höhle in der Nähe der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá, dem früheren Siedlungsgebiet der Muisca: Das sogenannte Goldfloß von Eldorado stellt eben jene beschriebene Opferhandlung dar.

Dem indianischen Volksstamm brachten die großzügigen Opfergaben nicht den erhofften Beistand ihrer Götter, sondern den Untergang. Die Spanier folgten aus der Legende, dass es irgendwo in Südamerika einen Ort geben musste, wo sich riesige Goldschätze angehäuft haben. Im Jahr 1535 startete der Spanier Gonzalo Jiménez de Quesada mit einer Expedition von der Karibik aus in die Berge Kolumbiens. Sein Auftrag: die Entdeckung Eldorados. Als sie schließlich auf einem Hochplateau die Siedlungen der Muisca entdeckten, trafen sie dort auch auf den deutschen Nikolaus Federmann, einen Gesandten des Augsburger Handelshauses der Welser, und seine Söldnertruppe sowie eine weitere spanische Expedition. Sie lösten die Konkurrenzsituation, indem sie sich zu einer Kooperation durchrangen. Die Europäer erbeuteten Gold und Smaragde. Ergebnis ihrer Übergriffe war schließlich die totale Vernichtung der alten indianischen Kultur. An den wahren Schatz auf dem Grund des Guatavita-Sees kamen sie jedoch nicht heran.

Quesada und seine Mitstreiter setzten das Reich der Muisca vielleicht gerade deshalb nie mit dem sagenhaften Goldland gleich. Für den stolzen Spanier aus Córdoba wurde Eldorado zur fixen Idee. Bis zu seinem Tod suchte er nach dem Land seiner Sehnsucht. Kostspielige Expeditionen trieben ihn schließlich in den Ruin. Scharen von Eldorado-Infizierten folgten seinem Beispiel, sie alle jagten und jagen einem Phantom nach, das es vermutlich nie gegeben hat.

Einigen Schatzsuchern gelang es später, das Wasser im Guatavita-See abzulassen und einen Teil der Opfergaben zu bergen. Den ersten Versuch startete Quesadas Bruder bereits zehn Jahre, nachdem die Spanier das Gewässer entdeckt hatten. Quesada nahm eine große Zahl von Indios gefangen und zwang sie, den See mit Eimern auszuschöpfen. Weit kam er damit allerdings nicht. Nach drei Monaten harter Arbeit senkte sich der Wasserspiegel gerade einmal um drei Meter, bevor anhaltende Regengüsse den Erfolg zunichtemachten. Vier Jahrzehnte später ließ ein spanischer Kaufmann von Tausenden von Arbeitern einen Kanal graben, um das Wasser abzuleiten. Diese Methode senkte den Pegel immerhin um 20 Meter. Dies reichte aus, um einige Objekte aus Gold und wertvolle Smaragde aus dem Morast zu ziehen, bevor ein Erdbeben den Kanal blockierte und der See in kürzester Zeit wieder volllief.

Anfang des 20. Jahrhunderts startete eine britische Firma einen weiteren Versuch, den See mithilfe eines Kanals trocken zu legen. Doch der freigelegte Grund verwandelte sich in einen tückischen Sumpf, der sich als unbegehrbar erwies. Als er endlich ausgetrocknet war, hatte sich der Boden in einen steinharten Untergrund verwandelt, der jede Grabung zum Scheitern verurteilte. Der erstarrte Schlamm verstopfte auch den Kanal. Nachdem der See wieder vollgelaufen war, unterband die kolumbianische Regierung mit einem Gesetz jeden weiteren Versuch, die Schätze Eldorados zu heben. Ein Teil der vom Seegrund geborgenen Artefakte ist heute in einem Museum in Bogotá zu sehen.

Mythologische Orte, an denen Gold im Überfluss vorhanden ist, beschäftigen die Menschen von jeher. Die meisten von ihnen existieren bis heute nur in der Fantasie. Eldorado ist der bekannteste von ihnen. Im Altertum, als der amerikanische Kontinent noch nicht entdeckt war, zählten dazu vor allem geheimnisvolle Orte mitten im unbekannten Herzen Afrikas. Das in der *Bibel* immer wieder erwähnte Goldland Ophir, das unter anderem Quelle für den unermesslichen Reichtum von König Salomo gewesen sein soll, wurde in Ostafrika oder in Vorderasien vermutet. Der Hinweis auf einen Ort namens Punt findet sich in diversen altägyptischen Inschriften. Es gilt als erwiesen, dass die alten Ägypter aus diesem rohstoffreichen Land seit dem dritten Jahrtausend vor Christus nicht nur große Mengen an Gold und Silber bezogen, sondern auch Weihrauch, Elfenbein, Salz und Tierfelle. Der Überlieferung nach waren die Bewohner von Punt Viehzüchter und lebten auf Pfahlbauten. Alte Schriftzeichen dokumentieren, dass mehrere Pharaonen regelmäßig zu Expeditionen in das Goldland aufbrachen, das auf dem heutigen Staatsgebiet von Eritrea oder Somalia vermutet wird. Bekannt ist unter anderem der Ausflug, den die Pharaon-Königin Hatschepsut unternahm. Einen Bericht dieser Reise hinterließ sie in einem Relief, das eine Wand ihres Totentempels in der Nähe von Luxor ziert.

Krösus und das Glück

Krösus, der sagenumwobene Herrscher eines kleinasiatischen Königreiches namens Lydien, glaubte fest daran, dass allein Gold und Reichtum glücklich machen. Weiler über beides im Überfluss verfügte, hielt er sich selbstverständlich für einen der glücklichsten Menschen der Welt. Zumindest in dieser Hinsicht hat er einiges gemeinsam mit Disneys bekanntem Comic-Helden Dagobert Duck, der so richtig aufblüht, wenn er ein Goldmünzenbad in seinem Geldspeicher nimmt. Krösus, der von 556 bis 541 vor Christus herrschte, hätte eine gute Vorlage für den reichen Erpel aus Entenhausen abgegeben. Dagobert Duck ist wie jener äußerst vermögende König aus der Antike für seinen Hang zum Exzentrischen bekannt – und für seinen bisweilen notorischen Aberglauben. Auf seinen Glückszehner – auch Kreuzer Nummer eins genannt – lässt er nichts kommen. Zu Hause bewahrt er sein erstes selbst verdientes Geldstück unter einer Glasglocke auf und bei Reisen trägt er es oft an einem Faden als Talisman um den Hals.

Auch die Untertanen des abergläubischen Krösus dürften sich über die seltsamen Angewohnheiten ihres Herrschers gewundert haben, traf er doch viele wichtige Entscheidungen nicht einfach aufgrund persönlicher Einschätzungen, sondern machte sie von Prophezeiungen abhängig. Orakel waren zu jener Zeit sehr geschätzt und weitverbreitet. Lydien grenzte an die Ostküste des Ägäischen Meeres und lag etwa auf der Höhe des heutigen Izmir im Westen der Türkei. Im benachbarten Griechenland, das zu jener Zeit weite Teile des Mittelmeerraumes beherrschte, waren Weissagungen fest im Glauben und in der Kultur verankert. Das bekannteste Orakel, das von Delphi, stand auch bei Krösus, dem Lyder, sehr hoch im Kurs. Weitere gern besuchte Orakelstätten der Antike waren Olympia, Ephyra, Dodona oder etwas weiter entfernt in der Libyschen Wüste Ammonium in der Oase Siwa.

Krösus befragte regelmäßig die Hüterinnen jener Offenbarungsstätten, die offiziell zwar unentgeltlich arbeiteten, dafür aber Spenden gegenüber sehr aufgeschlossen waren. Der Herrscher galt in dieser Hinsicht als sehr großzügig und unterscheidet sich in diesem Punkt ganz erheblich von Dagobert Duck, dem Geizhals, der lieber jede einzelne seiner Goldmünzen selbst bewacht hätte, anstatt Geld für

Wachpersonal auszugeben. Der König der Lyder überhäufte die Orakel seiner Zeit geradezu mit Schätzen. Knapp 120 Barren reines Gold, jeder soll 150 Pfund gewogen haben, ein großes goldenes Fass und eine Löwenfigur aus massivem Gold mit dem stolzen Gewicht von 600 Pfund und andere Gaben soll er allein für eine einzige Auskunft an das Orakel von Delphi geschickt haben.

Für die damalige Zeit handelt es sich dabei um eine geradezu unvorstellbare Menge an Gold. Die Lyder bezogen es aus Quellen in der Umgebung. Dazu gehörten Bergwerke, vor allem aber wohl der Fluss Paktolos, der in den westanatolischen Bergen entsprang, große Mengen des Edelmetalls mit sich führte und bis in die lydische Hauptstadt Sardes schwemmte. Eine weitere Einnahmequelle waren die von Krösus und seinen Vorfahren eroberten Gebiete in Griechenland und im Osten, die zwar weitgehend selbständig blieben, dafür aber Tributzahlungen leisten mussten.

Krösus ging wohl auch als erster und einziger Orakeltester in die Weltgeschichte ein. Was zeigt, dass er zumindest gewissen Zweifel an der Validität der Auskünfte hegte. Um sich mehr Gewissheit zu verschaffen, dachte er sich eine höchst eigenwillige Prüfung aus. So schickte er seine Botschafter gleichzeitig zu sieben verschiedenen Orakeln, alle mit demselben Auftrag. Sie sollten exakt am 100. Tag nach ihrer Abreise dort vorstellig werden und die Frage stellen, was Krösus denn just in diesem Moment unternehme. Kein Grieche hätte sich das wohl zu jener Zeit getraut. Krösus hatte sich für diese Gelegenheit etwas ganz Besonderes ausgedacht. Er stellte sich an den Herd und kochte Lamm mit Schildkröte in einem Metalltopf mit Deckel. Wie Herodot berichtet, gab nur Pythia, Priesterin im Tempel von Delphi, eine annähernd richtige Antwort.

Genutzt hat ihm sein Test trotzdem wenig. Ganz im Gegenteil. Als es um die Vorbereitung einer entscheidenden Schlacht gegen die Perser ging, setzte er alles auf eine Karte und konsultierte sein Lieblingsorakel in Delphi. Wie üblich ließ die Antwort Spielraum für Interpretationen: Ein großes Imperium werde untergehen, wenn er den Halys, den Grenzfluss zum Perserreich, überschreite, lautete der Spruch. Für Krösus schien keinerlei Zweifel zu bestehen, dass damit der Gegner gemeint war. Etwas anderes kam ihm gar nicht in den Sinn. Siegesgewiss zog er gegen die Perser, die zu jener Zeit auf

Expansionskurs waren und von Norden über das Schwarze Meer nach Süden vordrangen. Man ahnt es schon, die Sache ging nicht gut für Krösus aus, er verlor nicht nur sein Reich und seine Schätze, sondern beinahe auch sein Leben. Doch der persische König Cyrus soll ihm den Tod auf dem Scheiterhaufen in letzter Sekunde erspart haben, wie der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet.

Wahrscheinlich würde sich heute kein Mensch mehr an den Regenten des kleinen und längst untergegangenen Lydien erinnern, hätte er nicht auf einem anderen Gebiet Überragendes geleistet. Sein eigentliches Verdienst ist die Einführung eines Münzsystems, das auf den Metallen Gold und Silber basiert. Damit wurde er zum Erfinder des ersten zuverlässigen und systematischen Währungssystems in der Geschichte der Menschheit. Zwar wurden die beiden Edelmetalle schon von vorhergehenden Hochkulturen wie den Ägyptern, Sumerern oder Babyloniern als Zahlungsmittel eingesetzt, sie nutzten etwa Goldbarren und Silberbarren zum Begleichen von Schulden in benachbarten Ländern. Im Alltag der Bevölkerung spielten sie jedoch kaum eine Rolle, für den Handel im kleineren Stil taugten sie nicht. Zahlungssysteme, die bis dahin meist auf seltenen Muscheln, Kieselsteinen, Bohnenkernen, Getreidekörnern oder wie in Lydien aus kleinen Klumpen des Metalls Elektrum bestanden, hatten alle das grundlegende Problem, dass sie nur regionale Verbreitung und Anerkennung fanden und nicht als Währung für einen Handel über diesen Raum hinaus taugten. Gold und andere Edelmetalle erfüllten dagegen lange Zeit nur Schatz- und Prestigefunktion und dienten außerdem religiösen Zwecken. Für die alten Ägypter war Gold das Fleisch der Götter und sie liebten es, ihre Paläste und Tempel damit verschwenderisch auszuschnücken. Ihr Verbrauch ist legendär und blieb lange Zeit, vielleicht sogar bis heute, unerreicht.

Das Münzsystem des Krösus war so erfolgreich, dass es sich bald in den Nachbarländern und schließlich im ganzen Mittelmeerraum ausbreitete. Es erleichterte den Austausch von Waren enorm und verhalf dem Handel in der gesamten Region zu einem Aufschwung. Auch weil Krösus peinlich genau darauf achtete, dass sowohl Gewicht als auch Reinheit der ausgegebenen Münzen identisch waren. Eine Stater-Münze, so der Name der Währung, zeigte auf der einen Seite einen Löwen und auf der anderen Seite einen Bullen. Unterteilt

wurde die Währung in kleinere Einheiten von einem Drittel, einem Sechstel und einem Zwölftel, ein System, das viel später auch von den Engländern übernommen wurde. So bestand beispielsweise ein Schilling aus zwölf Pennies.

Zur genauen Eichung der Stater-Währung nutzten die Münzmeister des Krösus sogenannte Prüfsteine. Sie bestanden meist aus schwarz gefärbtem Kieselschiefer. Gegenstände aus Gold wurden am Prüfstein gerieben. Die so entstandenen Kratzspuren wurden anschließend mit einem Satz von 24 Nadeln verglichen, die aus Gold und unterschiedlichen Mischungen mit anderen Edelmetallen wie Kupfer oder Silber bestanden.

Wenn heute vom legendären Reichtum des Krösus die Rede ist, dürfte sich das vor allem auf das von ihm geschaffene Münzsystem beziehen, das ihm ein Monopol auf die Prägung der Geldstücke sicherte. Der Herrscher ist heute noch buchstäblich in aller Munde. Wenn wir zum Ausdruck bringen wollen, dass wir uns etwas nicht leisten können oder auch nicht wollen, beantworten wir dies gern mit der rhetorischen Frage: „Bin ich Krösus?“ Man kann sich leicht vorstellen, dass es ihm wie Dagobert Duck ein Leichtes gewesen wäre, in seinem Geld zu baden, er beschäftigte ein Heer von Münzmachern und verfügte über volle Geldspeicher. Archäologen stoßen noch heute auf Spuren des lydischen Goldes. So wurde Mitte des vergangenen Jahrhunderts unter den Ruinen eines Artemis-Tempels ein Schatz mit vergrabenen Münzen aus lydischer Zeit entdeckt, bestehend aus mehr als 3 000 Einzelstücken.

Die großzügigen Geschenke an die Orakel seiner Zeit halfen Krösus am Ende nicht. Seinem Schicksal, das ganz im Stil der griechischen Tragödie bereits lange vor seiner Geburt besiegelt war, entging er nicht. Auch dabei spielte wiederum das Orakel von Delphi eine entscheidende Rolle. Gyges, Vorfahre von Krösus, war einst durch einen Königsmord auf den lydischen Thron gelangt, was ihm die Bevölkerung übel nahm und daraufhin seinen sofortigen Tod forderte. Der Legende zufolge stellte er sich daraufhin einem Urteilsspruch des Orakels, freilich nicht ohne es vorher mit Goldgeschenken wohlwollend zu stimmen. Sein Kalkül ging zumindest teilweise auf. Delphi bestätigte seinen Machtanspruch, allerdings mit Einschränkungen: Seine Dynastie werde in der fünften Generation ausgelöscht, lau-

tete die Weissagung. Jener fünfte Nachkomme auf dem Thron war Krösus. Mit ihm ging auch das Reich der Lyder unter. Als die Römer einige Jahrhunderte später die Region unterwarfen, war vom einstigen Goldreichtum nichts mehr übrig, die Bergwerke waren ausgebeutet und auch der Fluss Paktolos, dem Krösus einst seinen Reichtum zu verdanken hatte, schwemmte kein Edelmetall mehr an die Ufer.

Das Vermächtnis des Krösus, das von ihm erfundene bimetallische Währungssystem aus Gold und Silber, wurde nicht nur von den Persern und Griechen übernommen. Die Römer perfektionierten das System. Julius Caesar erkannte als einer der Ersten, welche große Bedeutung dieses Finanzinstrument für die Staatsführung haben kann. Mit seiner geschickten Währungspolitik wendete er im ersten Jahrhundert vor Christus einen frühen Untergang des Römischen Reiches ab. Kriege und Hungersnöte hatten das Land ausgezehrt. Horrende Preise für Lebensmittel und Wucherzinsen für Kredite brachten den Handel beinahe zum Erliegen. Nur einige wenige Römer horteten einen riesigen Schatz an Münzgeld. Kurz gesagt: Es herrschte ein gefährlicher Mangel an verfügbarem Kapital, der das Reich zu destabilisieren drohte.

Mit einigen wenigen simplen, aber äußerst wirksamen Gesetzen durchbrach Caesar diesen Teufelskreis. So verfügte er, dass die reichen Römer nur Geld bis zu einer bestimmten Höchstgrenze halten durften, den Rest sollten sie investieren. Dies führte automatisch dazu, dass die Preise sanken, ebenso wie die Kreditzinsen. Überschuldete Bauern und Pächter waren somit wieder in der Lage, ihre Schulden zu tilgen, und der Handel kam in Schwung. Mit dem Aureus führte Caesar außerdem eine Goldmünzenwährung ein, die das Römische Reich noch weitere 500 Jahre zusammenhalten sollte. Die Münze trug schon zu Lebzeiten Caesars dessen Konterfei – ein Novum in der Geldgeschichte. Der Aureus stieg rasch zur Weltwährung auf, mit einem Geltungsbereich, der weit über die Grenzen des Römischen Reiches hinausreichte. Er entwickelte sich sozusagen zum amerikanischen Dollar der gesamten damals bekannten Welt. Den Grundstock dafür hatte ein Lyder namens Krösus gelegt, der fest daran glaubte, dass Gold glücklich macht.

Caesar verfügte wie einst Krösus über eines der größten Privatvermögen seiner Zeit, doch er verfolgte ganz andere Ziele damit

als die Glückseligkeit. Historiker schätzen sein Vermögen auf etwa drei Milliarden Sesterzen, wobei zehn Sesterzen zu jener Zeit etwa dem Wert von einem Gramm Gold entsprachen: Macht zusammen genommen 300 000 Kilogramm, was bei einem Preis von 900 Dollar je Feinunze (31 Gramm) einen Betrag von mehr als neun Milliarden Dollar ergibt. Caesar brachte jedoch einen großen Teil seiner Einnahmen sofort wieder unter das Volk, entlohnte damit unter anderem seine Söldnertruppen. Reichtum war für ihn in erster Linie Mittel zum Zweck, um an die Macht zu kommen und sie zu erhalten. So sicherte er seine Wahl zum Senator mit horrenden Bestechungsgeldern, für die er sich zeitweise sogar hoch verschuldete. Das notwendige „Kleingeld“, um diese Außenstände abzutragen, beschaffte er sich mit Mord und Totschlag. Als Besatzer von Spanien, Gallien und Germanien raffte er alle Gold- und Silberschätze an sich, die dort aufzutreiben waren. Es muss sich dabei um beträchtliche Mengen gehandelt haben, denn die riesigen Ländereien waren bis zu diesem Zeitpunkt noch nie einem so mächtigen plündernden Gegner ausgesetzt gewesen.

Eine Verschwörung und 23 Dolchstiche setzten dem martialischen Leben des Römers schließlich im Jahr 44 vor Christus ein abruptes Ende. Es war der Tod eines Tyrannen, der einen Großteil seines Lebens damit zubachte, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zu eilen und dabei ein riesiges Vermögen anzuhäufen. Seine Art, Reichtum und Macht zu verknüpfen, sollte später noch unzählige Male kopiert werden, mit mehr oder weniger Erfolg.

Der Tanz um das Goldene Kalb

Die Lage erschien den Israeliten wohl ziemlich hoffnungslos. Als sie am Ende ihrer Kräfte am Berg Sinai strandeten, waren seit ihrem Auszug aus Ägypten schon mehr als zwei Monate vergangen. Ihr Anführer Mose galt als verschollen, seit Tagen vermisst im Labyrinth der Schluchten und Felsbrüche des mächtigen Gebirges. In dieser Situation beschlossen sie, aus dem Gold, das sie bei sich hatten, einen Götzen zu schaffen, das Goldene Kalb. Seine Fertigstellung wurde laut Überlieferung ausgiebig gefeiert. Der Lärm des Festes muss Mose schon von Weitem in den Ohren geklungen haben, als er, die zwei

Gesetzestafeln mit den Zehn Geboten unter dem Arm, vom Berg kam. Man mag sich seinen Zorn vorstellen, als er, völlig erschöpft von den Strapazen, seine abtrünnigen Anhänger um das Goldene Kalb tanzen sah. Mose zertrümmerte in seiner Wut die Gesetzestafeln und zerstörte den neuen Götzen. Doch damit nicht genug: Zur Strafe mussten die Israeliten Goldstaub mit Wasser vermischt trinken. Es folgte ein blutiges Gemetzel, bei dem 3 000 unbelehrbare Götzenanhänger laut Heiliger Schrift den Tod fanden.

Dass die Israeliten das Kalb ausgerechnet aus Gold schufen, war sicher kein Zufall. Sie müssen reichlich davon mit sich geführt haben, Goldschmuck war bei Frauen und Männern gleichermaßen beliebt. Ungeklärt ist bis heute allerdings die Frage, ob das Geschmeide den Flüchtlingen tatsächlich auch gehörte. War der große Auszug aus Ägypten vielleicht zugleich auch einer der größten Raubzüge der Geschichte? Nahmen die Israeliten ihren früheren Peinigern noch kurz vor dem Aufbruch gewaltsam große Mengen des kostbaren Edelmetalls ab?

Obwohl es nur schwer vorstellbar ist, dass Menschen auf der Flucht freiwillig schweren Ballast mit sich führen, gibt es Hinweise, dass beim Auszug aus Ägypten einiges nicht mit rechten Dingen zugeht. Das erste Beweisstück liefert die *Bibel* selbst im zweiten Buch Mose. „Und die Israeliten hatten getan, wie Mose gesagt hatte, und hatten sich von den Ägyptern silbernes und goldenes Geschmeide und Kleider geben lassen. Dazu hatte der Herr dem Volk Gunst verschafft, den Ägyptern, dass sie ihnen willfährig waren, und so nahmen sie es von den Ägyptern zur Beute.“ Was auch immer die Ägypter in die beschriebene „willfährige“ Spendierlaune versetzt haben mag: Die Formulierung legt den Verdacht nahe, dass sie mit Waffengewalt zur Herausgabe ihrer Schätze gezwungen wurden.

Der historische Raubzug beschäftigt noch heute die Wissenschaft. Der Dekan der Jura-Fakultät der Universität Al-Zaqaziq in Ägypten, Dr. Nabil Hilmi, wollte es ganz genau wissen. Mehr als 320 Tonnen Gold wurden nach seinen Recherchen beim biblischen Exodus entwendet, neben reinem Gold auch Goldschmuck, Silberornamente, Küchengeräte und Kleidung, angeblich geraubt mitten in der Nacht. Hilmi benennt als Beweis für diese Vorwürfe historische Quellen, ägyptische Polizeiuntersuchungen aus der Zeit von Mose. Selbst das

geheime Codewort des nächtlichen Beutezuges ist laut Hilmi überliefert: Es lautete schlicht „um Mitternacht“ und soll für 120 000 jüdische Familien das Zeichen zum Aufbruch gewesen sein.

Was folgte, war den historischen Polizeiakten zufolge eine wilde Verfolgungsjagd durch die Wüste Sinai. Den Flüchtigen sei es schließlich gelungen, die Verfolger des Pharaos abzuschütteln und in die Irre zu führen, heißt es dort. Auch die *Bibel* dokumentiert die Niederlage der Ägypter: Sie ertranken in den Fluten jenes Meeres, das Mose zuvor für die Israeliten geteilt hatte, damit sie es trockenen Fußes durchqueren konnten. Auch die Reaktion des ägyptischen Staatsoberhauptes soll überliefert sein. Der Pharao zeigte sich bestürzt darüber, Tausende von weinenden Frauen zu sehen, die den Tod ihrer Liebsten und den Verlust ihrer Wertsachen beklagten.

Die gestohlenen Gegenstände seien heute unbezahlbar, rechnete der ägyptische Wissenschaftler vor. Wenn man sie mit nur fünf Prozent jährlich verzinse und auf 5 758 Jahre hochrechne, ergebe das eine Schuld im Gegenwert von 1 125 Milliarden Tonnen Gold. Seiner Ansicht nach steht die jüdische Gemeinschaft in der Pflicht, den entstandenen Schaden zu begleichen, schon allein aus religiösen Gründen, wegen des Gebots, das da heißt: „Du sollst nicht stehlen.“ Da eine Rückzahlung in nicht näher bezifferter, aber unvorstellbarer Höhe nicht von heute auf morgen zu bewältigen sei, schlug der ägyptische Wissenschaftler eine Ratenzahlung vor, verteilt über 1 000 Jahre, einschließlich Zinseszins. Um seinen Vorwürfen Nachdruck zu verleihen, kündigte Hilmi sogar eine Klage gegen die Nachfahren der biblischen Auswanderer an, doch das Verfahren verlief im Sande. In Israel konterte man die Drohung aus Ägypten mit dem Vorschlag, die Abkömmlinge der Pharaonen sollten doch erst einmal den Lohn für 400 Jahre Fronarbeit entrichten, die die Juden seinerzeit als Zwangsarbeiter beim Bau der Pyramiden leisten mussten.

Tatsächlich wären die Gerichte dieser Welt hoffnungslos überlastet, wenn sie all die Golddiebstähle aufarbeiten müssten, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Menschheit ziehen. Auch die Ägypter müssten ihrerseits mit schwerwiegenden Klagen rechnen, beschafften sich doch ihre Vorfahren gewaltsam Zugang zu den größten Vorkommen, die in der damaligen Welt bekannt waren. Das geraubte Gold stammte aus den sagenhaften Minen Nubiens, einem

Gebiet, das heute teilweise auf dem Staatsgebiet des Sudans liegt und von Karthum bis Assuan reicht.

In der altägyptischen Sprache bedeutet Nub Gold. Das längst untergegangene Reich verfügte über riesige Vorkommen an Gold, Silber, Kupfer und anderen Metallen, mit denen das Volk der Nubier regen Handel betrieb, Reichtum und Wohlstand erlangte. Die frühdynastischen Herrscher Altägyptens brachen immer wieder zu Beutezügen in das Land Kusch auf, wie es in der *Bibel* genannt wird, das sie um 2000 vor Christus erstmals ganz in Besitz nahmen, um die Bevölkerung schwarzafrikanischen Ursprungs zu unterwerfen. Von 770 bis 650 vor Christus gelang es den Nubiern noch einmal für kurze Zeit, den Spieß umzudrehen. Sie eroberten ihrerseits Ägypten, bevor sie nach einigen Hundert Jahren wieder vertrieben wurden und sich endgültig geschlagen geben mussten.

Die Arbeitsbedingungen in den Minen Nubiens beschreiben Bergbauexperten als mörderisch. Schmale goldhaltige Quarzadern führten tief in den Fels hinein. Sie konnten nur mit einem ausgeklügelten System von Bergwerksstollen zugänglich gemacht werden. Mit primitivem Werkzeug mussten Sklaven und Kriegsgefangene goldhaltige Gesteinsbrocken aus dem Berg herausschlagen – darunter viele Kinder, die klein genug waren, um sich durch die engsten Ritzen zu schieben. In den Stollen herrschte eine unerträgliche Hitze, die Luft war verpestet mit giftigen Abgasen, verursacht von Feuern, die Bergarbeiter in den Schächten entfachten, um das Gestein zu brechen. Der Verschleiß an Sklaven war gewaltig, wer nicht an Entkräftung starb, fiel Wassereintritten oder Felsstürzen zum Opfer. An Sklaven mangelte es im Reich der ägyptischen Pharaonen allerdings nicht, dafür sorgten sie mit ihren zahlreichen erfolgreichen Kriegen.

Die zutage geförderten Gesteinsbrocken wurden in Steinmörsern zerkleinert und durch ein Goldwaschwerk gespült, dessen schrägnach unten geneigte Rinne in ein Wasserbecken führte. Goldbestandteile blieben auf der rauen Oberfläche in der Rinne hängen, die vermutlich mit einem Schaffell ausgelegt war. Diese Technik dürfte auch der Ursprung der Sagen sein, die sich um das Goldene Vlies ranken. Mehr als 1 800 Tonnen sollen die Minen Nubiens über die Jahrhunderte geliefert haben. Bei einem Preis von knapp 900 Dollar je Feinunze hätte diese Menge einen Marktwert von mehr als 500 Milliarden Dollar.

Der Hunger der ägyptischen Herrscher nach Gold schien unersättlich. Seine gelbe Farbe war Sinnbild für den göttlichen Glanz der aufgehenden Sonne. Das Metall galt zugleich auch als Symbol für die Wiedergeburt im Jenseits, an die die Ägypter glaubten. Zwar war das Edelmetall in erster Linie den Herrschern vorbehalten und diente vor allem religiösen Zwecken, doch die Machthaber verteilten es auch großzügig an ihre Gefolgschaft. Ringe aus Gold wurden bereits in der Frühzeit in Serie hergestellt. Besonders erfolgreiche Soldaten belohnten die Pharaonen mit kleinen Broschen aus Gold, die Fliegen oder Löwen darstellten. Vor allem aber schmückten sie ihre Paläste, Tempel und Grabstätten mit dem Edelmetall.

Als der Archäologe Howard Carter 1922 das Grab des Pharaos Tutanchamun entdeckte, stieß er neben unzähligen Grabbeigaben auch auf einen Sarkophag aus reinem Gold, der 200 Kilogramm wog. Der bis dato nahezu unbekannte Herrscher, der wahrscheinlich an den Folgen eines Reitunfalls starb, bevor er das 20. Lebensjahr erreichte, spielt in der ägyptischen Geschichte kaum eine Rolle. Sein Grab dürfte daher für die Verhältnisse der damaligen Zeit eher bescheiden ausgestattet gewesen sein, bei Weitem nicht so prunkvoll wie die Gräber mächtigerer Herrscher, denen genug Zeit blieb, ihr eigenes Ableben und ihre Reise ins Jenseits gebührend vorzubereiten. Der Großteil dieser verborgenen Schätze wurde allerdings im Laufe der Jahrhunderte trotz ausgeklügelter Sicherheitssysteme nach und nach von Grabräubern aufgespürt, geplündert und eingeschmolzen, um ihre Herkunft zu verschleiern, sodass über den wahren Glanz des untergegangenen Reiches nur noch spekuliert werden kann.

Die Ägypter waren jedoch nicht die Ersten, die Gold schätzten. Der Glaube an die magischen Kräfte des Edelmetalls ist tief verwurzelt und reicht zurück bis in die Anfänge der Menschheit. Schon in der Steinzeit erlagen die Menschen der Faszination gelb glänzender Metallklumpen, die sie in Flussbetten oder im Wüstensand fanden. Auch wenn die Menschen der Frühzeit das seltene Material noch nicht zu bearbeiten wussten, sammelten sie Nuggets, um sie wie einen Schatz zu hüten. Die ersten geschichtlichen Erwähnungen von Gold datieren zurück auf das fünfte Jahrtausend vor Christus, auf die Sumerer, das Volk, das einst im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris herrschte. Sie gelten als das erste Volk, das Gold zu verarbeiten wusste.

Auch für sie war das gelbe Metall heilig und bevorzugtes Material für Tempelschmuck und die Insignien der Macht. Da das Land über keine eigenen Vorkommen verfügte, musste das seltene Metall eingeführt werden, vermutlich aus angrenzenden Ländern, aber auch von weiter her, etwa aus Vorderindien, ebenfalls ein wichtiger Goldlieferant im Altertum.

Die Wurzeln des Judentums liegen ebenfalls in dieser Zeit. Deshalb ist es nicht weiter verwunderlich, dass im Alten Testament mehr als 200 Hinweise auf das Edelmetall zu finden sind. Schon auf den ersten Seiten, in der Beschreibung des Paradieses, ist von einem Fluss namens Pischon die Rede, der um das Land Hewila fließt, wo kostbares Gold zu finden sei. Abraham, der Stammvater Israels, war demzufolge kein mittelloser Bauer, sondern „sehr reich an Vieh, Silber und Gold“.

Als Mose am Berg Sinai die Gesetzestafeln in Empfang nahm, erhielt er auch detaillierte Anweisungen für religiöse Rituale, in denen Gold, ähnlich wie bei den verhassten Ägyptern, eine wichtige Rolle spielt. So sollte etwa die Bundeslade innen und außen mit feinem Gold überzogen werden, ebenso wie Altäre, Kerzenleuchter und vieles mehr. Als König Salomo, laut *Bibel* exakt 480 Jahre später seinen großen Tempel errichtete, ließ er ihn laut Überlieferung ganz mit Gold auskleiden, einschließlich der Böden, was ihn zweifellos als einen der wohlhabendsten Männer seiner Zeit ausweisen würde. Allerdings gilt unter Historikern als umstritten, ob er tatsächlich als einzelne historische Person je existiert hat oder ob er vielleicht ein Produkt nachträglicher biblischer Geschichtskorrekturen war. Angeblich ließ Salomo den legendären Tempel auf einem der Hügel in Jerusalem errichtet. Er wurde später von den Babyloniern zerstört.

Dabei ging auch die Bundeslade mit den wieder zusammengesetzten Gesetzestafeln verloren, die Mose einst beim Anblick des Goldenen Kalbes wütend zertrümmert hatte. Bleibt die Frage, worin die eigentliche Faszination des Goldenen Kalbes für die Israeliten lag und damit der tiefere Sinn der Geschichte? Hartnäckig hält sich die Auffassung, das Kalb sei Symbol für die Abkehr vom alten Glauben und die Verehrung eines falschen Gottes. Tatsächlich geht es wohl eher um eine falsche Form der Verehrung eines Gottes, dessen sichtbare Anwesenheit die Gläubigen erzwingen wollten, indem sie ihm mit einer Statue aus Gold ein Antlitz verliehen. So waren sie es aus

ihrer alten Heimat Ägypten gewohnt, wo in Tempeln Hunderte von Göttern angebetet wurden.

Goldene Kälber gibt es in der Geschichte der Menschheit bis heute. Auch in der schnelllebigen Welt der Finanzmärkte mit ihren unkalkulierbaren Risiken hat der Götze seinen Platz gefunden, in Form eines Bullen, der als Zeichen für die scheinbar unbezwingbare Stärke der Aktienmärkte gilt. Die zweifelhafte Verehrung von Reichtum und Macht zwang schon viele Spekulanten in die Knie. Sie hatten die zerstörerische Kraft des Bären – kraftstrotzender Gegenspieler des Bullen – unterschätzt und nicht von ihrem Glauben lassen wollten, wie jene 3 000 Götzenanhänger in grauer Vorzeit am Berg Sinai, die ihre Unbelehrbarkeit allerdings mit dem Leben bezahlten.

Die goldenen Mauern von Simbabwe

Die Spur der goldverzierten Bundeslade verliert sich nach der Zerstörung von König Salomos Tempel im Dunkel der Geschichte. Um ihren Verbleib ranken sich zahlreiche Legenden, die Stoff für Abenteuergeschichten à la Indiana Jones liefern. Während die einen an ein verborgenes Versteck im Berg Nebo in Jordanien glauben, vermuten andere sie noch ganz in der Nähe ihres ursprünglichen Aufbewahrungsortes, in Jerusalem, auf dem Tempelberg unter dem Felsendom, ein Heiligtum, auf das Moslems und Juden gleichermaßen Anspruch erheben. Eine weitere Spur führt nach Ägypten, angeblich soll ein Pharao das Heiligtum der Juden entwendet und nach Unterägypten verschleppt haben. Schriftrollen, die in den 50er-Jahren am Toten Meer bei Qumran entdeckt wurden, liefern wiederum Hinweise auf den Verbleib der Bundeslade in verschütteten Höhlenlabyrinthen in der Umgebung.

Ein weiterer Fingerzeig weist nach Afrika, in die Region des heutigen Simbabwe, weit im Süden des Schwarzen Kontinents. Ein arabischer Geograf beschrieb im zwölften Jahrhundert ein Heiligtum, ähnlich der Bundeslade, das der Stamm, der in dieser Gegend lebte, selbst auf weiten Reisen durch das Land herumtrug. Ein schwedischer Forschungsreisender will ein Objekt, auf das die Beschreibung ebenfalls zutraf, noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts dort gesehen haben.

Bereits in der *Bibel*, im Alten Testament, ist von großen Goldschätzen die Rede, die im Land Ophir im Überfluss zu finden seien. Es liegt der Legende nach irgendwo in Afrika. Ob dieser sagenumwobene Landstrich identisch ist mit dem einstigen Reich der Königin von Saba, darüber streiten sich allerdings die Gelehrten. Beeindruckt von der weithin bekannten Weisheit des großen Königs Salomo soll die Herrscherin einst an den Hof des Oberhauptes der Israeliten geeilt sein, um sich selbst vom Gehörten zu überzeugen, freilich nicht ohne ihn reichlich mit Gold zu beschenken, das sie aus ihrer Heimat mitbrachte.

Ob sie ihn damit beeindrucken konnte, ist nicht überliefert. Überliefert ist jedoch, dass Salomo eine große Leidenschaft für das glänzende Edelmetall hegte. Die Fürsten des Stammes Israel waren nicht nur mächtig, sondern nach heutigen Maßstäben auch steinreich, wie in der *Bibel* nachzulesen ist. So spendete schon Salomos Vater, König David, aus seinem Privatvermögen 5 000 Zentner Gold, 10 000 Goldgulden, 10 000 Zentner Silber, 18 000 Zentner Erz und 100 000 Zentner Eisen zur Verschönerung diverser Heiligtümer. Mit der heute gebräuchlichen Gewichtseinheit Zentner sind diese Angaben, die aus historischen Quellen überliefert sind, allerdings nur bedingt vergleichbar. Sie geben allenfalls einen groben Hinweis auf die Mengenverhältnisse.

Salomo selbst muss sich redlich bemüht haben, den ererbten Reichtum zu vermehren, und schickte seinerseits Untertanen ins entfernte Ophir, um noch mehr von dem edlen Stoff herbeizuschaffen. Er ließ dafür sogar eigens eine Flotte bauen, die von ihren mehrjährigen Reisen Gold, Silber und Elfenbein in großen Mengen mitbrachte, neben anderen Raritäten wie Affen und Pfauen. Es wird vermutet, dass die Schiffe die afrikanische Ostküste hinuntersegelten bis zur Mündung des Sambesi-Flusses.

Das Land im Südosten des Schwarzen Kontinents, das sich zwischen dem Limpopo-Fluss im Süden und dem Sambesi im Norden befindet, war schon im Altertum als ergiebige Goldquelle bekannt, wohl auch den alten Ägyptern. Der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet um 500 vor Christus von einer waghalsigen Schiffsreise, die angeblich lange vor seiner Zeit vom Roten Meer in Richtung Süden führte. Das beschriebene Boot segelte so weit entlang

der ostafrikanischen Küste, bis die Besatzung im Westen, über dem offenen Meer, die Sonne aufgehen sah. Sie mussten also auf der Fahrt das Kap der Guten Hoffnung, den Südzipfel Afrikas, hinter sich gelassen haben. Herodot selbst hielt diese Erzählung, die von arabischen Seefahrern verbreitet wurde, für Seemannsgarn, dem er keine weitere Beachtung schenkte.

Über das Wohin von Salomos Schiffen zerbrach sich um 1450 nach Christus jenseits des Mittelmeers im kargen Portugal ein Mann so sehr den Kopf, dass er alles daran setzte, das Rätsel zu lösen. Er ging später als einer der größten Entdecker in die Weltgeschichte ein – obwohl er keine der von ihm ausgetüftelten Reisen je selbst angetreten hatte. Der Prinz von Portugal, auch als Heinrich der Seefahrer bekannt, träumte von Afrika – und vor allem von Gold, viel Gold. Akribisch durchforstete er die zur damaligen Zeit verfügbaren Archive, prüfte jeden Hinweis, scharte die fähigsten Gelehrten, Kartografen und Seefahrer der damals bekannten Welt um sich.

Was trieb den ehrgeizigen und rastlosen Portugiesen an? Sein Interesse an dem dunklen und geheimnisvollen Kontinent, der beinahe in Sichtweite jenseits des Mittelmeeres lag, ist naheliegend und durchaus nachvollziehbar. Am Südwestzipfel Europas gelegen – Amerika war noch nicht entdeckt – lag sein Heimatland nicht gerade am Nabel der damaligen Welt und weit entfernt von den Handelsströmen, die Europa durchzogen und jenen Einnahmen bescherten, die an den Routen entlang herrschten. Hungersnöte, Seuchen und Kriege hatten im vorhergehenden Jahrhundert beinahe ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahingerafft. Nur langsam erholte sich Europa von diesem dramatischen Einschnitt.

Verkürzt ausgedrückt: In der portugiesischen Staatskasse herrschte Ebbe. Und nicht nur in Portugal lag die Wirtschaft darnieder. Vor allem Gold, nicht nur Machtinsigne der herrschenden Klassen, sondern zugleich auch wichtigste internationale Handelswährung zu jener Zeit, war denkbar knapp. Die einst reichen Vorkommen im Nachbarland Spanien waren schon vor mehr als 1 000 Jahren von prunksüchtigen Römern ausgeplündert worden, und Portugal selbst besaß keinerlei eigene Vorkommen. Auch der Weg Richtung Osten über das Mittelmeer, zu den Reichtümern des Vorderen Orients, war versperrt. Die Osmanen, für Heinrich die erklärten Erzfeinde des Christentums,

waren gerade dabei, ihr Herrschaftsgebiet über den südlichen Mittelmeerraum, den Nahen Osten bis hinauf nach Konstantinopel, das heutige Istanbul, auszuweiten.

Kein Wunder, dass Heinrich, auf der Suche nach neuen Einnahmequellen, den Blick hoffnungsvoll nach Süden richtete. Sein Ziel war es, einen Weg nach Indien zu finden, mit dem sich die Blockade der Moslems im Nahen Ostens umgehen ließe. Der unerschrockene Katholik war fest entschlossen, dabei das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und den „ungläubigen Schwarzen“ Afrikas die „heilsame Botschaft“ des Christentums zu überbringen. Seinen Kapitänen, die er unablässig zu Höchstleistungen anspornte, gab er mit auf den Weg, dass es ihre „höchste Aufgabe“ sei, die Völker entlang der afrikanischen Küste zu zivilisieren. Vor allem aber sollten sie das Gold dieser Wilden, wie er sie nannte, mitbringen. Dies sei unbedingt notwendig, schließlich hätte es sonst in die Hände der verhassten Muselmänner fallen können.

Mit dem Überfall auf die maurische Stadt Ceuta, auf der gegenüberliegenden Seite der Meerenge von Gibraltar, läutete Heinrich im Jahr 1415 seine Großoffensive auf den afrikanischen Kontinent ein. Die durch den Goldhandel reich gewordene Stadt lag am Ende von Karawanenstraßen, die aus dem Herzen Afrikas durch die Sahara bis ans Mittelmeer führten, von wo aus die kostbare Ware in Richtung Europa eingeschifft wurde. Die Araber tauschten Edelmetall gegen Salz, das von den Einheimischen, die sich beispielsweise entlang des Nigersniedergelassen hatten, gegen Gold aufgewogen wurde. Heinrich wollte um jeden Preis herausbekommen, woher genau das Edelmetall stammte, um selbst ins Geschäft zu kommen. Sein Plan: Schiffe, die weitaus mehr Ladung aufnehmen konnten und außerdem schneller waren, sollten die Karawanen als Transportmittel, und damit das Handelsmonopol der Araber, aushebeln.

Systematisch arbeiteten sich die Portugiesen in den folgenden Jahren an der Westküste Afrikas in südlicher Richtung vorwärts, mit gelegentlichen Abstechern in den Atlantik, bei denen sie unter anderem die Azoren und die Inselgruppe um Madeira in Beschlag nahmen. Sie bauten mehr oder weniger friedlich den Handel entlang der marokkanischen Küste aus, tauschten Salz, Kleidung und Wein gegen Sklaven, Zucker und Gold in kleinen, für Heinrich aber längst

nicht in zufriedenstellenden Mengen. Die Entwicklung des wendigen Schiffstyps der Karavelle erlaubte es den Kapitänen, ihre Expeditionen bis südlich der Sahara und darüber hinaus auszuweiten. Für Heinrichs Geschmack kamen sie jedoch viel zu langsam voran bei ihrer Suche nach einem Seeweg, der sie nach Indien und an die Ostküste Afrikas, zu den Goldschätzen Ophirs, führen sollte.

Nichts ahnend von den Expansionsgelüsten eines goldbesessenen Prinzen im weit entfernten Europa steuerte eine Hochkultur im Süden Afrikas auf ihren Untergang zu. Dort kontrollierte der Stamm der Karanga bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts das wichtigste Handelszentrum südlich der Sahara, das Monomotapa-Reich. Das stolze schwarzafrikanische Volk, dessen Nachfahren den Großteil der Bevölkerung im heutigen Simbabwe stellen, verdankte seinen Reichtum einem schwunghaften Handel mit Arabien und Indien. Es waren vor allem die reichen Rohstoffvorkommen – unter anderem Gold, Kupfer und Eisen –, auf die es die Geschäftsreisenden der damaligen Zeit abgesehen hatten und für die sie gefährliche und beschwerliche Fahrten über den Indischen Ozean auf sich nahmen. Aber auch Sklaven, Elfenbein und exotische Tiere wechselten den Besitzer.

Schon im neunten Jahrhundert nach Christus berichtete der arabische Geschichtsschreiber al-Masudi über einen regen Goldhandel an der Ostküste Südafrikas, ohne jedoch die genaue Herkunft der Schätze preiszugeben. Der arabische Kartograf Edrisi wurde 200 Jahre später konkreter: „Das Gold, welches man in dem Gebiete von Sofala findet, übertrifft an Gehalt und Größe der Minen das aller übrigen Länder.“

Wertvolle Metalle wurden auf dem Hochplateau, ungefähr 250 Kilometer südlich von Harare, der heutigen Hauptstadt Simbabwes, zu jenem Zeitpunkt schon seit vielen Jahrhunderten abgebaut. Die Region gilt noch heute als eine der rohstoffreichsten des Kontinents. Die Zustände in den Minen der Vorzeit dürften jedoch nicht weniger grausam gewesen sein als die im alten Ägypten. Wer als Sklave in den dunklen engen Bergschächten verschwand, erblickte in der Regel nie wieder das Tageslicht. Starben die geknechteten Arbeitskräfte nach einigen Monaten oder Jahren, besorgten sich die Machthaber Nachschub, indem sie ganze Familien herumziehender Nomadenstämme gefangen nahmen. Besonders abgesehen hatten sie es auf die Buschmänner, die wegen ihrer Zähigkeit den unmenschlichen Bedingungen

unter Tage am längsten trotzen konnten, bevor auch sie an Entkräftung starben. Aufgrund ihres kleinen Wuchses gelang es ihnen zudem, selbst in enge Spalten vorzudringen, um das begehrte Edelmetall mit primitivsten Mitteln aus dem Gestein zu schlagen. Das gewonnene Gold wurde von den Karanga gegen Porzellan aus China, Stoffe aus Indien und Gewürze aus Arabien eingetauscht.

Die einstigen Bewohner des Monomotapa-Reiches hinterließen eines der geheimnisvollsten Steinmonumente auf dem afrikanischen Kontinent, eine Stadt aus Stein, die seit 1986 sogar zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt und in der zur Blütezeit knapp 20 000 Menschen lebten. Es sind die Ruinen von Groß-Simbabwe. Gebaut und erweitert wurden sie in der Zeit zwischen dem elften und dem 15. Jahrhundert. Die einst größte Bauanlage südlich des Äquators erstreckt sich über eine Fläche von mehr als sechs Quadratkilometern. Das Besondere daran: Die dicken Mauern der Siedlung wurden aus mächtigen glatt geschliffenen Granitblöcken ohne Mörtel zusammengefügt.

Die späteren Entdecker aus Europa taten sich lange Zeit schwer, das Monument einzuordnen. Der Name Simbabwe, der in der Sprache der Eingeborenen so viel wie „große Häuser aus Stein“ bedeutet, taucht erstmals 1506 in einem Brief des Portugiesen Diogo de Alcacova auf. Das Land, so berichtet er an seinen König, verfüge über große Goldvorkommen und werde von einem Herrscher geführt, der unter anderem den Titel „Herr der Bergwerke“ trage. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts konnten sich Forscher nur äußerst schwer an den Gedanken gewöhnen, dass die Gründer Simbabwes tatsächlich Schwarzafrikaner waren, weil es schlicht nicht in ihr Weltbild vom überlegenen weißen Mann passte. Rücksichtslos wüteten sie in den Ruinen der steinernen Stadt und vernichteten so auch wichtige archäologische Spuren allein mit dem Ziel, doch noch unter Beweis zu stellen, dass es Weiße waren, die den Grundstein der untergegangenen Zivilisation gelegt hatten, was ihnen nicht gelang. Woher die schwarzafrikanischen Erbauer Groß-Simbabwes einst kamen, bleibt jedoch bis heute ein Rätsel – auch, weil sie keine Schrift kannten.

Als der portugiesische Entdecker Vasco da Gama um 1500 die Hafenstadt Sofala erreichte, wurde er nicht unfreundlich empfangen. Der Küstenort auf dem Staatsgebiet des heutigen Mosambik war für die Herrscher von Monomotapa, deren Reich 350 Kilometer im

Landesinneren lag, ein wichtiger Knotenpunkt im Handel mit den Arabern. Es gelang Vasco da Gama sogar, ein paar Goldbarren gegen Salz und andere Mitbringsel einzutauschen, bevor er seine Reise fortsetzte. Groß-Simbabwe war zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits dem Untergang geweiht, ganz ohne Zutun der Portugiesen.

Wissenschaftler vermuten, dass letztendlich eine selbst verschuldete Umweltkatastrophe den Niedergang einleitete: Noch heute gilt die Zahl von Rindern, Schafen und Ziegen in vielen Teilen Afrikas als wichtigstes Zeichen für den Status eines Mannes, viel mehr als der Besitz von Geld oder Gold. Die wachsenden Einnahmen aus dem Goldhandel machten die Karanga zu einem sehr wohlhabenden Volk. Allerdings mit der Folge, dass ihr einst fruchtbares Land von wachsenden Viehherden in eine wüste Einöde verwandelt wurde.

So gesehen war es der Fluch des Goldes, der die Untertanen des „Herrschers der Bergwerke“ schließlich ihrer Lebensgrundlage beraubte und sie dazu zwang, die steinerne Stadt aufzugeben. Die Mauern, durch die im Laufe der Zeit Tonnen von Gold geschleust worden waren und von denen es hieß, sie seien einst sogar mit Gold überzogen gewesen, verfielen.

Ob die Portugiesen mit Groß-Simbabwe tatsächlich das von ihnen gesuchte Goldland Ophir gefunden haben, das im Alten Testament beschrieben wird, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Doch in der Region wurde vermutlich schon lange vor Christi Geburt Gold abgebaut, das auf verschlungenen Pfaden bis in den Norden Europas und nach Asien gelangte. Bewiesen ist heute zumindest, dass es die steinerne Stadt mit ihren rätselhaften Mauern zu König Salomos Zeit noch gar nicht gab. Womit auch die sagenhafte Königin von Saba nicht als Erbauerin infrage kommt.

Die Portugiesen waren zumindest überzeugt davon, endlich jene biblische Goldquelle entdeckt zu haben, die den Prinzen von Portugal zu seinen kostspieligen und riskanten Expeditionen angetrieben hatte. Heinrich der Seefahrer erlebte diesen späten Triumph allerdings nicht mehr. Als er 1460 starb, hatten seine Männer gerade einmal die Gewässer an der afrikanischen Westküste bis auf die Höhe des heutigen Sierra Leone erkundet. Sie hatten also noch nicht einmal ein Fünftel des Weges bis an die Südspitze Afrikas zurückgelegt. Doch die Portugiesen waren nicht mehr aufzuhalten. Sie fanden schließlich den Seeweg nach

Indien und richteten entlang der afrikanischen Küstenlinie zahlreiche Handelsstützpunkte ein. Doch es sollte ihnen nie richtig gelingen, die Schätze des Monomotapa-Reiches richtig abzuschöpfen, diese flossen weiterhin hauptsächlich in Richtung Indien und Arabien – allein im Jahr 1660 sollen es beinahe 1 500 Kilogramm Gold gewesen sein. Reich machte die Portugiesen dafür der Handel mit Westafrika, vor allem die Goldküste erwies sich für etwas mehr als ein Jahrhundert als ergiebige Quelle, bis die Araber und ihre Karawanen wieder die Oberhand gewannen und die Handelsströme des Goldes wieder durch die Sahara umleiten konnten.

Heinrichs Erben setzten sein Werk fort und leiteten damit nichts weniger als die Entdeckung der restlichen Welt ein, an der sich später auch Spanier, Holländer und Engländer beteiligten. Die von ihm forcierten Fortschritte in der Seefahrt schufen auch die Voraussetzung für die spätere Entdeckung des amerikanischen Kontinents, seine Umrundung und die Erkundung des Seeweges vom Atlantischen in den Pazifischen Ozean – und machten den Weg zu neuen, noch viel größeren Goldschätzen frei.

Letzte Zuflucht der Inkas

Gerade erst hatten die Portugiesen den Seeweg entlang der afrikanischen Küste nach Indien entdeckt, da machte sich der Sohn eines Webers aus Genua die ersten Gedanken über eine Abkürzung. Der Handelsweg um das Kap der Guten Hoffnung erschien ihm nicht nur zu kompliziert, sondern vor allem zu zeitraubend. Wie viel mehr Gold könnte man doch aus reichen Ländern Asiens nach Europa schaffen, wenn sich die Fahrt dahin drastisch verkürzen ließe? Bei den Herrschern Portugals stieß der verwegene Italiener Christoph Kolumbus mit seinem Plan, geradewegs nach Westen zu segeln, allerdings auf brüske Ablehnung. Ursache dafür war sicher auch seine nicht gerade bescheidene Forderung, dass er mit zehn Prozent an den Profiten beteiligt werden wollte, die der Goldhandel mit den von ihm entdeckten Ländereien der Krone einbringen würde.

Kolumbus war sich sicher, auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans direkt auf die Küste Indiens zu stoßen. Er berief sich auf den

griechischen Philosophen Aristoteles, der Jahrhunderte zuvor verbreiten ließ, man könne den Atlantischen Ozean zwischen Gibraltar und Asien innerhalb weniger Tage überqueren. Nachdem die Verwandtschaft von Heinrich dem Seefahrer Kolumbus eine Abfuhr erteilt hatte, machte er sich trotzig auf den Weg nach Spanien, zum schärfsten Konkurrenten Portugals im Kampf um die Vorherrschaft auf den Weltmeeren. Auch dort wurde er nicht gerade mit offenen Armen empfangen, doch seine Beharrlichkeit zahlte sich aus. Am 3. August 1492 war der erfahrene Navigator, der als einer der Besten seiner Zunft galt, am Ziel seiner Träume und konnte endlich in See stechen.

Kolumbus war besessen davon, Gold zu finden, das belegen zahlreiche Logbucheintragungen und Briefe aus seiner Feder. Die Anweisungen seiner Dienstherrn in dieser Angelegenheit waren ebenfalls eindeutig: Königin Isabella und König Ferdinand von Spanien forderten, er solle so viel wie möglich von dem Edelmetall herbeischaffen, „um jeden Preis“, wenn es sein müsse. Umso größer dürfte seine Enttäuschung gewesen sein, als er knapp vier Monate nach seinem Aufbruch vor der amerikanischen Küste auf die Insel Kuba stieß und dort nichts dergleichen vorfand, zumindest nicht annähernd in dem von ihm gewünschten Umfang. Doch die dunkle Hautfarbe der Eingeborenen ließ ihn Hoffnung schöpfen. Zu jener Zeit werteten die Europäer heißes und feuchtes Klima noch als sicheres Zeichen für reichhaltige Goldvorkommen in der Gegend. Kolumbus glaubte, den Seeweg nach Hinterindien entdeckt zu haben. Ein Irrtum, von dem er bis an sein Lebensende nicht abzubringen war.

Auf der Insel Hispaniola, heute unterteilt in Haiti und die Dominikanische Republik, wurde Kolumbus schließlich fündig. Mit brutaler Gewalt machte er sich daran, die Goldvorkommen auszubeuten. Aufständen der indigenen Völker der Arawak, Ciboney, Quisqueya und der Kariben ließ er grausame Strafaktionen folgen: Ein Teil der Bevölkerung wurde an Ort und Stelle umgebracht, ein weiterer als Sklaven nach Spanien geschickt, der Rest musste Zwangsarbeit in den Minen leisten. In kürzester Zeit entvölkerten die Eroberer so die karibischen Inseln. Selbst den nicht gerade zimperlichen Herrschern von Spanien – Isabella und Ferdinand jagten Juden und Muslime aus dem Land und entfesselten die Inquisition – erschien das Vorgehen von Kolumbus zu grausam. Als Gefangener der spanischen Krone trat

er schließlich die Rückreise nach Europa an. Eine steile Karriere fand damit ein jähes Ende.

Sein zerstörerisches Werk setzten andere fort. Auf Hispaniola und den Nachbarinseln brach innerhalb kurzer Zeit die Landwirtschaft völlig zusammen. Die Menschen leisteten Zwangsarbeit in den Minen und konnten ihre Felder nicht mehr bestellen. Hunger und Krankheiten taten ein Übriges. Von den 100 000 Menschen, die bei der Ankunft der Spanier auf Hispaniola lebten, waren 25 Jahre später nur noch 2 000 übrig.

Nach und nach wurden die Ureinwohner von den Spaniern durch Sklaven aus Schwarzafrika ersetzt. Die Eroberer zogen weiter nach Mittelamerika, an den schmalen Küstenstreifen, der Panama mit Kolumbien verbindet – die Legende von Eldorado dürfte Anreiz genug gewesen sein.

Ein streitsüchtiger Spanier namens Vasco Núñez de Balboa, der ständig auf der Flucht vor seinen Gläubigern war, gehörte zu den Ersten, die sich in den undurchdringlichen Dschungel wagten. Er wollte um jeden Preis die Quelle der unermesslichen Goldschätze finden, von denen in den Berichten der Einheimischen immer wieder die Rede war. Bei einem dieser Ausflüge traf er auf den Häuptling eines Indio-Stammes, der ihn und seine Mitstreiter zu sich in sein Dorf einlud und sie großzügig mit 4 000 Unzen Gold beschenkte. Zur großen Verwunderung des Häuptlings – Gold war für die Indios nur ein einfaches Metall – sorgte das Präsent umgehend für Aufruhr und handgreifliche Auseinandersetzungen unter den Besuchern. Der Häuptling versuchte seine Gäste zu beruhigen. Er versicherte ihnen, dass hinter den Bergen im Süden ein großer See zu finden sei und die Flüsse in jener Region Gold in Mengen in die Täler schwemmten. Allerdings sei der Weg dahin nicht ungefährlich.

Balboa war nicht mehr zu bremsen, mit einer knapp 170 Mann starken Truppe machte er sich über Land auf in Richtung Westen. Als er 1513 nach großen Strapazen auf die Pazifikküste traf, nahm er Land und Meer kurzerhand für die spanische Krone in Besitz. Er hatte den Weg nach Süden in die Anden entdeckt, der geradewegs in das Reich der Inka führte. Mangelhafte Ausrüstung und eine inzwischen durch Krankheiten stark dezimierte Mannschaft machten jedoch ein Weiterkommen unmöglich. Der Fund von Gold und Perlen war jedoch

für Balboa Beweis genug, dass er sich auf der richtigen Fährte befand. Er und seine Männer stopften sich die Taschen voll und machten sich auf den Rückweg. Doch sein Plan, dem spanischen König eine 1 000 Mann starke Armee für einen Eroberungszug abzutrotzen, ging nicht auf. Am spanischen Hof war der Emporkömmling wegen seines widerspenstigen Verhaltens längst in Ungnade gefallen. Bevor er auf dem von ihm entdeckten Pazifik Richtung Peru segeln konnte, setzte ihn der Gouverneur der Provinz fest und ließ in wegen Hochverrats köpfen.

In seine Fußstapfen trat ein anderer, Francisco Pizarro González. Er erfüllte seine Aufgabe mit aller Gründlichkeit und ganz im Sinne des spanischen Königshauses. Die Eroberung und Inbesitznahme des südamerikanischen Kontinents, die von Hispaniola aus ihren Anfang nahm, mündete in den Untergang einer der mächtigsten Zivilisationen, die zu jener Zeit auf dem Globus herrschten: das Reich der hoch entwickelten, aber im Vergleich zu den spanischen Eroberern nicht minder grausamen Inka.

Ihr Herrschaftsgebiet erstreckte sich zur Zeit der Ankunft der Europäer entlang der Westküste des südamerikanischen Kontinents vom heutigen Kolumbien bis nach Argentinien. Es hatte damit eine größere Ausdehnung als das Römische Reich zu seiner Blütezeit. Die Unzugänglichkeit der rauen Bergwelt der Anden schützte die Inka zunächst vor dem Zugriff der Spanier. Sie machten sich erst vier Jahrzehnte nach der Ankunft von Kolumbus auf Kuba auf den Weg ins Inka-Reich. Zuvor waren sie mit der Vernichtung der in Mittelamerika herrschenden Azteken beschäftigt und damit, deren Goldschätze zu plündern.

Als Kolumbuserstmals nach Westen segelte, war das Inka-Reich gerade dabei, seine maximale Ausdehnung zu erreichen. Túpac Yupanqui hieß der zehnte Inka, der oberste Stammesfürst, der gottgleichen Status bei seinen Untertanen genoss. Das riesige Staatsgebiet unterteilte er in vier Reichsgebiete. Diese wiederum waren aufgeteilt in Untereinheiten mit jeweils 10 000 tributpflichtigen Gemeinden. Ein Heer von Beamten kontrollierte den Staatsapparat. Mehr als 200 Volksgruppen hatten die Inka innerhalb von drei Jahrhunderten unterworfen. Den stärksten Expansionsdrang entwickelten sie im 15. Jahrhundert, also kurz vor Ankunft der Spanier. Das Reich erstreckte sich zum

großen Teil über das unwegsame Gelände der Anden, mit mehr als 7 000 Kilometern die längste Gebirgskette der Welt, die sich bis auf eine Höhe von 6 962 Metern erhebt.

Im Inka-Imperium garte es immer an der einen oder anderen Stelle. Die Unzufriedenheit bei den unterworfenen Stämmen war groß und das komplexe Staategebilde nur mit eiserner Hand zusammenzuhalten. So mussten die einzelnen Völker nicht nur Tribut zahlen, sondern auch die Söhne ihrer Häuptlinge nach Cuzco, in die Hauptstadt des Reiches schicken, wo sie einerseits als eine Art Faustpfand dienten und andererseits politisch indoktriniert wurden. Erst nach einer „erfolgreichen Ausbildung“ durften sie wieder die Heimreise antreten.

Die Erschließung der Anden war eine gewaltige Herausforderung für die Straßen- und Brückenbauer. Sie leisteten aus heutiger Sicht schier Unglaubliches, gemessen an den technischen Möglichkeiten ihrer Zeit. In dem äußerst schwierigen Gelände errichteten sie eine Art indianischen Super-Highway quer durch die Anden, 5 200 Kilometer lang und sechs Meter breit. Tiefe Schluchten überwandten sie mit Hängebrücken mit bis zu 60 Metern Länge.

Die Inkas wussten den Rohstoffreichtum der Berge für sich zu nutzen, in den Anden sind noch heute einige der profitabelsten Gold-, Silber-, Kupfer- und Smaragdminen der Welt zu finden. Obwohl Gold bei den Inkas wie auch bei anderen Völkern Südamerikas keinerlei Wert als Zahlungsmittel hatte, war es doch begehrt. Es diente der herrschenden Adelsklasse vor allem als Statussymbol und war beim normalen Volk Material für Nasen- und Ohrringe sowie für Armreifen.

Der zehnte Inka, dessen Regentschaft durch relativen Wohlstand und politische Stabilität geprägt war, fiel 1493 einer Palastintrige zum Opfer. Danach zeigte das Reich erste Zerfallserscheinungen. Unter seinen Nachkommen entbrannte ein heftiger Streit um die Erbfolge, der in bürgerkriegsähnliche Zustände mündete. Um die gleiche Zeit wurde das fragile Stammesgeflecht durch eine Epidemie destabilisiert, die mehr als eine viertel Million Opfer forderte, und das, noch bevor die Spanier und andere Eroberer neue todbringende Seuchen einschleppen konnten.

Der elfte Inka Huayna Cápac spaltete sein Reich in zwei Hälften, die seine Söhne Atahualpa und Huáscar jeder für sich und in Eintracht

führen sollten – ein Wunsch, den die undankbaren Sprösslinge ihrem Vater nicht erfüllten. Als Cápac 1527 starb, stürzten sich die Halbbrüder in einen blutigen Zwist. Das Bittere daran: Wären sie sich einig gewesen, müsste die Geschichte Südamerikas wohl neu geschrieben werden. Der spanische Hasardeur Pizarro, der sich just zu dieser Zeit daranmachte, die sauerstoffarmen Höhenzüge der Anden zu erklimmen, hätte gegen zwei mächtige Verbündete vermutlich nicht den Hauch einer Chance gehabt, ebenso wenig wie andere nachdrängende Eroberer aus dem weit entfernten Europa.

Als die Auseinandersetzung zwischen Atahualpa und seinem Bruder Huáscar auf ihren Höhepunkt zusteuerte, erreichte Pizarro mit 180 Weggefährten die peruanische Hochebene bei Cajamarca. Huáscars Armee war gerade in einer kräftezehrenden Schlacht unterlegen und er selbst in die Gefangenschaft Atahualpas geraten. Dieser ließ die engsten Gefolgsleute seines Halbbruders bestialisch ermorden und ihre Leichen auf Pfählen an den Wegesrändern zur Schau stellen. Pizarro und seinen Begleitern muss sich ein höchst verstörendes Bild geboten haben. Die Spanier spürten die explosive Stimmung und wurden angesichts ihrer scheinbar aussichtslosen Lage zunehmend von Verzweiflung und Mutlosigkeit gepackt. Allein der Anblick unglaublicher Gold- und Kunstschätze dürfte sie davon abgehalten haben, auf der Stelle die Flucht zu ergreifen. So fanden sie beispielsweise einen Sonnentempel vor, dessen Wände der Überlieferung nach vollständig mit Gold überzogen waren. Viele Gegenstände, ja sogar Wasserpfeifen, waren aus purem Edelmetall gearbeitet. Angesichts dieser glänzenden Aussichten muss die Gefahr, die von einem bis an die Zähne bewaffneten Inka-Heer mit mehreren Zehntausend Mann ausgeht, zumindest etwas von ihrem Schrecken verloren haben.

Wahrscheinlich war sich Pizarro in dieser Situation auch im Klaren darüber, dass er und seine Männer nicht weit kommen würden, sollten sie überstürzt Reißaus nehmen. Der Konquistador, einst ein einfacher Schweinehirte, hatte sich von ganz unten hochgearbeitet und zählte zu den wenigen unter den spanischen Eroberern, die lesen und schreiben konnten. Er war auch dabei, als Balboa den Pazifik entdeckte und gehörte zu den wenigen Überlebenden dieser Expedition.

Atahualpas Späher hatten die Neuankömmlinge und ihre Reise durch die Berge wochenlang beobachtet, ohne einzugreifen. Der

Inka-Fürst sah in den Männern mit den langen Bärten eine alte Prophezeiung erfüllt, die die Ankunft von Göttern in Gestalt weißer Männer vorhersagte. Dass von der kleinen Truppe eine Gefahr ausgehen könnte, schien ihm nicht in den Sinn zu kommen, allein schon aufgrund der zahlenmäßigen Übermacht seiner Streitkräfte. Als der Konquistador am 15. November 1532 die Inka-Siedlung Cajamarca erreichte, die 1 000 Kilometer entfernt von der Hauptstadt Cuzco lag, wurde er von Atahualpa und seinem 80 000 Mann starken Heer freundlich empfangen.

Pizarros Männer nutzten die Chance, überwältigten den unbewaffneten Fürsten und nahmen ihn als Geisel. Der Angriff traf die Inka völlig unvorbereitet, die Krieger Atahualpas waren es nicht gewohnt, ohne Befehl zu handeln, und ihr Anführer hatte keine Anweisungen zur Verteidigung gegeben. Mit ihren Gewehren waren die Spanier den Inkas zumindest in technischer Hinsicht überlegen und richteten ein Blutbad unter ihnen an. Der Inka versuchte seine Freiheit mit Gold und Silber zu erkaufen. Er bot an, einen großen Raum in seinem Gefängnis einmal bis zur Decke mit Gold und zweimal mit Silber füllen zu lassen – Pizarro willigte ein. Die Untertanen des Inkas trugen daraufhin drei Monate lang aus dem ganzen Reich ihre Schätze zusammen, darunter Trinkgefäße, Teller, Masken, Verzierungen, Platten, Skulpturen von Tieren und Pflanzen und vieles mehr. Nur wenige der kunstvoll gearbeiteten Stücke entgingen dem Schmelzofen und erreichten unversehrt als Geschenke den spanischen Hof, an dem inzwischen Karl V. das Sagen hatte. Angeblich waren die Öfen 34 Tage lang ununterbrochen in Betrieb, bis alle Gegenstände aus Silber und Gold eingeschmolzen und zu handlichen und transportfreundlichen Barren gegossen waren. Insgesamt nahmen die Spanier den Inkas allein in dieser ersten Phase 16 000 Kilogramm Gold und 180 000 Kilogramm Silber ab, wie berichtet wird. Nicht berücksichtigt war dabei der Thron aus Gold, auf dem Atahualpa Pizarro und seine Männer empfangen hatte. Die luxuriöse Sitzgelegenheit wog angeblich 80 Kilogramm und bestand aus 19-karätigem Gold, was zu jener Zeit ungefähr der Jahresproduktion aller peruanischen Minen gleichkam.

Doch Pizarro hielt sich nicht an die Abmachung und ließ Atahualpa nur acht Monaten nach seiner Gefangennahme hinrichten. Der Widerstand der Inka war damit gebrochen. Ein Jahr nach seiner

Ankunft in Cajamarca marschierte Pizarro in Cuzco, der Hauptstadt des Inka-Reiches, ein und stieß dort kaum auf Gegenwehr. Kleine Gruppen der Inka, die sich nicht den Invasoren unterwerfen wollten, flüchteten in die Berge, in die Gipfelsiedlungen Machu Picchu und Choquequirao, als 1535 ein letztes Aufbegehren und eine Belagerung von Cuzco scheiterten. Die Spanier drangen nie bis zu diesen Bergfestungen vor. Trotzdem wurden sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte von den Nachfahren der Inka aufgegeben.

Die Zerschlagung des Inka-Reichs brachte den Invasoren wenig Glück. Viele von Pizarros Männern fielen Kämpfen mit Inka-Kriegern oder Streitereien in den eigenen Reihen zum Opfer. Die wenigsten von ihnen schafften es samt ihrer schweren Beute an die Küste und wieder zurück in die Heimat. Auch Pizarro fand ein unschönes Ende. 1541 wurde er in seinem Haus in Lima ermordet, von ehemaligen Weggefährten, die ihm Rache geschworen hatten.

Nachdem alle beweglichen Gold- und Silberschätze geplündert waren, wandten sich die Spanier, wie schon auf den karibischen Inseln, den Goldminen der Inka zu, die diese hoch oben in den peruanischen Flusstälern in die Berge gruben. Die Einheimischen wurden zur Arbeit in den schwer zugänglichen Bergwerken gezwungen, die meisten starben innerhalb kürzester Zeit. Die Europäer legten im Gegensatz zu den Inkas keinerlei Wert darauf, die Gesundheit ihrer Arbeiter zu erhalten. Die Sterblichkeitsrate war bald so hoch, dass es immer schwieriger wurde, den Betrieb aufrechtzuerhalten.

Während des 16. Jahrhunderts wurden riesige Mengen an Gold und Silber von Südamerika nach Spanien verschifft: Konvois mit bis zu 100 Schiffen schlossen sich zusammen, um den Atlantik zu überqueren, sie hatten vor allem eine Ladung an Bord – Edelmetalle. Mit Kanonen ausgestattete Schiffe begleiteten die Flotten zum Schutz vor Piraten und Angriffen von Engländern, Holländern, Franzosen und Portugiesen.

So viel Gold hatte es in Spanien nicht mehr gegeben, seit die Iberische Halbinsel von den Römern mehr als 1 000 Jahre zuvor ihrer reichhaltigen Bodenschätze beraubt wurde. Man könnte nun annehmen, dass das erbeutete Gold Spanien einen einzigartigen Wirtschaftsaufschwung beschert hätte. Doch der neu gewonnene Reichtum zerrann den Iberern wie Sand zwischen den Fingern. Statt eines Aufschwungs

destabilisierte der plötzliche Zufluss an Kapital die Wirtschaft des Landes, unter anderem mit der Folge einer beachtlichen Geldentwertung. Die neuen finanziellen Mittel wurden nicht investiert und setzten somit auch keine Wertschöpfung in Gang. Trotzdem war plötzlich viel mehr Geld in Umlauf, viele Handelsgüter und auch handwerkliche Leistungen wurden dadurch einfach nur teurer. Die Landwirtschaft produzierte sogar weniger als zuvor, weil viele Bauern, plötzlich zu Geld gekommen, schlicht keine Lust mehr verspürten, sich auf den Feldern abzuarbeiten. Hinzu kam, dass Ferdinand und Isabella Jahrzehnte zuvor mit der Vertreibung von Juden und Muselmanen die Basis des Handels entscheidend geschwächt hatten.

Statt ihre Wirtschaft anzukurbeln, verlegten sich die Spanier ganz aufs Geldausgeben. Luxusgüter, die vorwiegend aus dem Ausland kamen, tauschten sie gegen das Inka-Gold ein. So wurden große Mengen des Edelmetalls gleich nach ihrer Ankunft wieder außer Landes gebracht. Die Aussicht auf Nachschub verleitete dazu, immer mehr Schulden zu machen, allen voran den spanischen König Karl V., der nach dem Tod seines Großvaters Ferdinand den Thron bestiegen hatte. Sein Ziel war kein geringeres, als sich vom Papst zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches ausrufen zu lassen. Dabei sollte ihm das Inka-Gold helfen. Um seinen Rivalen, Franz I. von Frankreich, auszustechen, war er bereit, Unsummen an Bestechungsgeldern zu zahlen, die mit dem Edelmetallnachschub aus Südamerika längst nicht mehr zu begleichen waren. Das notwendige Geld lieh er sich unter anderem bei den Fuggern, der mächtigen Augsburger Bankiersdynastie. Karl stach damit seine Konkurrenten aus, saß jedoch fortan auf einem Schuldenberg von einem Ausmaß, wie es ihn in Europa bis dahin nicht gegeben hatte.

Es waren blinde Gier, politische Selbstüberschätzung und der plötzliche Reichtum, die Spanien schließlich in den Ruin trieben. Karls Sohn Philipp II. erbte den Schuldenberg und vergrößerte ihn noch durch Feldzüge gegen seine Nachbarn. Schließlich reagierte er wie andere Schuldner in einer aussichtslosen Lage: Er ignorierte alle Mahnungen und stoppte Zahlungen an seine Gläubiger, was die Fugger in ernsthafte Nöte brachte und beinahe zum Aufstand seiner eigenen Armee führte, weil die Soldaten, die sich in zahlreichen Schlachten für ihn aufgerieben hatten, ihren versprochenen Sold

nicht bekamen. Philipp verursachte damit den ersten Staatsbankrott in der Geschichte Europas. Erst nach zähen Verhandlungen willigten seine Geldgeber zähneknirschend ein, auf einen Teil der Rückzahlung ganz zu verzichten und den Rest in langfristige Kredite umzuwandeln. Der spanische Monarch hatte es tatsächlich geschafft, die unglaublichen Gold- und Silberschätze der Inka und Azteken in gerade einmal 30 Jahren zu verprassen. Der Preis dafür war ein Blutbad von unglaublicher Grausamkeit unter den Völkern Südamerikas, die das Edelmetall zwar schätzten, aber nie richtig verstanden, warum die Europäer bereit waren, dafür in jeder Hinsicht bis zum Äußersten zu gehen.

Mit der Lizenz zum Rauben und Morden

Der rege Reiseverkehr der Spanier nach Mittel- und Südamerika und die riesigen Mengen an Gold, Silber und Juwelen, die sie nach Hause brachten, weckten Begehrlichkeiten. Allein 1564 legten in Sevilla knapp 160 Schiffe an, die voll beladen aus der Neuen Welt zurückkamen. Es war zu jener Zeit der einzige Hafen Spaniens, der die Route nach Übersee bediente. Nicht weiter verwunderlich scheint es da, dass auch andere europäische Potentaten begehrliche Blicke auf die Schätze warfen. Auf hoher See wurden die voll beladenen und schwerfälligen Karavellen der Spanier zur leichten Beute und die Zahl der Verfolger wuchs rasch.

Zwar ist die Piraterie ein seit Anbeginn der Seefahrt bekanntes Phänomen, im 16. und 17. Jahrhundert nahm sie jedoch einen regelrechten Aufschwung. Immer neue Nahrung erhielt sie durch den zunehmenden Schiffsverkehr zwischen Europa und der Neuen Welt. Die Portugiesen lieferten Sklaven aus Schwarzafrika gegen Gold und andere Rohstoffe. Vor allem Engländer, Franzosen und Niederländer verlegten sich auf das lukrative Geschäft der Seeräuberei, meist mit Genehmigung von oberster Stelle. Die Freibeuter ihrer Majestäten waren mit sogenannten Kaperbriefen unterwegs, die de facto nichts anderes als eine staatliche Lizenz zum Rauben und Morden darstellten, jedenfalls dann, wenn es sich um Schiffe anderer Nation handelte. Was viele Freibeuter allerdings nicht davon abhielt, sich auf eigene

Rechnung als Piraten zu betätigen, wenn es lohnend erschien, auch ohne Ansehen der Flagge, die oben am Mast weht.

Anreize, Kaperbriefe auszustellen, gab es für die Herrscher der Alten Welt gleich mehrere: Zum einen konnten sie so im Krisenfall innerhalb kürzester Zeit ihre Flotten durch Anwerben von privaten Unternehmen, also normalen Handelsschiffen und ihrer Mannschaft, erweitern. Zum anderen stellten sie eine willkommene und lukrative Einnahmequelle dar, erst recht dann, wenn in der Staatskasse gährende Leere herrschte. Es ist ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Der Staat duldet die Kaperfahrten nicht nur, sondern unterstützte sie meist auch finanziell. Die Freibeuter waren im Gegenzug angehalten, ihre Beute abzuliefern, und wurden dann, je nach Erfolg, mit Boni belohnt.

Auch die englische Königin Elisabeth I. wusste die Vorzüge der Freibeuterei für sich zu nutzen. Der legendäre Kapitän Francis Drake wurde zu ihrem wichtigsten und erfolgreichsten Verbündeten im Kampf um die Vorherrschaft auf den Weltmeeren. Sie belohnte ihn für seine treuen Dienste großzügig und ließ ihn sogar zum Ritter schlagen, womit sie ihm auch die Türen zur feinen englischen Oberschicht öffnete. Der Drake der Niederländer hieß Piet Heyn. Er brachte es sogar bis zum Oberbefehlshaber der niederländischen Flotte. Die Holländer verehrten ihn als Volkshelden, vor allem wegen seiner Erfolge gegen die Spanier. Glanzvolle Karrieren wie die von Drake und Heyn bildeten unter Freibeutern allerdings eher die Ausnahme.

Drake wie auch später Heyn hatten es besonders auf die spanischen Handelsschiffe abgesehen, die nicht nur Gold und Silber, sondern auch andere wertvolle Waren wie Zucker nach Europa transportierten. Es war jedoch nicht allein die Gier nach diesen Schätzen, von der die beiden wohl bekanntesten Freibeuter der Geschichte angetrieben wurden, sondern ein tief sitzender Hass gegen alles Spanische. Er beruhte in beiden Fällen auf schlechten persönlichen Erfahrungen. Drake geriet als junger Seemann in der Karibik in einen Hinterhalt der Spanier und überlebte nur knapp. Er musste mit ansehen, wie mehr als 400 Kameraden an seiner Seite niedergemetzelt wurden. Drake, selbst Protestant, führte danach eine Art privaten Kreuzzug gegen den König der Spanier, den strenggläubigen Katholiken Philipp II.

Piet Heyn, Sohn eines niederländischen Kapitäns, traf es noch schlimmer. Er fuhr erst wenige Jahre zur See, als er 1598 in die Fänge

Spaniens geriet und jahrelang als Galeerensklave Zwangsarbeit leisten musste. Es dauerte beinahe zehn Jahre, bis er im Rahmen eines Gefangenenaustausches wieder freikam.

Nicht nur die englische Königin Elisabeth I., auch andere Herrscher in Europa stellten Kaperbriefe aus. Brachten ihre Kapitäne auf offener See feindliche Schiffe auf, so war dies durch geltendes Seerecht legitimiert und galt nicht als Straftat, wenn auch nur aus Sicht des Ausstellers. Es hinderte die geschädigten Nationen allerdings nicht daran, jene Überfallkommandos mit aller Härte zu verfolgen. Wer erwischt wurde, endete nicht selten am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen.

Piraten fuhren dagegen ohne Kaperbrief, waren dafür aber auch niemand Rechenschaft schuldig und beanspruchten die Beute ganz für sich. Ob Freibeuter oder Piraten – für die Überfallenen machte das zu jener Zeit keinen großen Unterschied. Glücklicherweise schätzen konnte sich, wer nur um seine Ladung erleichtert und nicht um sein Leben gebracht wurde.

Die Spanier setzten auf eine neue Taktik, um sich ihrer Gegner zu erwehren. Von 1537 an war es den voll beladenen Handelsschiffen sogar per Dekret des Königs verboten, die Rückfahrt allein und ohne Schutz anzutreten. Die Kapitäne der Handelsflotte sammelten sich in den Häfen der Karibik und bildeten Konvois mit bis zu 100 Schiffen. Begleitet wurden sie auf ihrer Heimreise in der Regel von einer Handvoll bewaffneter Galeonen. Ein unglaublicher finanzieller Aufwand, der sich für die Spanier aber trotzdem auszahlte. Ganze Flotten wurden im 16. Jahrhundert insgesamt nur dreimal abgefangen, einmal durch die Niederländer und zweimal durch die Briten. Schlecht erging es jedoch meist jenen, die aus irgendeinem Grund den Anschluss an den Konvoi verloren. Sie waren das perfekte Ziel für die über den Atlantischen Ozean streunenden Piraten und Freibeuter unterschiedlicher Nationen.

Königin Elisabeth I., die wie Drake eine intime Feindschaft mit dem spanischen König Philipp II. verband, organisierte ihre Freibeuter generalstabsmäßig. Allein von 1570 bis 1577 schickte sie 13 Expeditionen in die Karibik. Der erfolgreichste unter ihren Kapitänen war Drake, der als ältestes von zwölf Kindern einer protestantischen Bauernfamilien in der Grafschaft Devonshire geboren wurde und bereits mit 13 Jahren zur See fuhr. Er musste früh selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen.

Drake lernte sein Handwerk von der Pike auf. Seine ersten Erfahrungen sammelte er als gemeiner Pirat bei Überfällen auf portugiesische Schiffe. Es war der Versuch, das Monopol der Portugiesen im Sklavenhandel zu brechen. Zu dieser Zeit wurde der Sklavenhandel von Drake noch nicht infrage gestellt, später änderte er seine Meinung dazu und beschäftigte sogar entflohene Sklaven als Seeleute auf seinen Schiffen.

1567 erbeutete Drake bei einer seiner ersten Kaperfahrten in die Karibik Gold und Silber im Wert von 40 000 Pfund. Er weitete seinen Aktionsradius rasch entlang der amerikanischen Küste aus. Königin Elisabeth I. war beeindruckt. Sie und englische Adlige begannen seine waghalsigen Unternehmungen zu finanzieren und wurden stille Teilhaber Drakes. Großes Ansehen erwarb er sich 1579, als er auf der Flucht vor seinen Verfolgern mit seinem Schiff, der *Golden Hinde*, den Weg in den Pazifik fand und ihm als zweitem Kapitän nach dem Portugiesen Ferdinand Magellan eine Weltumrundung gelang. Nebenbei segelte er noch die kalifornische Küste hinauf, legte in der Bucht von San Francisco an und nahm das Gebiet für die englische Königin in Besitz. Er brachte allein von dieser Fahrt mehr als zehn Tonnen Gold, Silber und Juwelen mit nach Hause.

Gut 25 Jahre lang führte Drake einen Schlag nach dem anderen gegen die Spanier. 1586 berichtete ein entnervter Botschafter am Hof in Madrid, Drake sei gerade mit 38 Schiffen voller Beute nach England zurückgekehrt. Seine größte Genugtuung dürfte er jedoch knapp zehn Jahre später erfahren haben, als er entscheidend an der Vernichtung der spanischen Armada im Ärmelkanal durch die englische Kriegsflotte beteiligt war. Seine Männer verehrten ihn, er galt als streng, aber gerecht. Drake wiederum war Gott und seiner Königin treu ergeben. Seine Feinde verfolgte er umso unerbittlicher, die Spanier verpassten ihm schließlich den Spitznamen *El Draque*, der Drache.

Lange hielt es Drake nie an Land aus. 1596 starb er während des erneuten Versuches, den panamaischen Handelsknotenpunkt der Spanier, *Nombre de Dios*, einzunehmen. Ironischerweise fiel er nicht im Kampf, sondern wurde niedergestreckt durch eine Krankheit, die zu jener Zeit weitverbreitet war und meist tödlich verlief, die Ruhr. Die Bilanz seines Freibeuterlebens: Seinem Erzfeind Philipp II. ent-

wand er ungefähr 150 000 Pesos in Gold und Silber, zu jener Zeit eine gewaltige Summe und für den spanischen König eine empfindliche Einbuße. Gemessen an der Gesamtmenge an Gold und Silber, die spanischen Aufzeichnungen zufolge die Neue Welt in Richtung Europa verließ, stellte dies allerdings nur den berühmten Tropfen auf dem heißen Stein dar. Denn zwischen 1492 und 1830 wechselte die atemberaubende Gesamtsumme von vier Milliarden Pesos in Gold und Silber die Kontinente.

Der Aufstieg zum gefürchtetsten Freibeuter seiner Zeit begann für den Niederländer Piet Heyn einige Jahre nach Drakes Tod. Der Sohn eines Kapitäns stand nach seiner Rückkehr aus spanischer Gefangenschaft von 1607 bis 1612 in Diensten der Niederländischen Ostindien-Kompanie. Die entscheidende Wendung nahm seine Karriere zehn Jahre später, als er zum Vizeadmiral der Niederländischen Westindien-Kompanie berufen wurde. Die Gesellschaft beanspruchte für sich das Monopol auf den Handel in Westafrika und Amerika und ging damit offen auf Konfrontationskurs mit Spanien und Portugal. Heyn setzte, den Kaperbrief in der Brieftasche, das Monopol mit Gewalt durch.

Als er vor Havanna eine spanische Schatzflotte aufrieb – die Schiffe hatten vor allem Silber geladen –, wurde seine Beute auf 14 Millionen Gulden geschätzt, was einem heutigen Wert von einer Milliarde Euro entspricht. Dieser Erfolg machte Heyn endgültig zum Volkshelden, auch weil er in die Zeit der Unabhängigkeitskriege fiel, mit denen sich die Niederländer ihrer spanischen Besatzer entledigten. Für die Beraubten war weniger der Verlust der wertvollen Ladung entscheidend – sie war ohnehin für holländische Kaufleute bestimmt – als die Tatsache, dass sie von den Niederländern in angestammten Gewässern derart in ihre Schranken gewiesen wurden.

Die Westindien-Kompanie dankte Heyn seinen Einsatz schlecht, sodass er im Streit den Dienst quittierte. Angeblich soll der ihm zugestandene Anteil an der Beute nur 7 000 Gulden betragen haben. Ein Jahr nach dieser für ihn bitteren Enttäuschung stand er wieder auf Deck, dieses Mal als Oberbefehlshaber der niederländischen Flotte. Er sollte den belgischen Hafen Dünkirchen blockieren, von wo zu jener Zeit viele spanische Kaperfahrer ablegten. Heyn starb noch im selben Jahr bei einem Seegefecht.

Die Freibeuter jener Zeit bewegten sich stets an der Grenze der Legalität. Doch die auf ihren Namen ausgestellten Kaperbriefe legitimierten nicht nur hartes und brutales Vorgehen gegen Seefahrer fremder Nationen. Die Freifahrtscheine machten sie auch zu akzeptierten Mitgliedern der Gesellschaft. Sie unterschieden sich damit entscheidend vom Berufsstand der Piraten, die als vogelfrei galten und immer mit einem Fuß unter dem Galgen standen. Kapern, Rauben, Morden, alles geschah bei ihnen auf eigenes Risiko und auf eigene Rechnung. Was aber nicht heißt, dass die Trennlinie zwischen Piraterie und Freibeuterei eine scharfe gewesen wäre. Viele Freibeuter, selbst Drake, bewegten sich bei so mancher Gelegenheit außerhalb der ohnehin fragwürdigen Legitimation eines Kaperbriefes.

Anfang des 17. Jahrhunderts ging die Blütezeit des Freibeutertums ihrem Ende entgegen, nachdem die Herrscher Europas ihre Streitigkeiten nach und nach beilegtten und zunehmend Abstand von der Seeräuberei nahmen – offiziell abgeschafft wurde das Kaperwesen allerdings erst 1856. Ein Heer von Seeleuten fand sich plötzlich in der Arbeitslosigkeit wieder. Vor allem James I. von England, der Königin Elisabeth I. im Jahr 1603 auf den Thron folgte, sorgte für diese Wende, und leistete damit ungewollt der Piraterie Vorschub. John Smith, zu jener Zeit Kapitän, beschrieb die Folgen in seinen Aufzeichnungen so:

„König James, der seit seiner Kindheit in Frieden mit anderen Nationen regierte, hatte keine Verwendung mehr für jene Männer des Kampfes ... Weil sie arm waren und von der Hand in den Mund lebten, wurden sie zu Piraten.“

Piraten – Abschaum oder Sozialbanditen? Auch wenn so manches Filmepos made in Hollywood anderes glauben machen mag, ein soziales Gewissen legten die wenigsten von ihnen an den Tag. Die Mannschaften der Seeräuberschiffe, ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Matrosen aus aller Herren Länder, einte nur das eine: die Gier nach Gold, Silber und anderen Luxusgütern. Was sie bei ihren Raubzügen erbeuteten, wurde meist schon im nächsten Hafen, der ihnen Unterschlupf bot, wieder verprasst. Sie waren nicht nur eine ständige Bedrohung für die Handelsschiffe jener Zeit, sondern auch für die Bewohner der süd- und mittelamerikanischen Küsten und der vorgelagerten Inselgruppen.

Einen regelrechten Aufschwung erlebte das Piratengewerbe in der Karibik in den Jahren zwischen 1690 und 1730 – bis die Mächte Westeuropas dem wilden Treiben nach und nach Einhalt geboten. Zu einem beliebten Rückzugsgebiet der Gesetzlosen entwickelte sich um die Jahrhundertwende Nassau auf den Bahamas, das frühere Charles Town, das 1684 von den Spaniern dem Erdboden gleichgemacht wurde und sich nur langsam wiederholte. Die britische Krone zeigte zeitweise so wenig Interesse an ihrer Kolonie, dass die Piratenkapitäne Thomas Barrow und Benjamin Hornigold in Nassau 1713 ungehindert die erste Piratenrepublik mit dem Totenkopfbanner ausrufen und sich selbst zu Gouverneuren erklären konnten. Mit einer Republik, einer Staatsform, in deren Mittelpunkt das Gemeinwohl steht, hatte ihr Reich allerdings nichts gemein. Es galt allein das Recht des Stärkeren. Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Herkunft und Stand zählten hier wenig oder nichts. Selbst entflohene schwarze Sklaven fanden ihren Platz in dieser raubeinigen Multikultigesellschaft, und sie waren keinesfalls nur am unteren Ende der Hierarchien zu finden, sondern genossen Freiheiten, die ihnen anderswo zu jener Zeit versagt blieben. Der Historiker Ken Kinkor schätzte den Anteil von ehemaligen Sklaven aus Schwarzafrika auf den Piratenschiffen des frühen 18. Jahrhunderts in der Karibik sogar auf bis zu 30 Prozent.

Frauen blieb der Zugang zu dieser eingeschworenen Männergemeinschaft jedoch verwehrt. Trotzdem brachten es gleich zwei von ihnen weit in der Piratenhierarchie. Anne Bonny und Mary Read verschafften sich als Männer verkleidet Respekt. Sie kämpften mutig und geschickt, teilten die harten Lebensbedingungen an Bord und lebten zudem in ständiger Gefahr, entdeckt zu werden. Anne Bonny wurde in Irland als illegitime Tochter eines Anwalts und einer Magd geboren. Das Paar floh und baute sich mit einer Plantage eine neue Existenz in South Carolina auf. Obwohl Anne in wohlhabenden und behüteten Verhältnissen aufwuchs, fiel sie schon in ihrer Jugend durch unkontrolliertes Verhalten auf. So prügelte sie einen unerwünschten Verehrer fast zu Tode, einem Dienstmädchen rammte sie aus Wut ein Messer in den Bauch. Schließlich brannte sie mit einem Matrosen auf die Bahamas durch, wo sie sich in den Piratenkapitän Jack Rackham verliebte. Verkleidet als Mann begleitete sie ihn auf seinen Raubzügen.

Mary Read wurde ungefähr zur gleichen Zeit in England als Tochter eines Matrosen geboren, der auf See verschollen war. Ihre Mutter steckte sie von klein auf in Jungenkleider. Mit 13 Jahren lief sie davon und heuerte auf einem Kriegsschiff an. Später führte sie sogar für kurze Zeit ein bürgerliches Leben. Sie heiratete einen Kriegskameraden, dem sie sich zu erkennen gab, und führte mit ihm ein Gasthaus. Als ihr Mann starb, stieg sie erneut in die Matrosenkluft und versuchte ihr Glück auf einem Sklavenschiff, das Richtung Karibik fuhr. Dort kreuzten sich die Wege der beiden Frauen. Anne Bonny und ihr Liebhaber Rackham kaperten das Sklavenschiff und nahmen die Mannschaft gefangen. Die Frauen freunden sich an. Mary heiratete sogar heimlich an Bord einen jungen Matrosen aus Rackhams Crew. Als die Piraten von einem Kriegsschiff angegriffen wurden, leisteten nur die beiden Frauen Widerstand. Der männliche Teil der Mannschaft lag sturzbetrunkener und kampfunfähig unter Deck. Nur die Tatsache, dass beide Frauen bei ihrer Festnahme schwanger waren, ersparte ihnen die Todesstrafe. Mary starb noch in Gefangenschaft. Annes Spur verlor sich.

Nassau auf den Bahamas wurde auch der Heimathafen von Edward Teach, alias Blackbeard, einem der gefürchtetsten Piraten der Karibik. Jahrelang diente er als Matrose auf britischen Kriegsschiffen, die Jagd auf die spanische Handelsflotte machten. Er wurde wie viele andere mit dem Ende der Auseinandersetzungen um 1714 plötzlich arbeitslos und machte sich „selbständig“. Er brachte ein großes französisches Handelsschiff in seine Gewalt, das er passenderweise in Anlehnung an seine früheren Arbeitgeber in „Queen Anne's Revenge“ umtaufte. Seine Beutezüge führten ihn durch die gesamte Karibische See und die nordamerikanische Küste hinauf. Blackbeards Flaggschiff war mit 40 Kanonen ausgestattet und wurde von einer Reihe kleinerer Schiffe begleitet.

Kein anderer Pirat vor oder nach ihm verstand sich so gut auf Selbstvermarktung. Der schlechte Ruf, der ihm vorausseilte, veranlasste viele seiner Kontrahenten, ihre Schiffe samt wertvoller Ladung kampfflos zu übergeben. Dazu dürfte auch sein wüstes Aussehen beigetragen haben, das er mit Sorgfalt hegte und pflegte. Den langen schwarzen Bart, der ihm zu seinem Beinamen verhalf, hatte er zu schwarzen Zöpfen geflochten, die er mit Klingern, Messern, sogar mit

Pistolen behängte. Während einer Schlacht steckte er sich zudem brennende Luntten in sein langes struppiges Haar und sorgte so für eine gespenstische Beleuchtung, die sein Gesicht in eine maskenhafte Fratze verwandelte, über der beständig eine Qualmwolke schwebte, als sei er geradewegs der Hölle entstiegen.

Gemessen an heutigen Maßstäben würde man Teach wohl als schwer drogen- und alkoholabhängig einstufen und auf direktem Weg in die Psychiatrie schicken. Tatsächlich war der Engländer wegen seiner Unberechenbarkeit berüchtigt. So konnte es passieren, dass er Mitgliedern seiner Mannschaft beim Kartenspiel ohne Vorwarnung ins Knie schoss. Als er 1718 den Hafen von Charleston in South Carolina belagerte, verlangte er sehr zum Ärger seiner Mannschaft als Lösegeld nur eine Schachtel Laudanum, ein Gemisch aus Alkohol und Opium, im Wert von 600 Dollar.

Wenige Monate vor diesem Überfall schloss er ein höchst seltsames Bündnis mit einem Mann, der in Bezug auf Charakter und Herkunft das komplette Gegenteil zu ihm darstellte. Stede Bonnet, einen reichen, gebildeten Landbesitzer und englischen Bilderbuch-Gentleman aus Barbados, trieb die Langeweile in ein Piratendasein. Die beiden stießen erstmals in den Gewässern vor Honduras aufeinander. Statt sich zu bekämpfen, trafen sie sich auf einen gepflegten Drink auf der „Queen Anne’s Revenge“. Es muss ein denkwürdiges Zusammentreffen gewesen sein: der gepflegte, kleinwüchsige Dandy Bonnet, bekleidet mit einer kostbaren Satinweste und blütenweißen Hosen, mit gepuderter Perücke auf dem Kopf, einträchtig bei einem Glas Branntwein an einem Tisch mit Teach.

Die Männerfreundschaft unter Piraten war nicht von Dauer. Blackbeard entlarvte Bonnet rasch als Blender, der zwar über beste Ausstattung verfügte und auch ein paar Glückstreffer vorweisen konnte, aber in Sachen Seeräuberei im Grunde genommen ein blutiger Anfänger war. Ihre Wege trennten sich 1718, allerdings erst nachdem Teach seinen ehemaligen Partner um seinen Anteil an der Beute erleichtert hatte. Bonnet machte sich mit leeren Händen auf den Rückweg. Er sehnte sich zurück nach seinem alten bequemen Leben, hoffte auf Nachsicht und eine Begnadigung durch die Briten. Doch so weit kam es nicht. Auf der Rückfahrt wurde sein Schiff abgefangen und Bonnet samt seiner Mannschaft festgesetzt. Sein Richter zeigte wenig

Verständnis für seinen ungewöhnlichen Zeitvertreib und verhängte die Todesstrafe. Bis zuletzt baute Bonnet vergeblich darauf, dass ihn Herkunft und Stand vor einer Hinrichtung bewahren würden.

Teachs Karriere endete ungefähr zur gleichen Zeit. Nach dem Überfall auf South Carolina war für den Gouverneur von Virginia das Maß voll. Er setzte zwei Kriegsschiffe auf Blackbeard an, die als Handelsschiffe getarnt waren. Teach schluckte den Köder. Zu spät erkannte er den Hinterhalt. Doch er kämpfte buchstäblich bis zum Umfallen. Getroffen von fünf Kugeln und unzähligen Degenhieben brach er schließlich zusammen. Teach wurde enthauptet, sein Kopf als Trophäe am Schiffsbug aufgespießt. Den Körper des Piraten warfen seine Bezwinger ins Meer. Der Legende nach soll er noch kopflos zwei Runden um das Schiff geschwommen sein, bevor der Leichnam auf den Meeresboden sank. Die Ironie der Geschichte: Der berühmte Pirat hinterließ seinen Häschern zwar keine nennenswerten Mengen an Gold und Silber, dafür aber deren Nachfahren einen Schatz ganz anderer Art. Das Wrack seines Schiffs, der „Queen Anne’s Revenge“, wurde 1996 vor der Küste von North Carolina entdeckt und lockt seitdem neugierige Besucher an, die Geld in die Staatskasse bringen.

Im Herzen der Finsternis

Schon die Portugiesen brachten von ihren ersten Erkundungsfahrten entlang der westafrikanischen Küste wertvolle Ware mit nach Hause. Auf der Suche nach den legendären Goldquellen des dunklen Kontinents stießen sie jedoch bald auf eine Einnahmequelle, die das Geschäft mit dem Edelmetall bei Weitem übertraf – den Sklavenhandel. Von Anfang an war die portugiesische Krone an diesem einträglichen „Warenaustausch“ beteiligt. Per Dekret stand ihr ein Fünftel des Gewinns zu, der beim Verkauf eines Sklaven erzielt wurde.

Die Erkundung Afrikas durch die Südeuropäer war der Ausgangspunkt für einen gigantischen Aderlass, der die Bevölkerung des Kontinents in einer Art und Weise dezimierte, die beisspiellos ist und unerreich bleibt. Schätzungsweise 50 Millionen Menschen verloren zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert in Zusammenhang mit dem organisierten Menschenraub ihr Leben. Viele von ihnen kamen

noch in Afrika um, weil sie den unmenschlichen Strapazen der Gewaltmärsche bis zur Küste nicht gewachsen waren. Diejenigen, die sich nicht in ihr Schicksal fügen wollten, begingen Selbstmord oder kamen bei Fluchtversuchen um. Die Routen der Sklavenkarawanen führten teilweise über Hunderte von Kilometern durch unwegsames Gelände, bevor Transportschiffe die menschliche Fracht aufnahmen und sie auf engstem Raum unter Deck einpferchten. Dass viele die Überfahrt nicht überlebten – verhungerten, verdursteten, von Krankheiten dahingerafft wurden oder Misshandlungen zum Opfer fielen –, wurde billigend in Kauf genommen.

Die Entdeckung der Neuen Welt trieb die Nachfrage nach billigen Arbeitskräften in den noch unerschlossenen Ländereien in schwindelerregende Höhen. Die Eroberer, die zunächst aus Spanien, später auch aus Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien kamen, gefielen sich in ihrer Rolle als Herrscher – das Arbeiten überließen sie anderen. Nach dem ersten Rausch der Plünderungen entdeckten sie rasch, dass die Gold- und Silbervorkommen Amerikas ihre Erwartungen zwar übertrafen, dass diese unter großen Anstrengungen aber erst noch aus dem Berg geschlagen werden mussten. Nach der gnadenlosen Dezimierung der indianischen Ureinwohner brauchten sie Nachschub an menschlichen Arbeitskräften aus Übersee, auch für den Ausbau der Plantagenwirtschaft, die schon bald mehr Profit abwarf als das Geschäft mit Gold, Silber und anderen Erzen. Afrika lieferte, was die Herren der Neuen Welt dringend brauchten: massenhaft billige Arbeitskräfte.

Es entstand ein Dreieckshandel zwischen Europa, Afrika und Amerika, der eindeutig zulasten des Schwarzen Kontinents ging. Als ein lohnendes Geschäft für die Betreiber erwies es sich allemal, auch weil die Handelsschiffe nun alle Routen voll ausgelastet befahren konnten, was den Schiffseignern Rekordeinnahmen bescherte. Das Prinzip war denkbar einfach: Afrika lieferte Sklaven, deren Häscher ließen sich dafür mit Schnaps, Stoffen und Waffen aus Europa entlohnen. Auf dem amerikanischen Kontinent wurde die Menschenware anfangs vor allem gegen Gold und Silber getauscht, später kamen Rohrzucker, Rum, Tabak, Kaffee und Baumwolle hinzu. Die begehrten Luxusgüter erzielten in Europa Höchstpreise. Die Fäden in diesem gigantischen transatlantischen Warenaustausch hielten vor allem

niederländische Kaufleute in Händen, aber auch andere europäische Seefahrernationen mischten kräftig mit. Während sich die Portugiesen auf den Sklavenhandel spezialisierten, verlegten sich die Briten auf das Kolonialwarengeschäft. Baumwolle wurde zum wichtigsten Rohstoff ihrer expandierenden Textilindustrie.

Der Sklavenhandel unterlag den strengen Prinzipien einer rücksichtslosen Kosten-Nutzen-Rechnung, die Überlebenszeit einer „Arbeitskraft im Dienst“ wurde mit höchstens drei bis vier Jahren kalkuliert. Das Maximum an Leistung wurde in dieser Zeit herausgepresst, ein früher Tod in Kauf genommen, schlicht, weil es billiger war, verschlissene Sklaven durch gesunden und kräftigen Nachschub aus Afrika zu ersetzen, als sie durch gute Behandlung länger bei Kräften zu halten. Die Ausbeutung in den Gold- und Silberminen der Spanier war erst der Anfang. Die Besatzer erkannten rasch das Potenzial des scheinbar unerschöpflichen Reservoirs an Arbeitskräften. So verlangte etwa der Anbau von Zuckerrohr den Einsatz ganzer Heerscharen von Helfern, die nicht nur kräftig waren, sondern auch den harten klimatischen Bedingungen der Tropen standhalten konnten. Die größte Nachfrage nach schwarzen Sklaven kam schon nach kürzester Zeit nicht mehr aus dem Bergbau, sondern aus der Landwirtschaft.

Historiker gehen davon aus, dass bis zur endgültigen Abschaffung der Sklaverei Mitte des 19. Jahrhunderts mindestens zehn Millionen Schwarzafrikaner in die amerikanischen Kolonien verschleppt wurden. Portugiesische Schiffe brachten während dieser Zeit allein drei Millionen Afrikaner nach Brasilien. Ohne diese Billigarbeitskräfte wäre der wirtschaftliche Aufschwung, den die Neue Welt nach der Besiedlung durch die Europäer nahm, undenkbar. Afrika bekam deshalb den Beinamen „Vagina genium“, was so viel bedeutete wie „Gebärmutter der Völker“. Tatsächlich sorgte der Kontinent über drei Jahrhunderte für einen nicht abreißenden Strom an entrechteten und billigen Arbeitskräften. Sie wurden zum wertvollsten Exportgut, das der Kontinent neben seinen reichen Rohstoffvorkommen je hervorgebracht hat.

Dem schwarzen US-Schriftsteller Alex Haley gelang es als einem der wenigen, seine Wurzeln wiederzufinden. Seinem Vorfahren Kunta Kinte, dessen Spur er bis ins heutige Gambia folgte, setzte er mit der Familiensaga *Roots* ein literarisches Denkmal. Er beschreibt darin die

Lebensgeschichte eines Mandingo-Jungen aus dem Dorf Juffure, der 1767 im Alter von 17 Jahren beim Holzsammeln von Sklavenjägern überfallen, in Ketten gelegt und an einen Farmer in Virginia verkauft wurde. Kunta Kinte unternahm mehrere Fluchtversuche, bis ihm schließlich zur Strafe ein Fuß abgeschlagen wurde. Haley benötigte zwölf Jahre und unternahm zahlreiche Reisen nach Westafrika, um seine Recherchen abzuschließen, die vor allem dadurch erschwert wurden, dass kaum schriftliche Aufzeichnungen aus dieser Zeit vorlagen, auch weil es den Sklaven verboten war, lesen und schreiben zu lernen. Viele Anhaltspunkte für seine Familiengeschichte, die er über mehr als sieben Generationen zurückverfolgte, bezog Haley aus den Erzählungen seiner Großmutter. Er rekonstruierte, dass Sklavenjäger aus dem Heimatort Kunta Kintes im Laufe der Zeit insgesamt mehr als 600 Dorfbewohner verschleppten. Die Täter stammten jedoch nicht, wie meist angenommen wird, aus dem weit entfernten Europa oder dem arabischen Raum. Es waren hauptsächlich Afrikaner, die Afrikaner in die Sklaverei verkauften. Sie machten nicht nur Jagd auf Mitglieder verfeindeter Stämme, sondern schlugen auch erbarmungslos in den eigenen Reihen zu – eine willkommene Methode, um sich missliebiger Verwandter zu entledigen und dabei noch Profit zu machen.

Als Brasilien als eines der letzten Länder 1888 auf dem amerikanischen Kontinent die Sklaverei offiziell verbot, waren die Pfründen der Neuen Welt verteilt. Nun nahmen die europäischen Großmächte Afrika ins Visier, das bis zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend unbesetzt war. Lediglich der Süden rund um das Kap der Guten Hoffnung, seit 1602 ein wichtiger Stützpunkt der Niederländischen Ostindien-Kompanie, war bereits weitgehend unter Kontrolle der Europäer, der Wettlauf um die Ausbeutung der riesigen Gold- und Diamantenvorkommen bereits in vollem Gange. Doch der grüne Gürtel Afrikas entzog sich lange dem Zugriff. Der undurchdringliche Dschungel überwucherte Straßen und Wege, die das Land zugänglich machen sollten, innerhalb kürzester Zeit mit seinem grünen Dickicht. Geschichten über menschenfressende Eingeborene, wilde Tiere und tödliche Krankheiten trugen ihres dazu bei, die weißen Eindringlinge fernzuhalten. Doch die Berichte über die Existenz eines sagenhaften Goldlandes im Inneren des Kontinents waren nicht vergessen und

Grund dafür, dass die Zahl der Forschungsreisen gegen Mitte des 19. Jahrhunderts wieder stark zunahm.

Einer der Ersten, der sich daranmachte, den Kongo zu erforschen, war der ebenso ehrgeizige wie skrupellose britische Emporkömmling Henry Morton Stanley. Er legte mit seinen Expeditionen den Grundstein für ein besonders düsteres Kapitel in der Geschichte der Ausbeutung des afrikanischen Kontinents: die systematische Plünderung und Zerstörung des Kongo, deren Auswirkungen bis heute die Region prägen. Stanley, der als uneheliches Kind eines Hausmädchens im walisischen Denbigh zur Welt kam, floh aus dem Armenhaus und wanderte in die USA aus, wo er im Bürgerkrieg kämpfte und schließlich 1865 desertierte. Er wandte sich dem Journalismus zu, hatte Erfolg damit und berichtete für den *New York Herald* unter anderem aus Ägypten und Spanien. Als der legendäre schottische Missionar und Afrika-Forscher David Livingstone einige Jahre später bei einer Expedition vermisst wurde, witterte Stanley die Chance für seinen großen Durchbruch.

Mit 188 afrikanischen Trägern und zwei Briten brach er 1870 auf, um den Vermissten zu suchen. Angeblich fand er ihn auch, in der Nähe des Tanganjika-Sees, dem größten Gewässer Zentralafrikas. Die Echtheit eines Briefes von Livingstone, den er nach der Reise in London als Beweis für ein Zusammentreffen vorlegte, wurde von der honorigen britischen Gelehrtenengesellschaft Royal Geographical Society allerdings angezweifelt. Andere Zeugen konnte Stanley nicht vorweisen. Sein Gewaltmarsch durch den Dschungel kostete nicht nur den Großteil seiner schwarzen Träger, sondern auch seine zwei britischen Begleiter das Leben. Auch Livingstone kehrte nicht zurück, er starb kurz nach dem angeblichen Treffen mit Stanley im Dschungel an der Ruhr.

Die arrogante Ablehnung, die Stanley in seiner alten Heimat entgegenschlug, stachelte seinen Ehrgeiz nur noch mehr an. Der Mann, der von sich selbst sagte, dass er eine tiefe innere Abneigung gegen alles Afrikanische hegte, brach erneut auf. Das Ziel seiner zweiten Expedition: die bis dahin unbekannte Quelle und den Flusslauf des Kongo zu erkunden. Sein Trupp umfasste die stolze Anzahl von 360 Männern. Was sich ihm in den Weg stellte oder legte, räumte er mit Dynamit oder Maschinengewehren beiseite, die 600 Schuss Munition in der Minute

abgeben konnten, weshalb ihm die Eingeborenen den Beinamen „Bula Matari“ – der Felsenbrecher – gaben. Als erster Europäer schaffte er es, Zentralafrika von Ost nach West zu durchqueren, vom heutigen Daressalam bis nach Boma, an die Flussmündung des Kongo. Eine Strecke, deren Luftlinie allein schon mehr als 3 000 Kilometer beträgt und die zum größten Teil durch dichten Urwald und Sumpfgebiete führt. Stanley stieß zur Quelle des Kongo vor, folgte seinem Lauf bis zum Atlantik und entdeckte damit einen schiffbaren Weg in das Innere Afrikas. Sein Ziel verfolgte er mit äußerster Härte und Brutalität. Wer sein Tempo nicht halten konnte, wurde einfach zurückgelassen. Erwischte der Mann, selbst einst Deserteur, einen Träger beim Fluchtversuch, richtete er ihn kaltblütig hin. Als Stanley Monate später die Atlantikküste erreichte, waren nur noch knapp 100 Männer an seiner Seite. Erneut überlebte keiner seiner weißen Begleiter.

Stanley kehrte 1878 nach Europa zurück, mit großen Mengen Elfenbein im Gepäck und einer Beschreibung vom Inneren des dunklen Kontinents, und erregte damit großes Aufsehen. Die ersehnte Anerkennung der Briten brachte ihm aber auch diese Expedition nicht. Dafür aber weckten seine Berichte das Interesse eines anderen europäischen Regenten. Im folgenden Jahr reiste Stanley mit Unterstützung des belgischen Königs Leopold II. erneut in den Kongo. Sein Auftrag: Straßen bauen und den Wasserweg ins Landesinnere erschließen. Er gründete Kinshasa, die heutige Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, und wurde zum wichtigsten Verbündeten Leopolds II. bei einem der größten und grausamsten Raubzüge, die je auf dem afrikanischen Kontinent stattgefunden haben.

Der Regent schaffte es, das riesige Land 1885 in seinen Privatbesitz zu bringen, und beutete es gut zwei Jahrzehnte mit einer beispiellosen Brutalität aus, die in den folgenden zwei Jahrzehnten die Einwohnerzahl um schätzungsweise zehn Millionen Menschen schrumpfen ließ, sogar von einer Halbierung der Bevölkerung ist die Rede – Zahlen, die sich allerdings jeder Überprüfung entziehen, weil ihnen nur sehr grobe Schätzungen von früheren Afrika-Reisenden zugrunde liegen. Sicher ist jedoch, dass Leopold II. Einnahmen in Millionenhöhe aus seinem Privatbesitz herauspresste.

Mithilfe von Söldnern, die er kurzhielt, ließ er das Land und dessen Rohstoffe systematisch plündern. Interessiert war er vor allem an Elfen-

bein und Kautschuk, wichtiger Grundstoff für Reifenhersteller und die im Aufbruch begriffene Autoindustrie. Die reichen Vorkommen an Gold und anderen wertvollen Bodenschätzen im Kongo-Becken, die zu den größten der Welt zählen, blieben dagegen unentdeckt. Die Werkzeuge der Befehlshaber waren Mord, Vergewaltigung, Misshandlung und Sippenhaft. Sie ließen sich von ihren Schergen abgehackte Füße, Hände und Köpfe bringen, um deren Effektivität zu kontrollieren. Eine Kostprobe lieferte der Tagebucheintrag des Missionars Ellsworth Faris, den der Afrika-Experte Adam Hochschild in seinem Buch *Schatten über dem Kongo* zitiert:

„Jedes Mal, wenn der Feldwebel loszieht, um Kautschuk einzutreiben, gibt man ihm Patronen. Alle muss er unbenutzt zurückbringen und für jede benutzte eine rechte Hand! ... Was die Größenordnung des Ganzen angeht, so teilte [Roi] mir mit, sie (der Staat) hätten an den Ufern des Momboyo 6 000 Patronen verbraucht, das heißt 6 000 Menschen getötet oder verstümmelt. Das heißt mehr als 6 000, denn man hat mir wiederholt gesagt, die Soldaten töteten Kinder mit Gewehrkolben.“ Anweisungen wie diese stellten eine unmissverständliche Botschaft an die zur Zwangsarbeit verpflichtete Bevölkerung dar: Wer nicht genügend Kautschuk lieferte, der musste mit dem Schlimmsten rechnen. Die Liste der unter Leopold II. verübten Gräueltaten ist lang und findet sich auch in der zeitgenössischen Literatur wieder. Der britische Erfolgsautor Joseph Conrad beschrieb das beispiellose Schlachten und Rauben in seiner Erzählung *Das Herz der Finsternis*, in deren Mittelpunkt der Flussschiffkapitän Marlow steht, der im Auftrag einer belgischen Handelsgesellschaft den Kongo-Fluss befährt. Er trifft dort auf den berüchtigten und erfolgreichen Elfenbeinagenten Kurtz, der schließlich an seinen eigenen Machtgelüsten und der damit verbundenen Verrohung zugrunde geht. Auch Arthur Conan Doyle, der geistige Vater von Sherlock Holmes, prangert in seinem Buch *Das Congoverbrechen*, die dort begangenen Gräueltaten an. Er analysiert, wie es überhaupt dazu kommen konnte:

„Wenn die Geschichte nachforschen wird, wie es möglich war, dass ein winziger Staat ein so ungeheures Verbrechen ungestraft verüben durfte, so wird die Antwort sein: Man hat eine Religion gegen die anderelistic ausgespielt, ein Land gegen das andere, Katholiken gegen Protestanten, Deutsche gegen Engländer – hat alle gegeneinanderge-

hetzt, damit ein kleiner Kreis reicher, gewissenloser Gummihändler den Vorteil ziehe. ... Sie sind schuldig, ein Land geplündert, eine Nation zugrunde gerichtet zu haben, schuldig des größten Verbrechens in der menschlichen Geschichte, umso größer, als es im Namen der Menschenliebe ausgeführt wurde. Irgendwie und irgendwo muss sie die Vergeltung treffen!“

Die Einkünfte aus seinem kolonialen Eigentum landeten auf verschlungenen Wegen in der Privatschatulle Leopolds II. Der belgische Wissenschaftler und Philosoph Jules Marchal veranschlagt seine „Beute“ auf eine Gesamtsumme von 220 Millionen damaliger Francs – ein Betrag, der sich nach heutigem Ermessen deutlich über einer Milliarde Dollar bewegt.

Nach der Jahrhundertwende wuchs auf internationaler Ebene die Kritik am Terrorregime des belgischen Königs im Kongo. Die USA und Großbritannien verurteilten das Vorgehen 1908 in einer öffentlichen Stellungnahme. Der König geriet zunehmend unter Druck, auch seitens der Presse und der Kirche, die durch die Berichte ihrer Missionare alarmiert war. Schließlich stimmte Leopold II. einem Gesetz zu, das seinen Privatbesitz zur staatlichen „Belgisch-Kongo“-Kolonie machte. Nach Bekanntwerden der von ihm befohlenen Gräueltaten unter dem Deckmantel der Zivilisierung wurde er zum meistgehassten Regenten Europas, der selbst bei seiner Beisetzung 1909 noch von seinen Untertanen ausgebuht wurde.

Für die Menschen im Kongo war die Leidensgeschichte damit längst nicht beendet. Das Land blieb bis 1960 eine Kolonie unter belgischer Herrschaft, unter der die Ausbeutung, wenn auch unter humaneren Umständen, fortgesetzt wurde. Die Europäer investierten wenig, sorgten allenfalls für ein Minimum an Verkehrswegen, um Rohstoffe wie Holz und Bodenschätze zu transportieren. Als der Kongo in die Unabhängigkeit entlassen wurde, besaßen gerade einmal 30 Einheimische einen höheren Schulabschluss, es gab je einen einheimischen Arzt und einen Ingenieur. Als erster frei gewählter Präsident des Landes wollte Patrice Lumumba die Kontrolle über die reichen Bodenschätze zurückgewinnen und stellte sich damit den Machtansprüchen der amerikanischen Regierung entgegen. Was den Kongo für die Westmächte so interessant macht, sind seine enormen Vorräte an Gold, Kupfer, Diamanten, Uran, Kobalt und anderen

Metallen. Rein theoretisch gehört das Land damit zu den reichsten der Erde, doch an den Schätzen des Landes bereichert sich bis heute eine nur kleine Elite. Trotz seines unglaublichen Vermögens zählt der Kongo zu den ärmsten Nationen der Welt.

Ein Mordkomplott setzte dem Unabhängigkeitsdrang Lumumbas nach nur zwei Monaten im Amt ein Ende. Vieles deutet darauf hin, dass er auf Betreiben des belgischen Geheimdienstes und der amerikanischen CIA umgebracht wurde. Ihm folgte mit US-amerikanischer Unterstützung der Diktator Mobutu Sese Seko, der das Land in Zaire umtaufte und sich 32 Jahre an der Macht hielt, mit Methoden, die vor ihm schon die belgischen Besatzer angewendet hatten: Mord, Totschlag und Erpressung. Er ging als einer der korruptesten afrikanischen Regierungschefs in die Geschichte ein, zugleich war er ein wichtiger Verbündeter der USA im Kampf gegen die von der Sowjetunion unterstützten „Kommunisten“. Das von Mobutu angehäuften Privatvermögen belief sich bei seinem Tod auf fünf Milliarden Dollar. Das Land, das er zurückließ, war ärmer denn je, die Infrastruktur in den Städten zusammengebrochen, das Straßennetz in völlig marodem Zustand.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs verschoben sich die Machtverhältnisse, Mobutu verlor Anfang der 90er-Jahre die Unterstützung seiner amerikanischen Gönner. 1997 wurde sein Terrorregime durch den Rebellenführer Laurent-Désiré Kabila gestürzt, der seine politischen Ambitionen mit sogenannten Blutdiamanten finanzierte. Das Land zerfiel weiter, wurde praktisch unregierbar, versank in einer Serie von blutigen Kriegen, die in nur sechs Jahren drei Millionen Menschen das Leben kosteten. Nach Kabilas Ermordung im Jahr 2001 riss dessen Sohn Joseph die Macht an sich.

Berichte über Bürgerkriege, die mit illegal geschürftem Gold und Diamanten finanziert wurden, sorgten in dieser Zeit für weltweite Proteste, ohne nennenswerten Erfolg, die Vereinten Nationen beschlossen, nicht einzugreifen. Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch stellte in ihrem 2005 vorgelegten Bericht „The Curse of Gold“ – „Der Fluch des Goldes“ – schwere Menschenrechtsverletzungen fest. Sie standen in direktem Zusammenhang mit der Ausbeutung kongolesischer Edelmetallvorkommen auch unter Verstrickung internationaler Bergbaukonzerne wie AngloGold Ashanti,

einem der größten Goldproduzenten der Welt. Jedes Jahr wird Schätzungen zufolge Gold im Wert von mehreren Millionen Dollar aus dem Kongo herausgeschmuggelt. Auffällig sind die plötzlich steil nach oben schießenden Edelmetallexporte von Nachbarländern wie Uganda, die über keine eigenen nennenswerten Goldvorräte verfügen. Mit den Einnahmen aus den illegalen Rohstoffgeschäften finanzieren Warlords im Osten des Kongo ihre privaten Kriegszüge in einer der rohstoffreichsten Regionen dieser Erde. Ein geregelter Bergbau, dessen Einnahmen dem Staat und damit der Allgemeinheit zugutekämen, ist deshalb kaum möglich. Der Fluch des Goldes – im Kongo ist er bis heute traurige Realität.

Der große Goldrausch

Der Anblick von Goldnuggets löst nicht bei jedem automatisch große Begeisterung aus. Das erlebte der Mechaniker James Marshall, als er seinem Chef Johann Sutter am 24. Januar 1848 eine kleine Handvoll Goldkörner auf den Schreibtisch legte, mit den Worten: „Ich glaube, das ist Gold.“ Sutter, der 1803 in der Schweiz geboren wurde und 30 Jahre später auf der Flucht vor Gläubigern und einer drohenden Gefängnisstrafe nach Amerika auswanderte, bekam die größte Chance seines Lebens – und ergriff sie nicht. Seit wenigen Jahren Farmer im Sacramento-Tal, hatte er sich zum Ziel gesetzt, der größte Großgrundbesitzer an der Pazifikküste zu werden. Marshalls Entdeckung kam ihm da ungelegen, vergeblich versuchte er, den Fund geheim zu halten. Was dann über ihn hereinbrach, konnte er weder aufhalten noch kontrollieren. Der Zufallsfund seines Vorarbeiters beim Bau eines Sägewerks am American River setzte eine Massenbewegung in Gang, die als erster großer Goldrausch in die Geschichte einging.

Der Zufallsfund von James Marshall entwickelte sich zu einem Weltereignis. Es dauerte gut ein Jahr, bis die Nachricht selbst in den entferntesten Winkel vorgedrungen war. Selbst die seriöse und sonst eher für ihr Understatement bekannte Londoner *Times* schrieb begeistert: „Es steht völlig außer Frage, dass dort täglich Gold in immensen Mengen zu finden ist.“ Kalifornien wurde von der Presse als neues Eldorado, als neuer Garten Eden gefeiert.

Der Goldrausch in Kalifornien löste eine Masseneuphorie aus, wie es sie zuvor nicht gegeben hat. Menschen von allen Kontinenten strömten an den American River. Sie wollten an dem Ereignis teilhaben, das jedem zumindest theoretisch eine Chance auf den ganz großen Treffer bot. Doch der Goldrausch im Sacramento-Tal war erst der Anfang. Er markierte den Beginn einer ganzen Serie von Funden auf dem nordamerikanischen Kontinent im Laufe des 19. Jahrhunderts. Dazu gehörten die großen Vorkommen im heutigen US-Bundesstaat Colorado entlang der Rocky Mountains und hoch im Norden in Kanada und Alaska an den Flüssen Klondike und Yukon. Die Suche nach dem begehrten Edelmetall wurde zum Lebensinhalt für Zehntausende. Unbeirrbar folgten sie der Spur des Goldes. Einige Schürfer zogen samt ihrer Familien durch das riesige Land, von einem Claim zum nächsten, über Tausende von Kilometern.

Die Goldfunde beschleunigten die Besiedlung unwirtlicher und weit abgelegener Gebiete auf dem amerikanischen Festland durch Einwanderer aus der ganzen Welt. Sie bekämpften und verdrängten die einheimischen Indianer, die sich angesichts der Übermacht in entlegene Gebiete zurückziehen mussten. Die Neuankömmlinge legten auch die Grundsteine der neuen Bundesstaaten Kalifornien und Colorado. Der Aufstieg von Städten wie San Francisco und Denver zu pulsierenden Metropolen – er hätte nie stattgefunden ohne die reichen Goldfunde in ihrer nächsten Umgebung.

Menschenmassen setzten sich von 1848 an in Richtung Amerika in Bewegung und lösten den ersten globalen Wirtschaftsaufschwung aus. Ein großer Teil kam aus dem von Hunger, Massenarbeitslosigkeit und Überbevölkerung geplagten Europa, aber auch aus Australien und Asien. Den größten Aderlass verzeichneten die Britischen Inseln, allen voran Irland, wo die Menschen nach dem Ausfall mehrerer Kartoffelernten unter einer Hungersnot mit katastrophalen Folgen litten. Allein 1848 verließen 100 000 Iren ihre Heimat, 1851 stieg die Zahl der Auswanderer auf 220 000. Auch auf dem europäischen Festland spitzte sich die Lage immer mehr zu. Die Brotpreise erreichten nach einer Serie von Missernten Rekordhöhen. Unter diesem Druck setzte eine Auswanderungswelle ein, die bis ins 20. Jahrhundert anhielt.

Die Mengen an Gold, die mit den Funden in Nordamerika auf den Weltmarkt gespült wurden, waren enorm. Neben ihnen nahm

sich selbst die Ausbeute der Spanier in Mittel- und Südamerika in den vorhergehenden Jahrhunderten äußerst bescheiden aus. Während des 17. Jahrhunderts belief sich die weltweite Goldproduktion gerade einmal auf sieben Tonnen jährlich. 1859, als die Ausbeutung der neu entdeckten Goldfelder in Kalifornien auf Hochtouren lief, erreichte die jährliche Fördermenge bereits 275 Tonnen. 50 Jahre später, nach weiteren Funden in Amerika, Kanada, Südafrika und Sibirien, lag sie bei mehr als 700 Tonnen pro Jahr. Zum Vergleich: Im Jahr 2003 erreichte die Weltjahresproduktion mit mehr als 2 500 Tonnen den bisher höchsten Stand der Geschichte.

Das Phänomen des Goldrausches beruhte allein auf dem Wagemut und dem Unternehmergeist selbständiger und unabhängiger Schürfer. Sie standen mit ihrer Leistung in völligem Gegensatz zu den Häschern und Befehlsempfängern, die einst der spanische König entsandte, um die Schätze der Inka und Azteken zu plündern. Was die Goldsucher am American River oder Klondike mühsam mithilfe ihrer Pfannen aus dem Boden herauswuschen, verschwand nicht in den Privatschatullen europäischer Monarchen. Ihr Pioniergeist setzte einen Kreislauf in Gang, der Amerika den Weg zur Wirtschaftsweltmacht ebnete. Sie investierten ihre Einnahmen nicht nur in neue Ausrüstungen, Verpflegung oder Unterkunft. Wo Gold gefunden wurde, entstanden in kürzester Zeit Siedlungen, die Händler und Dienstleister anzogen. Banken ließen sich nieder. Mit den Spareinlagen ihrer Kunden finanzierten diese den Aufbau einer Infrastruktur mit, die den amerikanischen Kontinent erschloss, mit Eisenbahnlinien, die Nord mit Süd und Ost mit West verbanden. Das Straßennetz wurde ausgebaut, Städte wurden gegründet. Zugleich spielte das gewonnene Edelmetall in der rasant wachsenden Wirtschaft eine wichtigere Rolle im Währungssystem.

Der deutsche Auswanderer Löb Strauß kam 1847, also genau zum richtigen Zeitpunkt in New York an. Seiner Heimat in der Nähe von Bamberg hatte der Sohn jüdischer Eltern aus Not den Rücken gekehrt. Erste Anlaufstelle waren seine zwei Brüder, die in der rasch wachsenden Metropole an der Mündung des Hudson River einen florierenden Textilhandel betrieben. Strauß passte sich rasch an, wurde amerikanischer Staatsbürger und gab sich einen neuen Namen: Levi Strauss. Fasziniert von den Goldgräbergeschichten, die ihn aus Kalifornien erreichten,

machte er sich 1853 selbst auf den Weg. In San Francisco gründete er zunächst ein Geschäft und handelte mit Stoffen und Kurzwaren. Regelmäßig streifte er über die Goldfelder und stellte dabei fest, dass es den Schürfern an strapazierfähiger Kleidung mangelte. Aus robusten Zeltplanen ließ er seine ersten Hosen herstellen. Die frühen Modelle waren noch aus braunem Hanfstoff. Dann entdeckte Strauss Denim, einen robusten Baumwollstoff, der durch den Farbstoff Indigo seine tiefblaue Farbe erhält. Es war die Geburtsstunde der Jeans, die von den Goldfeldern Kaliforniens aus ihren Siegeszug in die ganze Welt antrat. Sie ist heute in beinahe jedem Kleiderschrank zu finden und gilt als modisches Muss.

Die einzige Schwachstelle der strapazierfähigen Beinkleider, die sich bei den Schürfern wachsender Beliebtheit erfreuten, waren ihre Nähte. Vor allem die Hosentaschen gingen leicht kaputt, weil die Arbeiter sie mit Handwerkszeug vollstopften. Der aus Riga stammende Schneider Jacob Davis fand die Lösung, entwickelte eine Doppelnaht und verstärkte die Taschen mit Nieten. Als ihm das Geld für eine Patentierung des Verfahrens fehlte, wandte er sich an Strauss. Gemeinsam meldeten sie 1873 ihr erstes Patent an. Am Ende desselben Jahres erreichten die „Waist Overalls“, wie sie ihr Produkt nannten, bereits eine Stückzahl von 6 000. Zehn Jahre später beschäftigte das Unternehmen 500 Mitarbeiter. Der Goldrausch am American River machte Strauss zu einem der reichsten Unternehmer seiner Zeit – ohne dass er je auch nur einen Krümel Gold gesucht oder gefunden hätte. Als er 1902 kinderlos starb, vermachte er die Firma seinen vier Neffen. Sein Partner Davis verkaufte seine Anteile nach Strauss' Tod an die neuen Eigentümer von Levi Strauss & Co. 2009 befand sich der Weltkonzern mit einem Jahresumsatz von 4,1 Milliarden Dollar und 10 000 Beschäftigten noch immer in Familienbesitz.

Anderen brachte der Goldrausch weniger Glück. Der aus der Schweiz stammende Sutter, auf dessen Gelände im Sacramento-Tal 1848 die ersten Goldnuggets entdeckt wurden, gehört dazu. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er in dem Fund von Anfang an mehr einen Fluch denn einen Segen sah. Anstatt sich selbst daranzumachen, die Vorkommen auszubeuten, wartete er ab, hoffte, dass sich sein Problem durch Geheimhaltung in Luft auflösen würde. Doch seine Vorahnungen bestätigten sich bald: Der Fund ließ sich nur wenige

Monate geheim halten, dann verbreitete ein vom Goldfieber infizierter Nachbar die frohe Botschaft lauthals in San Francisco. Sutters Anwesen, das er Fort Helvetia getauft hatte, war dem Untergang geweiht. Er baute Weizen an, hielt 12 000 Rinder, 10 000 Schafe, betrieb nebenbei eine Gerberei, eine Deckenmanufaktur und eine Bäckerei. Sein kleines Reich wurde buchstäblich überrannt. Zu Hunderttausenden strömten die Menschen aus aller Welt in das abgelegene Tal, das zu jener Zeit für Europäer nur über den langen Seeweg um Kap Horn zu erreichen war – der Panama-Kanal war noch nicht gebaut – oder mühsam über den Landweg von der Ostküste.

Sutter hatte das Pech, dass sein Grund, als er ihn erwarb, noch zu Mexiko gehörte und erst später Kalifornien zugeschlagen wurde. Für den Kauf musste er sogar die mexikanische Staatsbürgerschaft annehmen. Als Heerscharen von Goldsuchern auf seinem Besitz einfielen, fühlten sich die Behörden nicht zuständig, die unrechtmäßige Landnahme wurde stillschweigend geduldet. Rücksichtslos richteten die Neuankömmlinge ihre Claims ein, vergriffen sich an Sutters Vieh und stahlen alles, was sich nur wegtragen ließ. Selbst die Glocke des Forts verschwand. Den Rest seines Lebens verbrachte Sutter damit, sein Land von den illegalen Siedlern zurückzufordern, einschließlich einer Entschädigung. 1880 wurde er zum wiederholten Mal beim Kongress in Washington vorstellig, der eine Entscheidung jedoch erneut vertagte. Sutter starb noch an Ort und Stelle, 32 Jahre, nachdem sein Vorarbeiter Marshall beim Bau einer Sägemühle durch Zufall Gold im American River entdeckt hatte.

Im weit entfernten Europa bereiteten die Entdeckungen auf Sutters Grund einer Erfindung ganz anderer Art den Boden. In Frankreich, jenem Land, das nicht gerade für die Emigrationsgelüste seiner Bürger bekannt war, stießen die Funde zunächst auf Skepsis und Desinteresse. Das änderte sich rasch, als die Tageszeitung *Journal des débats* in Bezug auf den kalifornischen Goldrausch mit folgender Schlagzeile erschien: „Die wahren Fakten übertreffen selbst die kühnsten Vorstellungen.“ In dem Artikel wird ein Gebiet beschrieben, 800 Meilen lang, 100 Meilen breit, auf dem jeden Tag mindestens 24 Pfund Gold zu bergen seien. Trotz dieser vermeintlich verlockenden Aussichten zogen die meisten Franzosen ein karges Dasein in ihrer Heimat einem unsicheren, wenn auch verheißungsvollen neuen Leben in der Fremde vor – im Gegen-

satz etwa zu ihren deutschen Nachbarn, die zu jener Zeit eine weitaus größere Bereitschaft zum Auswandern an den Tag legten.

Aber auch Frankreich wollte Nutzen aus dem Reichtum der amerikanischen Goldfelder ziehen, mit einer neuen Form von Kapitalbeteiligung höchst riskanter Art. Das zu jener Zeit noch neuartige Modell der Finanzbeteiligung sollte allen Franzosen – von der einfachen Marktfrau bis zum vermögenden Privatier – die Möglichkeit geben, sich zumindest finanziell an der Eroberung des Wilden Westens zu beteiligen. Schon ein Jahr nach der Entdeckung am American River fanden sich Hinweise in der französischen Tagespresse. Dort wurde am 1. Februar 1849 die Gründung der ersten regulären Gesellschaft dieser Art, einer Société gemeldet. Sie trug den wegweisenden Namen „L'Expédition Française Pour les Mines D'Or de Sacramento“ – die französische Expedition zu den Goldminen von Sacramento. Die Société entsprach in ihren Grundzügen in etwa einer börsennotierten Aktiengesellschaft von heute.

Mit dem angeworbenen Kapital, das sich zwischen einer Million und fünf Millionen Francs bewegte, finanzierten die Sociétés auswanderungswillige Schatzsucher, rüsteten sie aus und brachten sie mit Charterschiffen an die Küste Kaliforniens. Ihr Auftrag lautete, vielversprechende Claims abzustecken und möglichst viel Gold zu finden. Die Erträge aus dieser Unternehmung standen dann je zur Hälfte den Aktionären und den Schürfern zu. Weiteren Nutzen versprachen sich die Gesellschaften von den Handelsbeziehungen, die sie mit dem aufstrebenden amerikanischen Bundesstaat knüpfen konnten.

Gemessen an heute üblichen Anlagemodellen wird schnell klar, dass es sich bei den Goldexplorationsgesellschaften um hochspekulative Venture-Capital-Beteiligungen handelte. Also jene Risikokapitalanlagen, bei denen der Investor allenfalls hoffen kann, dass sich die Idee dahinter irgendwann in die Realität umsetzen lässt und dann auch noch Geld einbringt. Ein anderes Beispiel dafür war der New-Economy-Boom, der Ende des 20. Jahrhunderts für einen kurzen, aber heftigen Kursrausch an den internationalen Finanzmärkten sorgte. Die Ernüchterung folgte auf den Fuß, rasch erwiesen sich viele der hochgelobten Geschäftsmodelle der Hightech-Branche als Luftschlösser, denen es an einem tragfähigen Fundament mangelte. Der Boom mündete in einen der größten Börsencrashes der Neuzeit.

Die erste französische Goldgräbergesellschaft fand rasch Nachahmer. Bereits ein Jahr später, 1850, registrierten die Behörden nach Recherchen des amerikanischen Geschichtsprofessors Malcolm Rohrbough 85 dieser Sociétés. Eine Goldeuphorie ungeahnten Ausmaßes erfasste ganz Frankreich. Die Zeitungen berichteten täglich und ausführlich über die neuesten Entwicklungen auf den kalifornischen Claims. Karl Marx, der zu dieser Zeit in Frankreich lebte, stellte irritiert fest: „In den Kreisen des Pariser Proletariats ersetzen die Goldträume den Traum vom Sozialismus.“

Der Spuk dauerte kaum ein Jahr. Schon Ende 1850 platzten die Goldträume vieler Aktionäre wie Seifenblasen. Die erhofften Profite blieben aus und ihre Einlagen waren größtenteils verloren, die Sociétés konnten ihre Versprechen nicht einhalten. Viele Franzosen verloren in diesem Crash ihr gesamtes Vermögen. Aus Sicht des Landes hatte der Venture-Capital-Boom aber auch seine gute Seite. 1853 lebten bereits 25 000 Franzosen in Kalifornien. Der US-Bundesstaat avancierte damit zum beliebtesten Auswanderungsziel für französische Emigranten. Im gleichen Jahr erreichte die Goldproduktion in Kalifornien mit 95 Tonnen ihren Höhepunkt.

Einen Schlusspunkt unter eine ganze Goldrauschserie auf dem amerikanischen Kontinent setzte Ende des 19. Jahrhunderts eine Entdeckung im Norden, genau an der Stelle, an der die Flüsse Klondike und Yukon aufeinandertrafen. Schon lange wurde gemunkelt, dass in der Region Gold zu finden sei. Ausgelöst wurde der Goldrausch aber erst im August 1896, als der amerikanische Goldsucher George Washington Carmack und sein indianisch-stämmiger Schwager Skookum Jim beim Fischen kleine Goldkörner im Wasser glänzen sahen. Carmack, der ursprünglich aus San Francisco kam, lebte zu diesem Zeitpunkt schon beinahe zehn Jahre in der abgeschiedenen Gegend im Nordwesten Kanadas. Er war verheiratet mit einer Frau vom Stamm der Tagish. Die Familie lebte vom Handel, Fischfang und der Jagd. Das Hauptinteresse Carmacks galt jedoch der Rohstoffsuche. Unter anderem entdeckte er eine größere Kohlelagerstätte, die später im Minenbetrieb ausgebeutet wurde.

Es dauerte einige Monate, bis sich Carmacks Fund herumsprach. Doch der Ansturm auf den Klondike war nicht mehr aufzuhalten, als im Juli 1897 das Dampfschiff „Excelsior“ in San Francisco anlegte.

Die „sensationelle Nachricht über Tonnen von Gold“, die es weit im Norden zu bergen gab, verbreitete sich rasch in die ganze Welt. Männer und Frauen auf allen Kontinenten rafften rasch ihre Habseligkeiten zusammen und machten sich auf den Weg, insgesamt waren es mehr als 100 000 aus 40 Ländern, darunter auch Neuseeland und Ägypten. Das Goldfieber erfasste alle, einfache Arbeiter, introvertierte Künstler, bodenständige Farmer und verarmte europäische Adlige.

Es wurde eine beschwerliche Reise. Der durchschnittliche Klondike-Reisende musste eine Strecke von mindestens 4 000 Meilen bewältigen, um an sein Ziel zu gelangen. Allein für die Anreise wendeten die Goldsucher zusammen genommen die für jene Zeit unglaublich hohe Summe von 50 Millionen Dollar auf, was dem Wert an Gold entsprach, der innerhalb von vier Jahren am Klondike zutage gefördert wurde. Mehrere Routen führten die Glücksritter aus aller Welt an ihr Ziel. Wer es sich leisten konnte, nahm den bequemen Weg über das Wasser, mit einem Schiff von San Francisco zur Mündung des Yukon an der Nordwestküste Alaskas. Von dort waren es dann noch knapp 1 000 Kilometer flussaufwärts. Der Großteil der Reisenden konnte sich so viel Komfort allerdings nicht leisten und machte sich auf den gefährlicheren und langen Weg durch das Landesinnere, der entweder über den legendären Chilkoot-Pass oder den nicht weniger gefährlichen White-Pass führte. Spätestens hier scheiterte die Hälfte aller Goldsucher und kehrte um. Viele verirrten sich, starben entkräftet durch eisige Kälte und Schneestürme.

Diejenigen, die den Gewaltmarsch durchhielten, ließen die Einwohnerzahl des Hüttendorfs Dawson am Zusammenfluss von Yukon und Klondike rasch auf mehr als 20 000 Menschen steigen. Unter ihnen waren auch Carmack und seine indianische Frau Kate. Sie sicherten sich einen der ergiebigsten Claims und bargen in den knapp vier Jahren, die der Goldrausch anhielt, Edelmetall im Wert von 500 000 Dollar. Als die Funde spärlicher wurden, kehrten Carmack und seine Familie nach Kalifornien zurück.

Von dort stammten ursprünglich auch Clarence und Ethel Berry, denen in der kanadischen Wildnis das große Wunder gelang. Sie schafften es, reich zu werden, reicher als die meisten anderen. Clarence Berry verschlug es nach Alaska, nachdem er mit einer Obstfarm in Kalifornien gescheitert war. Er hatte Glück, arbeitete hinter dem

Tresen einer Bar, an dem Carmack über seinen Fund berichtete. Berry erkannte seine Chance, ließ alles stehen und liegen, gab seiner Frau einen Abschiedskuss und machte sich auf ins neue Gold-Mekka, um sich Land zu sichern. Sein Claim erwies sich als einer der ergiebigsten im ganzen Gebiet. Ethel folgte ihrem Mann an den Klondike. Dieser holte wiederum seinen Bruder Henry nach. Ethels Schwester Edna komplettierte das erfolgreiche Quartett. Aus Edna und Henry wurde ebenfalls ein Paar und die vier betrieben schon nach kürzester Zeit eines der erfolgreichsten Familienunternehmen im Nordwesten Kanadas. Während die Männer die Goldsuche vorantrieben, bauten die Frauen einen Wäsche- und Dienstleistungsservice in Dawson auf. 1902 kehrten die Berrys mit ihrem Vermögen zurück nach Kalifornien und investierten es in einen anderen, vielversprechenden Rohstoff: Erdöl. In den folgenden Jahren gründeten sie mehrere Ölfirmen, unter anderem die Berry Petroleum Company, deren Aktien später sogar zeitweise an der New Yorker Börse gehandelt wurden.

Das große Los zogen am Klondike jedoch die wenigsten. Ganze 4 000 Goldsucher wurden überhaupt fündig, nur 400 davon stießen auf reiche Vorkommen. In die Heerscharen der Verlierer des letzten großen Goldrausches reihte sich auch der Arbeiter Charles Goodwin ein, der Frau und Kinder in Los Angeles zurückgelassen hatte, um in Kanada sein Glück zu versuchen. Doch das wenige Gold, das er fand, reichte gerade aus, um sein eigenes Überleben zu sichern. Zu Hause wartete seine Frau meist vergeblich auf das versprochene Geld, das sie so dringend brauchte, um die Familien über Wasser zu halten. Goodwin war verzweifelt. In einem Brief an seine Frau schrieb er 1899 resigniert:

„Liebe Jennie, es tut mir leid, dass ich dir erst jetzt ein wenig Geld schicken kann. Beiliegend findest du eine Anweisung über 225 Dollar. Das müsste reichen, um die dringlichsten Schulden zu begleichen. Du weißt, dass ich dich liebe, aber ich enttäusche dich immer wieder. Ich habe so viel falsch gemacht.“

Aus dem Briefwechsel wird deutlich, wie das Abenteuer am Klondike, in das auch Goodwin seine ganzen Ersparnisse investiert hatte, viele Familien unaufhaltsam in den finanziellen Ruin trieb. Die dramatischen Ereignisse am Klondike inspirierten auch den amerikanischen Komiker Charlie Chaplin. In seinem Film *Goldrausch*, den er 1925

fertigstellte, karikierte er die Geldgier des Menschen. Er zeichnete ein schonungsloses Bild der Goldgräberszene am Klondike, in der Hunger und Elend herrschten. Die Idee dazu kam Chaplin, als er historische Fotos in die Hände bekam. Sie zeigten eine endlos erscheinende Schlange von Goldgräbern, die sich durch Eis und Schnee den Chilkoot-Pass hinaufquälte. In einer Schlüsselszene des Films lässt er seine Helden, den hungrigen Tramp und seinen Goldgräberpartner zu Thanksgiving scheinbar genussvoll einen Schuh verspeisen.

Chaplin ließ für die Dreharbeiten die Kulissen einer ganzen Goldgräberstadt in der Sierra Nevada errichten. Die Aufnahmen wurden für die ganze Crew zur Zerreißprobe, der Filmemacher arbeitete wie immer ohne Drehbuch. Er improvisierte, stoppte die Dreharbeiten immer wieder für mehrere Wochen, bis er wusste, wie es weitergehen sollte. Die gesamte Filmcrew musste während dieser Zeit vor Ort ausharren und sich jederzeit bereithalten. Als Chaplins Klondike-Epos fertig geschnitten war, beliefen sich die Kosten auf eine Million Dollar. *Goldrausch* wurde einer der teuersten Filme der 20er-Jahre. Für den Filmverleih United Artists lohnte er sich trotzdem. Insgesamt spielte der Stummfilm mehr als sechs Millionen Dollar ein und erhielt zwei Oscar-Nominierungen.

Als um 1900 der letzte große Goldrausch auf dem amerikanischen Kontinent endete, verließen viele Schürfer den Nordwesten Kanadas, nur wenige blieben für immer. Einen solchen Ansturm der Massen auf neu entdeckte Goldvorkommen sollte es so nie wieder geben.

Auf der anderen Seite der Erdkugel, an der Südspitze Afrikas, veränderten technologische Neuerungen die Goldexploration grundlegend. Die Wende wurde eingeläutet, als der australische Minenprospektor George Harrison beim Bau eines Hauses 1886 auf eine Goldader stieß. Das Grundstück befand sich dort, wo schon wenige Jahre später das Zentrum der südafrikanischen Gold- und Diamantenindustrie entstand, in der Nähe des heutigen Johannesburg.

Doch die Entdeckung stellte Harrison vor ein großes Problem. Gold kam in Südafrika nicht in Form von Nuggets oder Staub vor – die relativ leicht herausgewaschen werden können. Das Edelmetall lagerte in Gesteinsschichten, in sogenannten Riffs, die meist nur 30 Zentimeter Durchmesser aufweisen. An der Erdoberfläche sind diese Goldadern, die tief in die Erde führen können, selten zu finden.

Deshalb eignen sich solche Vorkommen nicht für den Tagebau. Dies war auch der Grund, warum die Nachricht über die Goldfunde am Kap der Guten Hoffnung nur einige Tausend Immigranten ins Land lockte und nicht die Massen mobilisierte, wie dies bei den Funden am American River oder am Klondike der Fall war.

Das war jedoch nicht das einzige Problem der Goldsucher: Das harte südafrikanische Erz enthielt nur geringe Mengen Gold – auf eine Tonne kam gerade einmal eine Unze Edelmetall, die sich zudem nur sehr schwer herauslösen ließ. Die ersten Versuche, das Edelmetall mit chemischen Verfahren zu gewinnen, scheiterten. Die Fundstelle Harrisons auf dem Farmgelände einer Witwe namens Oosterhuizen verkam zu einem hässlichen Grabungsfeld, auf dem sich schon bald Berge von Schutt auf türmten. Ernüchterung machte sich breit. Was die Männer unter größten Anstrengungen dem harten Gestein abrangen, deckte nicht annähernd ihre hohen Kosten. Die Aktien einer eigens für das Projekt gegründeten Aktiengesellschaft wurden von heute auf morgen beinahe wertlos. Viele Anteilseigner stiegen entnervt aus – und ärgerten sich über diese Fehlentscheidung bis an ihr Lebensende.

Ende 1889 schickte eine schottische Firma ihren Repräsentanten Allan James nach Johannesburg. James hatte die Pläne für ein neuartiges chemisches Verfahren im Gepäck, das den Goldbergbau grundlegend revolutionieren sollte. Gebrochenes Erz bereitete er mit Zyanid auf, einer Chemikalie, die eine hochgiftige Verbindung aus Salzen und Blausäure bildet. Mithilfe dieses Verfahrens gelang es nach vielen Fehlschlägen, das Gold herauszulösen. Ein Jahr nach seiner Ankunft konnte James seine erste Großanlage in Betrieb nehmen. Reichlich Material für die Verarbeitung war bereits vorhanden. Die African Gold Extracting Company arbeitete sich nach und nach durch die Schuttberge, die sich auf dem Land der Witwe Oosterhuizen angesammelt hatten.

Das Verfahren brachte den großen Durchbruch für die Goldproduktion in Südafrika. Lag die jährliche Ausbeute 1886 noch unter einer Tonne, so erreichte sie drei Jahre später bereits 14 Tonnen, zehn Jahre später übertraf sie bereits die Marke von 120 Tonnen, Marktwert einer Jahresproduktion zu dieser Zeit: 16 Millionen Pfund. Der Aufstieg Südafrikas zum wichtigsten und größten Goldproduzenten der Welt war nicht mehr aufzuhalten. Um 1900 lieferte das Land bereits

mehr Edelmetall als jedes andere. Es stellte sich heraus, dass rund 40 Prozent der weltweiten Goldreserven im Witwatersrand-Gebiet rund um Johannesburg lagern. Neue Bergbautechnologien machen inzwischen selbst 3 000 Meter unter der Erdoberfläche den Abbau von Gold möglich.

■ Die Kriegstreiber

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war weltweit so viel Gold in Umlauf wie nie zuvor in der Geschichte. Das blieb nicht ohne Folgen. Der Austausch von Waren zwischen Amerika und dem Rest der Welt nahm deutlich zu. Von den riesigen Goldfunden in Amerika und später auch in Südafrika profitierte auch Europa. Das gerade gegründete Deutsche Kaiserreich führte 1871 nach dem Vorbild anderer Länder ebenfalls eine Goldwährung ein, bei der Geldnoten nur in einem festgesetzten Verhältnis zu den Goldreserven ausgegeben werden dürfen. Die Entschädigungszahlungen Frankreichs nach dem verlorenen Krieg von 1870/71 kamen da gerade zum richtigen Zeitpunkt. Sie beliefen sich auf fünf Milliarden Franc, was ungefähr 30 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung Frankreichs entsprach. Deutschland stockte mit den Reparationsleistungen seine Goldreserven auf und führte in den folgenden Jahren schrittweise ein goldgedecktes Währungssystem ein, in dessen Mittelpunkt die Goldmark stand. Das neue Währungssystem löste einen Aufschwung am deutschen Kapitalmarkt aus, Großinstitute wie Deutsche Bank, Commerzbank und Dresdner Bank wurden gegründet.

England hatte knapp 40 Jahre zuvor den Weg für den Goldstandard bereitet. Silber galt bis dahin als zweiter wichtiger Bestandteil eines bimetalischen Währungssystems, das seit seiner Erfindung durch Krösus Bestand hatte. Doch die Briten werteten Silber im Vergleich zu Gold so stark ab, dass es faktisch bedeutungslos wurde. Sang- und klanglos verschwand das Edelmetall, das über Jahrtausende die Grundlage vieler Währungssysteme bildete, in der Versenkung. Zuletzt spielte Silber ohnehin nur noch die zweite Geige neben Gold. Ihm fehlte schlicht der natürliche Glanz seines wertvolleren Pendants. Silbermünzen, die von Hand zu Hand wanderten, verloren

schnell ihren Schimmer und nahmen eine schmutzige, graubraune Patina an. Die hohe Wertschätzung von Gold erreichte Silber auch deshalb nie, weil es in viel höheren Konzentrationen in der Erdkruste enthalten ist. Im Vergleich zu Gold kommt Silber 20-mal häufiger vor. Schon deshalb löste Silber nie eine Massenhysterie aus wie etwa die Goldfunde in Kalifornien oder am Klondike.

Nach dem Untergang seines schwächeren Bruders steuerte Gold auf den Höhepunkt seiner Karriere zu. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts stellten alle großen Industrieländer ihre Währungen nach und nach auf den Goldstandard um. Das Edelmetall wurde zu einer Art Religion, zum unumstrittenen Mittelpunkt eines weltweiten Finanzsystems. Den Goldstandard infrage zu stellen – was niemand ernsthaft in Betracht zog – wäre einem ketzerischen Akt gleichgekommen. Die Führung in dieser neuen Religionsgemeinschaft übernahmen die Zentral- und Notenbanken, die in dieser Zeit entstanden. Das Erstaunliche daran: Selbst politische Oberhäupter beugten sich bedingungslos ihrem Diktat. Mit dem Goldstandard setzten die Länder des Goldklubs, dem auch Frankreich, Holland, die Schweiz, Italien, Schweden, Russland und Japan angehörten, ihre Währungen zueinander in ein festes Verhältnis. Die USA traten diesem Bund relativ spät, erst 1913 mit der Gründung der Federal Reserve Bank, kurz Fed genannt, bei. Doch die obersten Währungshüter zwängten sich damit in ein enges Korsett, das sich schon bald als schwerwiegender Mangel des Systems entpuppte.

Auch das normale Volk spürte die Veränderungen. Sie kamen schleichend und blieben anfangs unbemerkt. Gold verschwand immer mehr aus dem Alltag. Schweres Münzgold wurde durch leichtere Geldscheine ersetzt. Das Edelmetall selbst wanderte in die finsternen Tresore der Notenbanken, wo sich schon bald hinter dicken Schutzmauern und Stahltüren die Goldbarren stapelten. Diese wachsende Unsichtbarkeit schien den Glauben an die Allmacht des Goldes noch zusätzlich zu stärken.

Zwar garantierte der Goldstandard, dass jeder Bürger seine Geldnoten jederzeit in einem bestimmten Verhältnis in Gold eintauschen konnte und umgekehrt. Auch durften die Banken nur so viel Kredite ausgeben, wie durch ihre Goldvorräte gedeckt waren. Den Rückzug des Edelmetalls aus dem täglichen Leben hielt dies jedoch nicht auf,

ganz im Gegenteil. Mehr als die Hälfte der in Umlauf befindlichen Goldmenge in Europa lagerte Ende des 19. Jahrhunderts in den Tresoren der Notenbanken. Sie waren es auch, die den größten Teil des neu geförderten Goldes aus der Minenproduktion aufkauften.

Heute halten die Zentralbanken nur noch 20 Prozent der weltweiten Goldvorräte, die für sie inzwischen allerdings mehr eine Last denn Segen sind. Allein Lagerung und Sicherung verschlingen jedes Jahr Millionenbeträge, ohne dass mit dem Schatz Geld zu verdienen wäre. Die staatlichen Institute sitzen buchstäblich in der Falle, seit US-Präsident Richard Nixon 1971 die Goldbindung des Dollar ganz aufgab. Verkaufen sie ihre Bestände, schaden sie sich damit unweigerlich selbst. Denn werfen die Notenbanken größere Mengen an Gold auf den freien Markt, würde dies unweigerlich zu einem Überangebot und damit zu einem Absturz der Edelmetallnotierungen führen. Was wiederum eine Abwertung der gesamten Goldbestände der Notenbanken zur Folge hätte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schien eine Welt ohne Goldstandard noch völlig undenkbar, fungierte das Edelmetall doch als eine Art Weltwährung, die von allen beteiligten Staaten des Goldklubs ohne Wenn und Aber anerkannt wurde. Dabei kam dem Edelmetall zugute, dass es als politisch neutral gilt, etwa im Gegensatz zum amerikanischen Dollar, der als Weltwährung das 20. Jahrhundert prägte. Diese Neutralität dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, dass selbst Länder wie England und Frankreich, die sonst hingebungsvoll ihre Rivalitäten pflegen, immer wieder an einem Strang zogen, wenn es darum ging, Katastrophen abzuwenden. Wie im Fall der Krise von 1890, die zunächst England und kurz darauf alle anderen Mitglieder der verschworenen Gemeinschaft in den Abgrund einer tief greifenden Finanzkrise zu reißen drohte. Ausgelöst wurde die bedrohliche Situation durch das renommierte Londoner Bankhaus Baring Brothers, jenem Institut, das gut 100 Jahre später endgültig unterging – zu Fall gebracht von einem 28 Jahre alten Finanzmakler namens Nick Leeson mit zu viel Spielraum für riskante Spekulationsgeschäfte.

Auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde kräftig spekuliert. Neue Spielwiese der altherwürdigen Bankhäuser aus dem Londoner Finanzdistrikt waren die noch relativ jungen Staaten im Süden Ame-

rikas und Asiens. Der Goldstandard erleichterte die Kreditvergabe im Ausland. Argentinien zählte zu den besonders vielversprechenden Entwicklungsländern, waren es doch vor allem betuchte Auswanderer aus Europa, die es dorthin zog. Sie genossen einen großen Vertrauensvorschuss und erhielten für den Kauf riesiger Ländereien großzügige Kredite. In der Summe wurde innerhalb weniger Jahre mehr als eine Milliarde Dollar in das unbedeutende südamerikanische Land gepumpt. Größter Kreditgeber war Baring Brothers. Als jedoch die Kreditzinsen deutlich stiegen und Argentinien nach verheerenden Missernten im Land seine Rückzahlungen einstellte, stand das Londoner Bankhaus vor der Pleite.

Doch Barings war zu jener Zeit nicht irgendein Institut. Das Bankhaus war zu wichtig, um es untergehen zu lassen – oder wie man heute sagen würde: Barings war systemrelevant für die Finanzwelt. Die Bank von England musste einspringen. Doch die Krise traf die Briten zu einem denkbar ungünstigen Moment, der Finanzhaushalt war geschwächt durch eine anhaltende Wirtschaftskrise, die die Goldreserven auf den niedrigen Stand von neun Millionen Pfund schrumpfen ließ. Barings benötigte allein vier Millionen Pfund Soforthilfe, also beinahe die Hälfte der englischen Goldreserven. Schnell war klar, dass selbst der mächtigste Spieler am Kapitalmarkt seiner Zeit, die Bank von England, mit einer solchen Summe überfordert war. Aus Angst vor einem Flächenbrand an den Kapitalmärkten sprangen Frankreich, Russland und eine Reihe englischer Banken mit billigen Krediten ein. Ein Desaster wurde in letzter Minute abgewendet.

Der Beinaheabsturz von Barings machte jedoch deutlich, dass das System der goldgedeckten Währung viel anfälliger war als gedacht und dass für seine Absicherung wesentlich größere Bestände notwendig waren als tatsächlich in den meisten Ländern vorhanden. Die Nebenwirkungen der Rossskur, mit der Barings gerettet wurde, waren heftig und sie trafen in erster Linie das englische Volk. Eigentlich hätte die englische Notenbank nach dem Kraftakt ihre Währung im Verhältnis zu den Goldreserven abwerten müssen, um die Verluste zu verrechnen. Das kam jedoch nicht infrage, weil damit das Pfund auch im Vergleich zu anderen internationalen Währungen an Wert verloren hätte.

Die Devisen lautete stattdessen „gesundschrumpfen“. Denn mit dem starken Goldabfluss musste sich auch die in Umlauf befind-

liche Geldmenge verringern. Der Preis für die Aufrechterhaltung des Goldstandards war hoch. Die englische Wirtschaft wurde weiter geschwächt. Hohe Zinsen bremsten zwar den Goldtransfer ins Ausland, doch sie bremsten auch die Wirtschaftsentwicklung und ließen die Arbeitslosenzahlen weiter steigen. Die Preise für Konsumgüter fielen und Gehälter sanken, was dazu führte, dass die Menschen nur das Nötigste einkauften. Geht jedoch die Nachfrage zurück, wird automatisch weniger produziert – ein Teufelskreis, der sich schwer durchbrechen lässt.

Trotzdem wiederholten nahezu alle Mitglieder des Goldbundes in schöner Regelmäßigkeit ein und denselben Fehler, mit stets demselben Ergebnis. Sie räumten ihrer Zinspolitik absoluten Vorrang ein, die letztendlich der Pflege ihrer Goldbestände diente. Dabei versäumten sie es, für ein stabiles Preisniveau zu sorgen – neben einer gesunden Währung die entscheidende Voraussetzung für ein moderates Wirtschaftswachstum.

Auf der anderen Seite des Atlantiks brachte ein rasanter Schwund der Goldvorräte die Regierung ebenfalls in Bedrängnis. Die amerikanischen Reserven erreichten 1893 einen gefährlich niedrigen Stand, weil die Importe des Landes die Ausfuhren um ein Vielfaches übertrafen, was für einen beständigen Abfluss des Edelmetalls sorgte, weil internationale Handelsgeschäfte vorwiegend mit Gold bezahlt wurden. Kurz darauf ging mit der Eisenbahngesellschaft Philadelphia & Reading Railway eines der größten amerikanischen Unternehmen pleite und die Kurse an der New Yorker Börse stürzten ab. Die Amerikaner verloren ihr Vertrauen in die Banken, viele standen Schlange an den Schaltern, um Geld und Gold in Sicherheit zu bringen. 500 Banken und 15 000 Industrieunternehmen gingen bankrott und zehn Prozent der Amerikaner verloren ihre Arbeit. Schließlich sorgte eine von Europa getragene Anleihe für Ausgleich und Liquidität am Markt. Eine Maßnahme, die allerdings nicht gerade auf Wohlwollen stieß, weil sie Amerika in eine unerwünschte Abhängigkeit von europäischen Banken trieb, so die weitverbreitete Ansicht vieler US-Bürger.

Der Mann, der sich über diese Bedenken einfach hinwegsetzte und Amerika mit seinen hartnäckigen Bemühungen 1895 vor dem Staatsbankrott bewahrte, hieß John Pierpont Morgan, besser bekannt

als J. P. Morgan. Er fädelt maßgeblich das Anleihengeschäft mit europäischen Banken ein und setzte es gegen politische Widerstände durch. Der Aufstieg zu einem der renommiertesten US-Bankiers gelang ihm mit einer geschickten Investitionsstrategie. Er kaufte marode Eisenbahngesellschaften auf, um sie zu sanieren. Später beteiligte er sich auch an Banken, an Schifffahrts- und Elektronikunternehmen. 1907 wirkte er noch einmal an einer Rettungsaktion für das amerikanische Finanzwesen mit. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1912 geriet er jedoch ins Zwielficht. Ihm wurde der Prozess gemacht, wegen angeblich zweifelhafter Bankgeschäfte. J. P. Morgan wurde zwar freigesprochen, doch er musste viele Interna seines Firmenimperiums preisgeben. Nur ein Jahr nach dieser Enttäuschung starb er im Alter von 75 Jahren.

Heute gilt J. P. Morgan als einer der Väter des modernen Investmentbankings, also jener Gattung von Bankgeschäften, die mitverantwortlich gemacht werden für die große Wirtschaftskrise, die im Sommer 2008 mit der Pleite der US-Investmentbank Lehman Brothers ihren Anfang nahm.

Der Erste Weltkrieg setzte dem Ringen um den Goldstandard zunächst ein Ende. Die hohen Kriegskosten machten es unmöglich, weiterhin eine Golddeckung zu garantieren. Die meisten Länder hoben das Recht auf, das den Bürgern den Tausch von Gold gegen Geld zu einem festgesetzten Kurs garantierte. Damit gaben sie zugleich die Kontrolle über die Geldmenge auf. Stattdessen warfen sie die Notenpressen an, um ihre horrenden Kriegsausgaben zu finanzieren. Damit leisteten sie einer Inflation Vorschub, die Anfang der 30er-Jahre in einigen europäischen Ländern, vor allem in Deutschland, zu einer unkontrollierbaren Hyperinflation führte, mit dramatischen Folgen für die Weltwirtschaft.

Auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs standen sich diejenigen gegenüber, die sich kurz zuvor noch gemeinsam für den Erhalt der Goldwährung eingesetzt hatten. Vier Jahre dauerte der Sturm, der nicht nur über Europa, sondern auch über den Nahen Osten, Teile Asiens und Afrikas hinwegfegte und in den gegen Ende drei Viertel der Weltbevölkerung verwickelt waren. Der Krieg forderte 17 Millionen Menschenleben und verschob die Machtverhältnisse. Zurück blieb ein verwüstetes Europa, das sich nur mühsam von dieser Katastrophe erholte.

Dennoch schien der Glaube an die Macht des Goldes unerschütterlich. Der Kanonenrauch hatte sich kaum verzogen, da mobilisierten die Notenbanken erneut ihre Kräfte, um den Goldstandard wieder in Kraft zu setzen. Was sich angesichts der hohen Kriegsschulden allerdings als äußerst schwieriges Unterfangen erwies. Die Anstrengungen, die dafür unternommen wurden, bildeten aus heutiger Sicht eine unheilvolle Kette von Ereignissen, die schließlich in die große Wirtschaftskrise der 30er-Jahre mündete und zu einem der auslösenden Faktoren für den Zweiten Weltkrieg wurde.

Schätzungen zufolge kostete der Erste Weltkrieg alle beteiligten Kräfte eine Billion Goldmark. Da die Schuld dafür dem Deutschen Reich angelastet wurde, sollte es auch die Reparationsleistungen tragen, insgesamt 269 Milliarden Goldmark, abzuführen in Raten, verteilt über 42 Jahre, Sachleistungen nicht eingerechnet. Eine Forderung, die sich rasch als utopisch und nicht einlösbar erwies. Weite Teile Deutschlands, wie die seiner Nachbarländer, waren verwüstet, große Teile der Industrie zerstört oder schwer beschädigt, die Landwirtschaft lag darnieder. Es fehlte das Kapital für den Wiederaufbau.

Amerika pochte nach Ende des Krieges darauf, dass seine Verbündeten ihre Kriegsschulden beglichen, obwohl es zu diesem Zeitpunkt bereits 70 Prozent der weltweiten Goldreserven besaß. Doch die stark geschrumpften Goldreserven der europäischen Alliierten reichten nicht annähernd aus, um die Forderungen der Amerikaner zu bedienen. Trotz dieser aussichtslosen Lage beschloss das britische Parlament im Jahr 1920, dass es 1925 den Goldstandard wieder in Kraft setzen wollte. Das Problem dabei war die hohe Inflation. Der Krieg hatte das Preisniveau in England stärker in die Höhe getrieben als in anderen Ländern. Die meisten Waren kosteten 1918 dreimal so viel wie 1914, während sich die Preise in Amerika im gleichen Zeitraum nur verdoppelt hatten. Produkte aus dem Königreich fanden auf dem Weltmarkt weniger Abnehmer, weil sie schlicht zu teuer waren. Die Exporte brachen ein. Zugleich erreichte die Verschuldung Englands eine neue Rekordmarke.

Zu dieser Zeit betrat ein Mann die finanzpolitische Bühne, der sich als eiserner Verfechter des britischen Goldstandards erweisen sollte: Montagu Norman. Der Spross einer alteingesessenen adligen

Londoner Bankiersfamilie rückte 1920, im Jahr der Goldentscheidung, an die Spitze der Bank von England und hielt sich, trotz einer eklatanten Serie von Fehlentscheidungen, 24 lange Jahre im Amt. Seine Geldpolitik stürzte das Inselreich in eine seiner schwersten Wirtschaftskrisen. Zeitgenossen zeichnen ein äußerst zwiespältiges Bild des mächtigen Mannes. Er wird als elegant und charmant, zugleich aber auch als arrogant, verschlossen und streng beschrieben. Nach außen zeigte er Stärke, doch seine Berufung setzte ihm offenbar zu. Norman litt unter wiederkehrenden Nervenzusammenbrüchen, die ihn von seiner Arbeit fernhielten. Dieser Makel trug jedoch mehr dazu bei, seinen Ruf als Finanzgenie zu untermauern, als dass er seinem Ansehen geschadet hätte.

Die Machtverhältnisse auf dem Globus hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg entscheidend verschoben. England war politisch und wirtschaftlich zu schwach, um seine Vormachtstellung in der Welt zu behaupten, eine Rolle, die nun Amerika übernahm. Im Vereinigten Königreich wollte man dies jedoch nicht wahrhaben. Als ob nichts geschehen wäre, beharrte Notenbankchef Norman darauf, den völlig unrealistischen englischen Paritätskurs aus den Vorkriegsjahren, also den alten Goldstandard, wiederherzustellen. Obwohl es die schlechte wirtschaftliche Lage im Land geboten hätte, weigerte er sich, das Pfund im Verhältnis zu den geschwundenen Goldreserven abzuwerten.

Stattdessen setzte er alles daran, die Edelmetallbestände wieder aufzustocken. Dieser Doktrin unterwarf er ohne jede Rücksicht alle seine Entscheidungen. Sofort nach seinem Amtsantritt erhöhte er die Zinsen so stark, dass wieder reichlich ausländisches Kapital in die Depots der britischen Banken floss. Gleichzeitig würgte der Notenbankchef damit jedoch einen gerade einsetzenden Wirtschaftsaufschwung ab. Kredite wurden für englische Unternehmen nahezu unbezahlbar. Es wurde kaum noch investiert, die Produktion brach ein. Eine Million Menschen wurde innerhalb eines Jahres in die Arbeitslosigkeit entlassen. Norman war sich der Konsequenzen seines Handels durchaus bewusst, doch er nahm sie billigend in Kauf. Seine Goldhörigkeit schien keine Grenzen zu kennen. Tatsächlich sah er es aber auch nicht als seine Aufgabe an, für den Wohlstand der Briten zu sorgen. Ein Problem, um das sich seiner Ansicht nach die Regierung kümmern sollte.

Winston Churchill, zu dieser Zeit Schatzkanzler, trug die rigide Finanzpolitik Normans mit. Eine Entscheidung, die er viele Jahre später als einen seiner größten Fehler bezeichnete. 1925 führte Norman den Goldstandard trotz aller Widrigkeiten wieder ein, allerdings mit einer Abweichung, die das Recht der Bürger an einer Stelle entscheidend beschnitt. Sie durften ihr Gold künftig nicht mehr zur Münzprägung auf die Bank bringen, womit sich das Edelmetall wieder ein Stück aus dem Alltag der Menschen entfernte.

Einer der wenigen, der das Vorgehen der Bank von England öffentlich kritisierte, war der britische Ökonom John Maynard Keynes, der als beratendes Mitglied der britischen Delegation Jahre zuvor an den Versailler Vertragsverhandlungen teilgenommen hatte. Schon damals machte er sich als Querulant einen Namen. Seinen Posten in der Delegation gab er noch vor Vertragsabschluss zurück. Er protestierte damit gegen die seiner Ansicht nach völlig unsinnigen Vertragsbedingungen, die die Alliierten Kräfte Deutschland diktieren wollten. Er kritisierte unter anderen die hohen Reparationszahlungen, die, wie er richtig vorhersah, den internationalen Handel destabilisieren und das Land ins politische Abseits führen würden.

Die Rückkehr zum Goldstandard, die Keynes als „gefährliches Unterfangen“ bezeichnete, stürzte England ins Chaos. Ein Generalstreik legte 1926 das ganze Land lahm. Bergarbeiter traten in Hungerstreik, sie protestierten gegen anhaltende Lohnkürzungen und eine drastisch steigende Arbeitslosigkeit. Es war die rigide Geldpolitik der Bank von England, die das Land zwar zur beliebten Anlaufstelle für Kapitalanleger aus der ganzen Welt machte, die Wirtschaft des Landes aber abstürzen ließ. Dazu passen die Worte, die Goethe im *Faust* seinem Gretchen in den Mund legte: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!“

Auch in Frankreich wollte man die Zeit zurückdrehen, mithilfe der deutschen Reparationszahlungen. Die Geschichte wiederholte sich, nur unter umgekehrten Vorzeichen. Diesmal waren es die Franzosen, die sich von den Deutschen den Goldstandard finanzieren lassen wollten, um jeden Preis. 1923 verliehen sie ihrem Ansinnen Nachdruck und marschierten im Ruhrgebiet ein, allerdings ohne Erfolg. Deutschland hatte wie sein Nachbarland schwer mit den Nachwirkungen des Krieges zu kämpfen und verfügte nicht über die notwendigen Mittel,

um die überzogenen Forderungen zu erfüllen. Eine Hyperinflation überzog das Land. Im November 1923 lag der Gegenwert von einem Dollar bei 4,2 Billionen Mark. Eine Währungsreform und die Einführung der Rentenmark beendeten die außer Kontrolle geratene Aufwärtsspirale der Teuerung.

Während sich die Länder Europas in den 20er-Jahren immer mehr in den Fallstricken einer fehlgeleiteten Goldstandardpolitik verstrickten, strömte das Edelmetall weiter in die Tresore der amerikanischen Notenbank, der Federal Reserve Bank in New York. Sie hielt inzwischen drei Viertel der weltweiten Goldbestände. Was sich in dieser Zeit abspielte, erinnert an den Tanz der Israeliten um das Goldene Kalb. Es war der Tanz um die Goldbarren in ihren dunklen Kellerräumen, den die Notenbankchefs der großen Wirtschaftsmächte vollführten, angestachelt von einem unerschütterlichen Glauben an die Macht des Goldes. Sie verweigerten sich allesamt dem Gedanken, der Goldstandard könnte nicht die Lösung, sondern vielmehr eine der Ursachen ihrer Probleme sein. Warnende Stimmen, wie etwa die des Querdenkers Keynes, wurden als Fantastereien eines einzelnen Irregeleiteten abgetan. Doch die große Stunde des Briten, der an den Eliteinstituten in Cambridge Ökonomie, Politik und Mathematik studiert hatte, kam schneller als erwartet.

Die große Depression

Während sich Europa in den 20er-Jahren nur zögerlich von den Kriegsfolgen erholte, brachen die USA einen Produktionsrekord nach dem anderen. Die Amerikaner entdeckten die Freude am Konsum, die Nachfrage nach Gütern aller Art war so hoch wie nie zuvor. Die Wirtschaft boomte. Es konnte also kaum besser laufen. Doch es zeigte sich, dass in jeder Übertreibung, sei sie nun positiver oder negativer Art, Gefahren lauern, Gefahren, die sowohl von der amerikanischen Regierung unter Präsident Herbert Hoover als auch von der Notenbank zunächst unterschätzt wurden. Die Wirtschaft lief „heiß“, steuerte ungebremst in eine Überproduktion. Die Federal Reserve Bank lieferte den Brennstoff, indem sie großzügig die Zinsen senkte und damit die Investitionsbereitschaft der Unternehmen weiter anheizte.

Eine Entwicklung, die auch an den Aktienmärkten deutliche Spuren hinterließ. Die Aussicht auf schnelle Gewinne lockte die Anleger in Massen an die New Yorker Börse. Wer kein Geld hatte, lieh es sich. Geld saß auch bei den Banken locker und Kredite waren günstig zu haben. An der Wall Street baute sich eine gewaltige Spekulationsblase auf. Die Gier schien keine Grenzen zu kennen, angesichts von Kursgewinnen, die selbst die kühnsten Träume der Spekulanten übertrafen. Kritische Stimmen, die vor einem bevorstehenden Zusammenbruch, ja sogar einer globalen Krise warnten, gingen im lauten Getöse der euphorisierten Anlegermassen unter.

Der wichtigste Börsenindex, der Dow Jones Industrial Average, verdoppelte innerhalb von drei Jahren, bis 1928, seine Punktezahl. Die Rallye hielt auch im darauffolgenden Jahr zunächst an. Inzwischen floss so viel Kapital an die Wall Street, dass sich in anderen Wirtschaftszweigen ein Mangel bemerkbar machte. Die Banken konzentrierten sich zunehmend auf die Finanzierung von spekulativen Börsengeschäften. Die Vergabe kurzfristiger Kredite erwies sich als äußerst lukratives Geschäftsfeld. Hier konnten die Bankhäuser weitaus höhere Zinssätze verlangen als im normalen Kreditgeschäft. Zehn Prozent und mehr waren durchaus üblich.

Die Federal Reserve Bank reagierte spät und zaghaft auf das Unheil, das sich an der Wall Street zusammenbraute. Ein Jahr vor dem großen Börsencrash begann man sich in der amerikanischen Notenbank ernsthafte Sorgen zu machen. Mit einer Serie von Zinserhöhungen versuchten die Währungshüter gegenzusteuern. Doch die Eingriffe erwiesen sich als nahezu wirkungslos. Was daran lag, dass die Federal Reserve bis Februar 1929 die Zinsen in kleinen Schritten nur bis auf sechs Prozent anhob, ein Zinssatz also, bei dem Banken mit ihren spekulativen Geschäften noch immer einen guten Schnitt machten, genauso wie die Anleger, die mit Krediten ihren Einsatz auf dem Börsenparkett finanzierten. Das bittere Ende kam nicht plötzlich, es kündigte sich an.

Eigentlich waren die Warnsignale nicht zu übersehen. Einige Monate vor dem Börsenkrach kühlte sich die überhitzte amerikanische Wirtschaft merklich ab. Die Industrieproduktion brach ein und mit ihr die Gewinne der Unternehmen. Mitte 1929 zeigte auch die Börse erste Anzeichen von Schwäche. Die Kurse bewegten sich in

der Tendenz nur noch seitwärts und gaben sogar leicht nach. Viele Spekulanten wähten sich zu diesem Zeitpunkt noch in Sicherheit. Zum großen Knall kam es an einem Donnerstag. Es war der 24. Oktober 1929. Unter den Anlegern brach Panik aus. Überstürzt wurden allein an diesem Tag 16 Millionen Aktien abgestoßen, was den Dow Jones abstürzen ließ.

Das mit kurzfristigen Milliardenkrediten finanzierte Spekulationsgebäude fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen und riss viele Anleger samt Gläubigern in den Abgrund. Mehr als 3 000 Banken gingen infolge des Crashes pleite. Weil Einlagensicherungen zu jener Zeit noch nicht erfunden waren, verloren Zehntausende Amerikaner ihr Barvermögen. Die Ausläufer des Bebens an der Wall Street machten sich in den folgenden Monaten auch in der restlichen Welt bemerkbar. Dabei wäre der Kurseinbruch an der Wall Street für sich genommen vermutlich zu verkraften gewesen. Als weitaus verheerender erwiesen sich die politischen Entscheidungen, mit denen Amerika und der Rest der Welt versuchten, gegen die Krise zu kämpfen.

Amerika drehte Europa ohne Vorwarnung den Geldhahn zu und zog hastig sein Kapital ab. Von einem Tag auf den anderen nahmen die internationalen Finanzströme eine andere Richtung. Die USA lösten mit dieser Politik eine fatale Kettenreaktion aus. Und es blieb nicht bei dieser einen Fehlentscheidung. Zum Schutz der Goldreserven erließ die amerikanische Regierung eine Reihe von Gesetzen, die darauf zielten, einheimisches Kapital im Land zu halten. So wurden unter anderem hohe Zölle für Importwaren erhoben. Dieser schwerwiegende Anfall von Protektionismus zielte darauf ab, den Konsum zu drosseln und amerikanische Erzeuger zu stärken. Eine Maßnahme mit drastischen Folgen: Der Welthandel ging spürbar zurück. Die sich langsam erholende Wirtschaft in Europa brach erneut ein. Binnen Wochen standen Massen von Arbeitern auf der Straße. Allein in Deutschland stieg die Zahl der Arbeitslosen innerhalb kurzer Zeit von 1,3 auf sechs Millionen Menschen.

Beim großen Börsencrash vom 24. Oktober 1929 spielten die Goldbestände allenfalls eine Nebenrolle – ohne die hohen Reserven der USA, die eine lockere Zinspolitik überhaupt erst möglich machten, hätte die Spekulationsblase aber wahrscheinlich nie das erreichte Ausmaß angenommen. Eine tragende und unrühmliche Rolle spielt

das Edelmetall jedoch beim Ausbruch einer der größten Depression der Weltwirtschaft. Wieder einmal suchten die Agenten der Finanzwelt ihr Heil im Goldstandard. Im Zentrum ihrer Strategie standen die Goldreserven, die es mit aller Macht zu verteidigen galt. „Gesund-schrumpfen“ lautete wieder einmal das Motto der Stunde.

Doch das eigentliche Problem ließ sich so nicht lösen. Die exorbitanten Verluste an der Börse hinterließen riesige Löcher in den Bilanzen der amerikanischen Banken. Den Instituten fehlte es an Eigenkapital, das Kreditgeschäft brach völlig zusammen. Banken- und Firmenpleiten waren die Folge. Als die Federal Reserve die schwer angeschlagenen Banken mit einer Finanzspritze wieder aufpäppeln wollte, schob die Regierung einen Riegel vor. Der Plan der Notenbank, mit einer Regierungsanleihe wieder für Liquidität im Markt zu sorgen, schürte in Washington Inflationsängste. Die erst wenige Jahre zurückliegenden Schrecken der Hyperinflation in Deutschland waren noch präsent. 1930 glaubte Präsident Hoover noch fest an eine schnelle Genesung des schwer angeschlagenen Finanzsystems. Optimistisch verkündete er, dass die Folgen des Börsenkrachs wohl innerhalb der nächsten Monate ausgestanden sein würden.

Wenige Monate später, am 11. Mai 1931, meldete die größte österreichische Bank, die Wiener Creditanstalt, Konkurs an – ein Institut, bei dem gut die Hälfte aller Österreicher ihre Konten führen ließ. Die Nachwirkungen des Börsencrashes an der Wall Street machten sich in Europa bemerkbar. Nun brach auch in der europäischen Bankenwelt Panik aus. Die Creditanstalt galt wie schon die englische Barings Bank 1890 als zu groß, um sie pleitegehen zu lassen. Der Staat musste einspringen und machte sich auf die Suche nach Geldgebern im Ausland, kassierte dort jedoch eine Abfuhr nach der anderen. Die Krise erfasste nun auch die Nachbarländer Ungarn und Tschechoslowakei – Österreich war und ist auch heute dort noch der wichtigste Kreditgeber. Hätten sich die Nationen, ähnlich wie im Fall der Barings-Krise einige Jahrzehnte vorher, zu einem beherzten Eingreifen entschlossen – vieles hätte sich anders entwickelt.

Deutschland trafen die Erschütterungen in Österreich besonders hart. Der deutsche Kanzler Heinrich Brüning geriet in eine beinahe aussichtslose Lage. Der Staatshaushalt befand sich in einem desaströsen Zustand, er konnte die fälligen Reparationen nicht mehr leisten.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Staatsausgaben erneut drastisch zu kürzen. Die deutsche Wirtschaft, bereits stark geschwächt durch den Einbruch des Welthandels, beschleunigte ihre Talfahrt. Nun ging das Schreckgespenst der Deflation um, die Preise für viele Produkte fielen und die Deutschen kauften nur noch das Nötigste ein. 1932 produzierten deutsche Unternehmen nur noch halb so viel wie im Jahr zuvor. Die Aktienkurse brachen um zwei Drittel ein. Angesichts der sinkenden Nachfrage gab das Preisniveau deutlich nach. Eine Kette unheilvoller Entwicklungen, die letztendlich der Machtergreifung durch Hitler Vorschub leistete und damit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Auch andere europäische Länder gerieten immer mehr in Bedrängnis. In London stand Notenbankchef Norman vor der bittersten Niederlage seines Lebens. Doch der Mann, der sein Land 1925 bedingungslos und unter schmerzhaften Verlusten an den Goldstandard gekettet hatte, weigerte sich, den Tatsachen ins Auge zu sehen, und flüchtete in die kanadische Wildnis, um sich von einer seiner zahlreichen Nervenkrisen zu erholen. So musste er nicht mit ansehen, wie immer mehr Goldbarren aus den Tresoren der Bank von England getragen wurden.

Die Wirtschaftskrise erfasste England mit voller Wucht. Ein Viertel der britischen Arbeiter waren 1932 beschäftigungslos. Die Regierung versuchte das Unheil mit höheren Steuern und Zinsen einzudämmen – und verschärfte die Lage dadurch nur noch mehr. Die Bank von England geriet zunehmend unter Druck. Doch der Todesstoß für den englischen Goldstandard kam aus einer Richtung, die alle Beobachter überraschte. Nachdem auch die englische Marine die Bezüge drastisch kürzen musste, probte eine kleine Gruppe von Matrosen den Aufstand. Obwohl dies nur ein Streik unter vielen war, die zu dieser Zeit Großbritannien erschütterten, ging von ihm ein Alarmsignal aus. Die Welt horchte auf und fragte sich, ob in England möglicherweise ein Staatsstreich bevorstand. Investoren aus der ganzen Welt zogen hastig ihre in Großbritannien angelegten Gelder ab. Innerhalb weniger Wochen schwanden die britischen Goldbestände um 200 Millionen Pfund.

Die Bank von England setzte zum Befreiungsschlag an. Sie hob den bis dahin von ihr so eisern verteidigten Goldstandard auf und

stoppte so das dramatische Abschmelzen der Edelmetallreserven. Am 21. September 1932 verabschiedete das Parlament ein Gesetz, das die Notenbank von ihrer Pflicht entband, Devisen auf Wunsch der Eigentümer gegen Gold einzutauschen. All dies geschah, während sich Notenbankchef Norman noch immer in der kanadischen Abgeschiedenheit erholte, ohne dass er etwas von den dramatischen Ereignissen ahnte, die in London ihren Lauf nahmen. Normans größter Widersacher John Maynard Keynes triumphierte: „Wir fühlen, dass wir endlich freie Hand haben, das Vernünftige zu tun.“

Andere Notenbanken folgten dem Beispiel. Zu den wenigen Banken, die sich sträubten, zählte die amerikanische Federal Reserve. Doch die Tatsache, dass in Europa immer mehr Länder ihre Goldreserven aus dem Verkehr zogen, löste bei der US-Bevölkerung Panik aus. Erneut stürmten sie die Banken, um ihr Barvermögen in Sicherheit zu bringen, was 1 000 Geldinstitute in den Ruin trieb. Weil sich die Amerikaner ihr Vermögen lieber unters Kopfkissen legten, gerieten die Banken in Schieflage. Ihnen fehlte es an Mitteln, um neue Kredite zu vergeben – ein Liquiditätsengpass, der auch vielen Unternehmen die Luft abschnürte.

Die Wahl von Franklin D. Roosevelt läutete im November 1932 die Wende in der amerikanischen Geldpolitik ein. Der neue Mann im Weißen Haus trat mit dem Versprechen an, die hohe Arbeitslosigkeit einzudämmen, und schreckte nicht vor harten Einschnitten zurück. Wenige Tage nach seiner Amtseinführung im darauffolgenden März wurde ein Gesetz verabschiedet, das die Ausfuhr und das Hamstern von Gold verbot. Der neue Präsident setzte durch, dass der Dollar im Verhältnis zu den Edelmetallreserven des Landes abgewertet wurde.

Doch damit nicht genug. Die Regierung machte sich daran, die Goldbestände, die sich im Land befanden, zu beschlagnahmen. Alle US-Bürger wurden verpflichtet, ihre Goldanlagen bei den Banken des Landes gegen Dollar-Bestände einzutauschen. Der private Besitz wurde auf einen Wert von maximal 100 Dollar je Person beschränkt. Die Handelsbanken wiederum mussten das eingezogene Goldvermögen bei der Federal Reserve abliefern. Diese Zwangsmaßnahme erhöhte die Goldbestände der Federal Reserve auf einen Schlag um 400 Millionen Dollar.

Ein Aufschrei des Entsetzens ging durch die amerikanische Finanzwelt, stellte Roosevelt doch alle bis dahin scheinbar unantastbaren Regeln auf den Kopf. Dazu gehörte auch, dass sich der Präsident vom obersten Ziel der Währungsstabilität verabschiedete. Er nahm kein Blatt vor den Mund, als er das bis dahin gültige Credo der Finanzpolitik als sinnlosen „Irrglauben“ bezeichnete.

Die neue Regierung demonitierte den Goldstandard weiter, indem sie den Dollar schrittweise abwertete. An den internationalen Devisenmärkten löste sich dadurch auch das starre Korsett langsam auf, in dem die nationalen Währungen untereinander gefangen waren. Der Dollar-Kurs begann, täglich hin und her zu schwanken.

Roosevelts Politik, die stark durch die Ideen von Keynes beeinflusst war und auch eine Ausweitung der Staatsausgaben zur Folge hatte, trug bald erste Früchte. Die amerikanische Wirtschaft erholte sich, die Arbeitslosenzahl sank deutlich. Zu einer radikalen Abkehr vom Goldstandard kam es in den USA trotzdem nicht. 1934 wurde der Goldpreis auf einen Wert von 35 Dollar je Feinunze festgelegt, eine Fixierung, die bis in 70er-Jahre Bestand hatte. Doch die Goldwährung war inzwischen in ihrer Funktion so beschnitten, dass ihr längst nicht mehr dieselbe Bedeutung zukam wie vor dem Ersten Weltkrieg. Mit dieser Geldpolitik läuteten die Amerikaner, bewusst oder unbewusst, eine Ära ein, in deren Mittelpunkt nicht mehr Gold, sondern eine neue Weltwährung stand – der Dollar.

Gleichzeitig rafften die USA so viel Gold an sich wie kein anderes Land. Unter der Regierung Roosevelt wuchsen die Edelmetallbestände um zehn Milliarden Dollar. Nur ein Fünftel davon stammte aus neuer Förderung, den Rest lieferten die Europäer, die so ihre Schuldenberge abtrugen, die der Erste Weltkrieg und die folgende große Wirtschaftskrise hinterlassen hatten.

Eine desolante Wirtschaftslage bereitete in Deutschland den Weg für die Machtübernahme Hitlers. Während Roosevelt in den USA die Regeln der Finanzpolitik auf den Kopf stellte, holten die Nazis die deutsche Wirtschaft mit einem gigantischen Aufrüstungsprogramm aus der Krise – ein äußerst zweifelhaftes Konjunkturprogramm. Am 1. September 1939 marschierten die deutschen Truppen in Polen ein und die Welt versank erneut in einem Inferno, das 60 Millionen

Menschenleben kostete und ganze Landstriche in Schutt und Asche verlegte.

In Trümmern lag nach dem Zweiten Weltkrieg auch das weltweite Finanzsystem. Als eigentliche Sieger gingen erneut die USA hervor. Knapp drei Viertel der weltweiten Goldvorräte lagerten auch nach 1945 noch in den Tresoren der Federal Reserve Bank. Waffenverkäufe und Rüstungskredite machten Amerika zum größten Gläubiger der restlichen Welt und damit endgültig zur führenden Weltmacht. Zementiert wurde diese Führungsposition kurz vor Ende des Kriegs bei einem Treffen in New Hampshire, an dem die Abgesandten von 44 Nationen teilnahmen. In einem Freizeitresort in der Nähe von Bretton Woods legten sie 1944 den Grundstein für ein neues Weltwährungssystem. Die Hauptrolle besetzten sie wieder mit dem altbekannten Star, der Gold hieß. Doch das Drehbuch wurde gründlich umgeschrieben. Bis auf die USA verfügte kein Land mehr über ausreichende Reserven, um seine Währung an das Edelmetall zu binden.

Die Amerikaner nutzten diese Chance, um den Dollar endgültig in die Poleposition zu bringen. Die Teilnehmer beschlossen, dass der Greenback künftig als einzige Währung der Welt in ein festgesetztes Verhältnis zu Gold gesetzt werden sollte – auf 35 Dollar je Unze. Alle anderen Länder sollten ihre Währungen künftig an die US-Währung und nicht direkt an das Edelmetall binden. Es war dies ein letzter verzweifelter Versuch, den Goldstandard doch noch zu retten. Doch sein langsames Sterben zeichnete sich bereits ab.

Wieder einmal zeigte sich, dass sich mit Gold keine bessere Welt schaffen ließ, wenn die dafür notwendige Ordnung nicht eingehalten wurde. Es kam, wie es kommen musste. Der Konsumrausch der Nachkriegszeit ließ die Goldreserven der USA langsam abschmelzen, und damit auch die Basis der neuen Weltwährung. Zugleich blähte sich die in Umlauf befindliche Dollar-Geldmenge auf. Es bildete sich ein gefährliches Ungleichgewicht, in dem der Dollar schwächer und Gold wertvoller wurde. Diese Entwicklung schlug sich auch an den Rohstoffbörsen nieder, wo die Edelmetallnotierungen nach oben schossen, weit hinausüber die politisch festgelegte Dollar-Gold-Parität von 35 Dollar.

Der Wirtschaftsboom der Nachkriegsjahre fand schließlich in den 60er-Jahren ein Ende, weil die amerikanische Notenbank die Geldmenge nicht mit der notwendigen Disziplin steuerte. Inflation und Arbeitslosigkeit waren die Folge. Aber erst ein weiterer Konflikt hebelte den Goldstandard endgültig aus. Der Vietnam-Krieg trieb die USA in eine Schuldenfalle. Die Edelmetallreserven schrumpften so stark, dass die Dollar-Bindung nicht mehr zu halten war. Anfang der 70er-Jahre standen die USA de facto vor dem Bankrott. Der damalige US-Präsident Richard Nixon zog am 15. August 1971 die Notbremse und verfügte, dass Dollar-Bestände von der Notenbank nicht mehr in Gold getauscht werden müssten. Amerika entledigte sich so auf höchste elegante Weise seines Schuldenproblems, freilich ohne es zu lösen – ein fataler Fehler, der knapp 40 Jahre später in die schlimmste Wirtschaftskrise seit der großen Depression der 30er-Jahre mündete.

Das Aus des Goldstandards läutete ein neues Zeitalter ein, in dem das Edelmetall erstmals seit vielen Jahrhunderten keine tragende Rolle mehr spielte. Gold wurde zum Spielball von Spekulanten, Produzenten und Abnehmern – zugleich aber auch zum Spiegelbild der Weltwirtschaft, also zu einem unbestechlichen Krisenbarometer. Als sich im Sommer 2008 eine neue Weltwirtschaftskrise abzeichnete, schoss der Goldpreis auf eine Rekordhöhe bei 1 000 Dollar – Gold als Zuflucht in unsicheren Zeiten. Wieder einmal erwies sich der Glaube der Menschen an die Macht des Edelmetalls als unerschütterlich.

■ Hitlers harte Währung

Im Zweiten Weltkrieg war es wie in anderen Kriegen zuvor: Gold verschwand weitgehend von der Bildfläche, auch in Deutschland. Ein goldgedecktes Währungssystem existierte zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr. Hitler verfolgte ganz andere Interessen. Er ließ die Notenpresse anwerfen, um sein gigantisches Aufrüstungsprogramm zu finanzieren. Doch mit Ausbruch des Krieges begann das Edelmetall ein Doppelleben im Verborgenen zu führen. Offiziell verunglimpfte die nationalsozialistische Ideologie das Edelmetall als Symbol der verhassten „Plutokraten“ in London und ihrer „verrotteten

Geldsackherrschaft“. Inoffiziell wurden ganz andere Töne angeschlagen. Gold wurde zur neuen, heimlichen Macht im Nazi-Staat, zum Treibstoff für einen Krieg, der die ganze Welt erneut in einen tiefen Abgrund stürzte, und ihn unnötig in die Länge zog. Gold mutierte zur harten Kriegswährung. Eine zweifelhafte Mittlerrolle spielte dabei die Schweiz, die sich zum wichtigsten und unverzichtbaren Devisenbeschaffer des Hitler-Regimes aufschwang – und sich dabei alles andere als neutral verhielt.

Während des Krieges schleusten die Deutschen Gold im Wert von 1,7 Milliarden Schweizer Franken durch die eidgenössischen Banken, was zu dieser Zeit einem Gegenwert von 450 Millionen US-Dollar entsprach. Mit den Devisen, die die Nazis dagegen eintauschten, beschafften sie kriegswichtige Rohstoffe und Waren. Diese Summe schien nicht weiter aufsehenerregend, angesichts der Billionenverluste, die durch die Finanzmarktkrise verursacht wurden, die im Sommer 2008 offen zutage trat. Gemessen am damals gehandelten Goldvolumen wurde jedoch das ganze Ausmaß deutlich. Denn was die Deutschen während des Zweiten Weltkrieges heimlich ins kleine Nachbarland schafften, entsprach mehr als einem Drittel der gesamten Weltgoldproduktion in den Jahren 1938 bis 1945.

Aber wozu brauchte Hitler-Deutschland so viel Gold? Die Antwort liegt auf der Hand. Die Rüstungsindustrie lief auch Hochtour, Rohstoffe waren teure Mangelware. Bei kriegswichtigen Materialien wie Manganerz oder Chrom war Deutschland zu 100 Prozent auf Einfuhren angewiesen. Der Bedarf an Wolfram musste zu drei Vierteln durch Importe abgedeckt werden. Das Schwermetall wurde unter anderem zum Härten von Stahl und für Metalllegierungen benötigt. Als wichtigster Lieferant galt damals wie heute China – für Hitler ein großes Problem, denn China stand im Krieg auf der anderen Seite, kämpfte gegen Japan, den Bündnispartner des Nazi-Regimes, und fiel somit als Lieferant aus. Auch Portugal verfügte über reiche Wolframvorkommen und wurde sowohl von den alliierten Mächten als auch von Deutschland und seinen Verbündeten heftig umworben. Die deutsche Reichsmark kam als Bezahlungsmittel für Wolfram aus Portugal nicht infrage, genauso wenig wie für andere Rohstoffe, die auf dem internationalen Markt beschafft werden mussten – vorbei an den offiziellen Handelsblockaden, die die internationale Staatengemein-

schaft gegen den Kriegstreiber Deutschland verhängt hatte. Wegen der Demontage durch Hitlers inflationäre Geldmarktpolitik war die deutsche Reichsmark im internationalen Devisenhandel so gut wie wertlos. Die Machthaber in Portugal und andere Anbieter lieferten deshalb nur gegen harte Devisen wie Gold oder Schweizer Franken.

Womit die nächste entscheidende Frage auftaucht. Woher stammte das Gold, das die Nazis in großen Mengen in die Schweiz transferierten? Drei Viertel der internationalen Goldvorräte lagerten bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in den Tresoren der amerikanischen Notenbank. Frankreich, England und andere europäische Länder hatten Goldbarren und -münzen eiligst auf Schiffe in die USA verfrachtet, um sie dort vor dem heraufziehenden Donnerrollen des Krieges in Sicherheit zu bringen. Die deutschen Reserven waren in den 30er-Jahren bereits so stark geschwunden, dass bei der Machtübernahme Hitlers nur noch Vorräte im Wert von 70,8 Millionen Reichsmark in den Tresoren der Deutschen Reichsbank lagerten.

Einen Eindruck über die tatsächliche Herkunft des Nazi-Goldes vermittelt die merkwürdige Reise von 4 944 Kisten Gold, die zwei Jahre nach Kriegsausbruch unter strengster Geheimhaltung in Belgien begann. Absender der 221 730 Kilogramm schweren Fracht war die belgische Nationalbank. Kurz bevor die Nazis im Sommer 1940 in dem Land einmarschierten, versuchten die Währungshüter Belgiens noch, ihren Goldschatz in Sicherheit zu bringen. Danach wurden die Schalter der Zentralbank geschlossen und auch die belgische Regierung setzte sich ab. Zurück blieb König Leopold III., dessen Großonkel Leopold II. einst den Kongo systematisch und grausam ausgeplündert hatte. Der Monarch wurde von der Wehrmacht unter Hausarrest gestellt und gab, ohne zu zögern, zu Protokoll, eine große Anzahl von Kisten mit Gold befände sich in einem geheimen Versteck in der Nähe von Bordeaux. In der Berliner Zentrale der Deutschen Reichsbank wurde man hellhörig. Die Sachlage war allerdings weit aus komplizierter als angenommen.

Der Schweizer Journalist Werner Rings hat die Odyssee der Goldkisten bis ins Detail nachvollzogen. Es ist eine abenteuerliche Reise, die über Frankreich nach Afrika, mitten durch den Kontinent und die Sahara führt, bis sie schließlich nach mehr als 10 000 Kilometern Wegstrecke in Berlin endet.

Zurück zum Anfang: Ihren ursprünglichen Plan, das Gold in die USA zu schaffen, mussten die Belgier aufgeben. Just zum Zeitpunkt des Transfers setzten die Nazis im annektierten Teil Frankreichs die Vichy-Regierung ein. Ein englisches Kriegsschiff, das die Goldfracht vor der französischen Mittelmeerküste aufnehmen sollte, traf nicht mehr rechtzeitig ein. Die Verantwortlichen schifften die wertvolle Ware in letzter Sekunde in Richtung Afrika ein, mit dem Ziel Dakar. Die heutige Hauptstadt des Senegals war damals noch Teil einer großen französischen Kolonie im Nordwesten Afrikas, die sich im Süden bis Guinea erstreckte. Dort glaubte man das Gold in Sicherheit.

Inzwischen meldeten die Deutschen mithilfe betrügerischer diplomatischer Manöver offiziell Anspruch auf den belgischen Nationalschatz an. Sofort wurde Befehl gegeben, das Gold nach Deutschland zu schaffen. Da erreichte der Krieg auch die afrikanische Küste, der Seeweg war damit abgeschnitten. Stattdessen wurden die Kisten mit dem Zug ins Landesinnere geschafft. Einen ersten Zwischenstopp legten sie in der kleinen Stadt Bamako am Ufer des Niger ein, hier endete auch die Eisenbahntrasse. Von dort ging es mit Fahrzeugen weiter, was sich jedoch angesichts eines erheblichen Mangels an Treibstoffen und Ersatzteilen mühsam gestaltete. Tropische Regenfälle setzten schließlich dem Transport über Land ein Ende. Weiter ging es auf Booten, immer den Niger aufwärts, bis nach Gao, einer Stadt im Osten des heutigen Mali, zu jener Zeit einer der wichtigsten Knotenpunkte für den Karawanenverkehr durch die Sahara. Wieder musste umgeladen werden, Kamele schwankten wochenlang mit der schweren Fracht durch ein Meer aus Sand und Dünen Richtung Norden. In Colomb-Béchar, einer algerischen Provinzstadt, angekommen, ging es mit einem Güterzug an die Küste bis nach Algier.

Eineinhalb Jahre nach Beginn der Reise, also kurz vor Ende des Jahres 1941, landeten die Goldkisten schließlich wieder an der französischen Mittelmeerküste. Obwohl Vertreter der belgischen Notenbank vehement Einsprucherhoben, wurde die wertvolle Fracht in deutsche Obhut übergeben. Von der Deutschen Reichsbank wurde der Empfang der Ordnung halber sogar quittiert. Den Belgiern nutzte das freilich wenig, sie sahen ihr Gold nie wieder. In Berlin wurde das erbeutete Edelmetall eilig eingeschmolzen und trat schon kurz darauf seine nächste Reise an, diesmal in die Schweiz. Dort sah man keinen

Anlass, an der legalen Herkunft des Goldes zu zweifeln, und leitete alles Notwendige in die Wege, damit der Rohstoffnachschub für Nazi-Deutschland nicht abbriss.

Dabei wären Zweifel seitens der Schweizer Nationalbank durchaus angebracht gewesen. Zwar nahmen die Eidgenossen wie schon im Ersten Weltkrieg eine neutrale Position ein, aber nach internationalem Recht war der Handel mit Raubgold eindeutig verboten. In Bern wollte man es lieber nicht so genau wissen. Schließlich bot die Sonderstellung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg die einmalige Chance, führende Drehscheibe im weltweiten Goldhandel zu werden – und ganz nebenbei den Schweizer Franken zur wichtigsten Währung neben dem Dollar zu machen. Heute zählen die Verstrickungen der Schweizer Bundesregierung und ihrer Nationalbank zu den unrühmlichen Kapiteln der Landesgeschichte. Wie tief diese tatsächlich reichen, wurde von der Schweiz erst Ende der 90er-Jahre weitgehend offengelegt, gegen große innere Widerstände und auf Druck amerikanischer Holocaust-Überlebender und ihrer Nachfahren.

Den beständigen Nachschub an Gold sicherten die Nazis mit einer äußerst effizient organisierten Einheit, die den harmlos klingenden Namen Devisenschutzkommando trug – mit Aufgaben, die weitaus treffender unter dem Begriff Devisenraubkommando zusammengefasst wären. Angehörige der Einheit durchforsteten die eroberten Gebiete systematisch nach Gold und anderen Wertgegenständen. Dies geschah auch kurz nach dem Einmarsch in Belgien. Einheiten der Wehrmacht, die Deutsche Reichsbank und Abteilungen des Wirtschaftsministeriums arbeiteten dabei eng zusammen und waren mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet. Sie durchsuchten staatliche und private Banken, selbst die Banksafes privater Kunden wurden aufgebrochen. Die Bestände von Juwelieren und Goldschmieden wurden eingezogen, nicht einmal die im Verborgenen operierenden Schwarzmarkthändler entgingen der Gründlichkeit der deutschen Goldjäger. Allein diese Hetzjagd in Belgien brachte den Nazis Gold und Devisen im Wert von 100 Millionen Schweizer Franken ein, den Inhalt der 4 944 Kisten nicht mitgerechnet.

Noch höher war die Beute, die ihnen Anfang der 40er-Jahre in Holland in die Hände fiel. Dort erbeuteten sie Gold in Form von Barren und Münzen im Wert von einer halben Milliarde Schweizer

Franken. Das Tragische daran: Ohne diese gewaltige Finanzspritze hätte Deutschland den Krieg vermutlich schon zu diesem Zeitpunkt nicht weiterführen können. Ein drastischer Devisen- und Goldmangel drohte zu diesem Zeitpunkt den kriegsentscheidenden Rohstoffnachschub abzuwürgen. Weil es schnell gehen musste, machte man sich in der Deutschen Reichsbank noch nicht einmal mehr die Mühe, das geraubte Gold einzuschmelzen, um damit seine Herkunft zu verschleiern. Doch bei der Schweizer Nationalbank sah man selbst über diesen augenscheinlichen Makel geflissentlich hinweg.

Das tatsächliche Ausmaß der deutschen Goldtransaktionen in die Schweiz wurde erst viele Jahre nach Kriegsende publik, denn die Eidgenossen verspürten wenig Lust, ihre zweifelhaften Geschäftsbeziehungen mit Nazi-Deutschland aufzudecken. Inzwischen sind die Wege, die das Gold genommen hat, weitgehend aufgeklärt. Das Hitler-Regime hat seinen Krieg vor allem mit Raubgold aus Belgien (532 Millionen Schweizer Franken), Holland (562 Millionen Euro) und italienischen Beständen (476 Millionen Euro) finanziert. Geht man von der bereits genannten Gesamtsumme von 1,7 Milliarden Franken aus, bleibt noch die Herkunft von Gold im Wert von etwa 130 Millionen Schweizer Franken offen. Es stammt zu einem Teil aus Österreich und aus den eroberten Ostgebieten, wo die „Devisenschutzkommandos“ ebenfalls ganze Arbeit leisteten.

Beim anderen Teil handelt es sich buchstäblich um Totengold, das die Nazis Millionen von Juden und Regimegegnern abnahmen, die in Konzentrationslagern zusammengetrieben und ermordet wurden. Die Verwertung der makaberen Beute war generalstabsmäßig organisiert, die Deutsche Reichsbank richtete eigens eine zentrale Sammelstelle ein, wo die stummen Zeugen des unvorstellbaren Verbrechens akribisch erfasst, sortiert und verrechnet wurden: Goldzähne, die ihren Besitzern aus dem Mund gerissen wurden, bevor ihre Leichname in den Krematorien zu Staub und Asche verbrannten; goldene Brillengestelle, die nach dem Tod ihrer Träger ihre Bestimmung verloren; Eheringe, die nicht mehr gebraucht wurden, weil die Paare, die sie verbanden, für immer auseinandergerissen waren.

Ein sogenannter „Plomben-Zieher“ aus dem Konzentrationslager Treblinka gab in Verhören nach Kriegsende an, dass auf diese Weise jede Woche etwa zehn Kilogramm Gold zusammenkamen, was

hochgerechnet auf ein Jahr einen Betrag von etwa zwei Millionen Schweizer Franken ergibt, allein für Treblinka, das noch nicht einmal zu den großen Konzentrationslagern zählte. Weniger verfängliche Gegenstände wie Goldketten oder Schmuckringe boten Agenten im Ausland zum Verkauf an.

Doch offenbar hatte man bei der Deutschen Reichsbank Skrupel, verräterische Gegenstände wie etwa Goldzähne von deutschen Unternehmen einschmelzen zu lassen. Die Alliierten entdeckten einen Teil des KZ-Goldes kurz nach Kriegsende im Originalzustand in den Stollen des Salzbergwerkes Merkers in Thüringen. Die sichergestellten Bestände hatten einen Wert von 200 Millionen US-Dollar. Dort trafen die Befreier auch auf Albert Thoms, der von 1922 bis 1945 die Goldabteilung der Deutschen Reichsbank leitete und später gegen das Bankdirektorium in den Nürnberger Prozessen auftrat. Thoms erwies sich als einer der wichtigsten Zeugen bei der Aufklärung der zweifelhaften Goldgeschäfte der Reichsbank während des Zweiten Weltkriegs.

Um den Verbleib des sogenannten „Melmer“-Goldes, so die offizielle interne Bezeichnung der Nazis für Opfergold, ranken sich bis heute viele Spekulationen. Bruno Melmer war im damaligen Wirtschaftsverwaltungshauptamt zuständig für die Überstellung des Raubgoldes aus den Konzentrationslagern an die Reichsbank. Vieles deutet heute darauf hin, dass ein Teil des Opfergoldes auch in die Schweiz gebracht wurde, allerdings wohl nicht auf direktem Weg. Zu den Hauptabnehmern der KZ-Beute zählten offenbar deutsche Großbanken, darunter auch die Deutsche Bank und die Dresdner Bank, die nach einem Bericht des deutschen Soziologen und Historikers Hersch Fischler laut historischen Unterlagen 638 beziehungsweise 261 Kilogramm Melmer-Gold bezogen.

Als Empfänger von 37 Kilogramm Opfergold wird unter anderem die Schweizer Nationalbank genannt. Dies beweist zumindest, dass Totengold tatsächlich in der Schweiz gelandet ist. Insgesamt konnte Fischler im Zuge seiner Recherchen die Melmer-Herkunft von 117 Goldbarren mit einem Gewicht von 1,3 Tonnen nachweisen. Als erwiesen gilt inzwischen aber auch, dass die US-Behörden später nur einen geringen Anteil des beschlagnahmten Melmer-Goldes an KZ-Opfer oder deren Nachkommen zurückgegeben haben. Lediglich

750 000 Dollar als Erlös aus dem Opfergold wurden in der Nachkriegszeit an die „International Refugee Organization“ zugunsten jüdischer Opfer weitergeleitet.

Unbestritten ist heute, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zum wichtigsten Umschlagplatz für die Goldgeschäfte der Deutschen Reichsbank wurde. Knapp 80 Prozent aller deutschen Lieferungen führten direkt in das Land der Eidgenossen. Die Bombe platzte jedoch erst viel später, als 1996 in London ein 23 Seiten starker Bericht mit dem Titel „Nazigold: Informationen aus britischen Archiven“ veröffentlicht wurde. Historiker stellten darin fest, dass Schweizer Banken offenbar nach wie vor im Besitz von Opfergold waren, ohne allerdings genaue Zahlen nennen zu können. Wenig später schaffte es dieser Bericht auf die Titelseite der *Washington Post*, darin hieß es, die Schweiz halte Gold von Holocaust-Opfern im Wert von sechs Milliarden Dollar zurück. Auch die amerikanische Zentralbank und die Bank von England wurden beschuldigt, alte Bestände zurückzuhalten. Der Jüdische Weltkongress und die US-Regierung stellten in der Folge aber nur die Schweiz an den Pranger.

Auch wenn die Summe von sechs Milliarden Dollar, die Ende der 90er-Jahre in den Medien kursierte, viel zu hoch angesetzt sein dürfte: Die Berichte lösten eine Lawine aus, die nicht mehr aufzuhalten war und das Ansehen der Schweiz schwer beschädigte. 50 Jahre nach Kriegsende holte die Vergangenheit die Eidgenossen ein. Zu diesem Zeitpunkt hielt die Regierung in Bern das dunkle Kapitel längst für abgeschlossen – abgegolten mit der Zahlung von 250 Millionen Franken, die 1946 von der Schweiz als Zeichen der Buße geleistet wurde. Dieser Betrag lag deutlich über dem Profit von 20 Millionen Franken, den die Schweizer Nationalbank einst aus dem Goldhandel mit Deutschland gezogen hatte. Im Gegenzug gab Amerika gesperrte Schweizer Konten wieder frei und löschte die schwarze Liste mit Schweizer Unternehmen, die Geschäfte mit dem Dritten Reich betrieben hatten.

Am 16. September 1996 sah sich die Schweizer Regierung gezwungen, eine öffentliche Stellungnahme abzugeben. Der damalige Außenminister Flavio Cotti beteuerte, „die Schweiz hatte nie die Absicht, Gold von den Nazis anzunehmen und es für sich zu behalten“. Diese Worte mussten wie Hohn klingen in den Ohren der noch lebenden Opfer, denn sie standen im krassen Gegensatz zu den Fakten, die eine

nüchterne Statistik der Schweizer Bankiervereinigung ausweist: Ende der 90er-Jahre lagen 38 Millionen Franken auf sogenannten nachrichtenlosen Konten in der Schweiz, also Konten, deren Besitzer sich lange nicht gemeldet hatten und die als unauffindbar galten. Ein erheblicher Teil davon wurde Opfern des Nazi-Regimes zugeschrieben. Um den Schaden zu begrenzen, setzte das Schweizer Parlament im Herbst 1996 eine unabhängige Expertenkommission ein, die die wirtschaftlichen Verstrickungen der Schweiz mit Deutschland während des Zweiten Weltkrieges aufklären sollte.

Die Nachkommen der Holocaust-Opfer kämpften unterdessen weiter um die Rückgabe dieser Vermögen. Zwei Jahre später reichten sie Sammelklage vor einem US-Gericht gegen die Schweizer Nationalbank ein. Unter jenen, die das Verfahren gespannt verfolgten, war Charles Sonabend, Sohn eines jüdischen Juweliers aus Belgien, dessen Familie sowohl unter dem Hitler-Regime als auch unter den Schweizern zu leiden hatte. Um einer drohenden Deportation zu entgehen, flüchtete die Familie 1942 in die Schweiz, wo sie jedoch postwendend verhaftet und an der französischen Grenze der SS übergeben wurde. Die Eltern von Charles Sonabend wurden nach Auschwitz deportiert und dort bereits einige Tage später umgebracht. Er selbst und seine Schwester überlebten. Wie die Familie aus Brüssel wurden Tausende von Juden an der Schweizer Grenze abgewiesen und in den sicheren Tod geschickt.

Vergeblich versuchte Sonabend fünf Jahrzehnte später aufzuklären, was aus dem Geld im Gepäck seines Vaters geworden ist – weit mehr als 1 000 Dollar in Scheinen. Fündig wurde er nur in einem Polizeibericht. Aus dem geht hervor, ein Freund habe 200 Dollar auf ein Konto eingezahlt, das der belgische Juwelier seit Längerem bei der Berner Kantonalbank unterhielt, weil er in engem Geschäftskontakt zur Schweizer Uhrenindustrie stand. Doch bei dem Institut wies man seinen Sohn 1996 ab. Ein Konto unter diesem Namen sei nicht registriert. Wie Sonabend erging es vielen Nachfahren von Holocaust-Opfern, die ihr Vermögen in der Schweiz angelegt hatten.

Aufgrund des wachsenden öffentlichen Drucks willigte die Schweiz 1998 schließlich in einen Vergleich ein. Opferanwälte und Schweizer Banken einigten sich auf eine pauschale Entschädigung von 1,25 Milliarden US-Dollar. Vier Jahre später kam die unabhän-

gige Expertenkommission von Schweizer Banken zu der ernüchternden Erkenntnis: „Die Schweiz war jenes neutrale Land, das am längsten und intensivsten die Kriegsanstrengungen Deutschlands unterstützte.“

Die Goldbestände, auf die die Alliierten kurz nach Kriegsende in Deutschland stießen, waren mager. Die Tresore der Reichsbank fanden sie weitgehend ausgeräumt vor. Der Goldnachschub der Nazis geriet bereits Anfang des Kriegsjahres 1944 ins Stocken, im Frühjahr 1945 waren die meisten Vorräte aufgebraucht. Hochrangige Nazis nutzten die Wirren der letzten Kriegstage, um hastig an sich zu raffen, was noch übrig war – bevor sie ihre Uniformen und Parteiabzeichen verbrannten und untertauchten. Zu ihnen gehörte auch Ernst Kaltenbrunner, zuletzt Leiter der berüchtigten Gestapo, der Reichskriminalpolizei und des Sicherheitsdienstes. Gegen Ende des Krieges setzte sich der Mann, der später in den Nürnberger Prozessen zum Tod verurteilt wurde, mit einigen Vertrauten in die sogenannte Alpenfestung Altaussee im österreichischen Salzkammergut ab. Dort wollte er bis zum Ende Widerstand leisten.

Was offiziell den Anstrich einer vermeintlich letzten Heldentat trug, entpuppte sich als ganz und gar eigennützigster Einsatz. Viele Nazigrößen ließen dort in den Monaten vor dem Zusammenbruch Raubgut in Sicherheit bringen, nicht nur Gold und Geld. Skulpturen, Zeichnungen, Ölgemälde und andere Beutekunst waren bereits im Altausseer Salzbergwerk untergebracht. In den Stollen lagerten auch die Bestände von verschiedenen deutschen und österreichischen Museen. Sie entgingen nur knapp ihrer Vernichtung durch eine Sprengung, die von einem fanatischen Gauleiter befohlen worden war. Es war ausgerechnet Kaltenbrunner, der die Vernichtung unschätzbarer Werte in letzter Minute verhinderte.

Berichten zufolge wurde der Gestapo-Chef, der wie Hitler in Österreich geboren war, im April 1945 ein letztes Mal in Berlin gesehen. Als er wenig später in Altaussee auftauchte, führte er offenbar einige zugeschweißte Metallkisten und Koffer mit sich, die sein Dienstsiegel trugen. Eine amerikanische Militärstreife nahm Kaltenbrunner dort am 11. Mai 1945 fest. Verschwunden blieben bis heute die beschriebenen Kisten und Koffer, die Kaltenbrunner aus Berlin nach Altaussee mitgebracht haben soll.

Auf dem Grundstück einer Malerin, bei der Kaltenbrunner unterkroch, wurden 1948 knapp 80 Kilogramm Gold, 10 000 Goldstücke, 15 000 Dollar und 8 000 Franken gefunden. Ein Vermögen, mit dem er offensichtlich die Flucht und sein späteres Leben finanzieren wollte. Was die Ermittler entdeckten, machte Gerüchten zufolge aber nur einen Bruchteil dessen aus, was Kaltenbrunner tatsächlich beiseitegeschafft hatte. Doch wo ist der Rest? Angeblich soll es sich dabei um mindestens 70 Kisten mit Goldbarren aus den Reserven der Reichsbank, 20 Kisten Goldmünzen aus einem Tatarenschatz, fünf Kisten mit Edelsteinen, eine wertvolle Briefmarkensammlung sowie um jüdisches Beutegut aus Ungarn handeln.

Taucher fanden im Jahr 2001 Kaltenbrunners Dienstsiegel im Altaussee, was Spekulationen neue Nahrung verlieh, er habe die Schätze in einem der zahlreichen österreichischen Seen versenkt. Als heißer Tipp gilt unter Schatzsuchern der Toplitzsee, ein idyllisch gelegener Bergsee im Salzkammergut, 1,8 Kilometer lang und 100 Meter tief. 1943 und 1944 nutzten ihn die Nazis als Versuchsstation; unter anderem experimentierten sie mit Unterwassersprengungen. Zeugen wollen beobachtet haben, wie junge SS-Soldaten im April 1945 „einige sehr schwere Kisten“ bei Nacht und Nebel im Toplitzsee versenkten. Bei späteren Suchaktionen bargen Taucher unter anderem 18 Kisten mit Falschgeld, Druckstöcke zur Falschgeldherstellung, Treibsätze für Raketen, Geschosse, Raketensteuerungen, Laboreinrichtungen, Waffen und Sprengstoff – doch keine Spur von einem Goldschatz.

Ergebnislos verlief im Jahr 2000 auch die Suche der renommierten amerikanischen Tauch- und Bergungsfirma Oceaneering, die bereits an der Entdeckung der „Titanic“ beteiligt war. Sie konnte lediglich eine Kiste mit Kronkorken und abgenagten Knochen zutage fördern, die Teilnehmer einer bierseligen Stammtischrunde aus Altaussee kurz zuvor im See versenkt hatten. Dank zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen gilt der Toplitzsee heute als einer der am besten erkundeten Seen der Alpen. Die Hoffnungen, dort noch auf das verschwundene Raubgold der Nazis zu stoßen, sind geschwunden.

Mit einem Zufallsfund, der Tauchern 2001 im Altaussee gelang, rücken aber auch andere Gewässer wieder ins Visier der Schatzsucher. So auch der Chiemsee, aus dem im gleichen Jahr ein 30 Zentimeter hoher Kessel aus Gold geborgen wurde. Wissenschaftler der Archäolo-

gischen Staatssammlung München rechnen ihn dem Dritten Reich zu. Es gilt jedoch als unwahrscheinlich, dass im Chiemsee in den letzten Kriegstagen größere Mengen an Gold versenkt wurden. Denn der Grund des Sees besteht aus einer meterdicken Schlammschicht, die schon ganze Segeljollen samt Besatzung für immer verschluckt hat. Belegt ist jedoch, dass das Kaiser-Wilhelm-Institut während des Krieges Gold und Devisen im Königssee versteckt hatte. Diese Forschungseinsichtung ging nach dem Krieg im Max-Planck-Institut auf.

Wie viel Gold die Kollaborateure des Nazi-Regimes gegen Ende des Krieges in dunklen Kanälen verschwinden ließen, wird sich wohl nie richtig aufklären lassen. Fest steht jedoch, dass der Löwenanteil des Nazi-Goldes ganz offiziell durch die Tresore von Schweizer Banken gewandert ist.

Codename „Golden Lily“

In den letzten Kriegsmonaten des Zweiten Weltkrieges waren auch die Herrscher Japans damit beschäftigt, geraubtes Gold und andere Schätze in Sicherheit zu bringen. Während Oberbefehlshaber General Yamashita seine Truppen zum letzten Gefecht zusammenzog, verfolgten die Mitglieder des japanischen Kaiserhauses eigene Ziele. Koordiniert wurde die Geheimaktion von Prinz Chichibu, dem Bruder von Kaiser Hirohito. Seine Aktivitäten konzentrierten sich gegen Ende des Krieges vor allem auf die von Japan besetzten Philippinen, wo ein großer Teil der Beutelagerte, die aus systematischen Raubzügen in ganz Südostasien stammte. Der Seeweg nach Japan war schon seit Monaten durch die U-Boot-Blockade der Amerikaner abgeschnitten. Im Wissen, dass eine Kapitulation ohnehin nicht mehr abzuwenden war, bereitete sich die Führungselite auf die Zeit danach vor.

Ende Juni 1945 standen die Männer um Prinz Chichibu kurz vor dem Ziel, ihre äußerst sorgfältig geplante Unternehmung war so gut wie abgeschlossen. Die Arbeiten an der letzten von insgesamt 175 unterirdischen Schatzkammern, die in den Monaten zuvor unter größter Geheimhaltung weit verstreut über die Philippinen angelegt wurden, waren beendet. „Tunnel-8“ lag ganz in der Nähe der Stadt Bambang auf der Hauptinsel Luzón. In den unterirdischen Räumen,

die ein weitverzweigtes Tunnelsystem miteinander verband, stapelten sich Reihe an Reihe Goldbarren bis an die Decke, daneben Behälter, randvoll mit Edelsteinen und anderen Schätzen. Die Sammlung war mit unzähligen Gift- und Sprengfallen präpariert, die unerwünschten Eindringlingen den sofortigen Tod bringen sollten. So wollten die Baumeister sicherstellen, dass nur sie nach Kriegsende mithilfe von genauen Lageplänen die Reichtümer unbeschadet bergen und wieder in Besitz nehmen konnten. Dass Japan als Kriegsverlierer die Hoheit über die besetzten Philippinen verlieren könnte, schien selbst kurz vor der endgültigen Niederlage undenkbar.

Anfang Juni 1945 waren die Arbeiten abgeschlossen. Alle an den Geheimprojekten beteiligten Männer, darunter Ingenieure und Bergbauspezialisten, fanden sich zu einer makabren Abschiedspartie im „Tunnel-8“-Komplexein, tief unter der Erde. Es wurde gefeiert und gesungen, Alkohol floss in Strömen. Auch Mitglieder der Kaiserfamilie und General Yamashita waren anwesend. Doch sie verließen gegen Mitternacht den Tunnelkomplex, kurz bevor eine heftige Explosion das Gelände erschütterte und die Zeugen der geheimen Mission lebendig begrub. Sie ereilte das gleiche Schicksal wie vorher schon Tausende Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, unter ihnen viele Philippinos, aber auch Amerikaner, Holländer, Engländer, Australier und Neuseeländer. Streng abgeschottet von der einheimischen Bevölkerung, die von japanischen Soldaten ferngehalten wurde, mussten sie über Monate hinweg unzählige Tunnel und Schächte graben. Nachdem ihr Werk vollendet war, verschwanden sie spurlos.

Den Ablauf dieses Dramas haben die amerikanischen Enthüllungsjournalisten Peggy und Sterling Seagrave in mühsamen Recherchen über Jahre hinweg rekonstruiert. Ihre Erkenntnisse beruhen auf der Befragung zahlreicher Zeitzeugen und der Auswertung unzähliger historischer Dokumente, die von den Autoren auch öffentlich zugänglich gemacht wurden. Sie verknüpfen einzelne Handlungsstränge zu einem Gesamtbild, das die Geschichte Japans und die Rolle, die Amerika darin spielt, in ein neues Licht rückt. Ungeachtet dessen, wie nahe die Seagraves mit ihren Recherchen dem tatsächlichen Ablauf der Ereignisse kommen, machen diese zumindest eines ganz deutlich: Die offizielle Geschichtsschreibung bei der Aufklärung japanischer Kriegsverbrechen ist bis heute äußerst lückenhaft.

Nach wie vor hüllen sich die beteiligten Kräfte, Sieger und Besiegte, in Schweigen.

Weder Japan noch die Vereinigten Staaten, die das Land schließlich zur Kapitulation zwangen, haben zum Verbleib der Kriegsbeute je eine Erklärung abgegeben. Noch nicht einmal die Existenz des Raubgutes wurde offiziell bestätigt. Offiziell galt Japan nach Kriegsende als bankrott. Eine Aussage, die zwar nie widerlegt werden konnte, die aber bei näherer Betrachtung der historischen Ereignisse in Zweifel gezogen werden muss. Denn es geht um das Verschwinden von unvorstellbaren Mengen an Gold, Edelsteinen und Kunstschatzen, erbeutet von Japan im Laufe von vier Jahrzehnten bei Kriegszügen im gesamten asiatischen Raum. Dabei handelt es sich um das staatliche und private Vermögen von zwölf Ländern – darunter China, Korea, Singapur, Malaysia und die Philippinen, angehäuft über Hunderte von Jahren. Eine Beute, neben der sich das Raubgold der Nazis wie ein bescheidenes Trinkgeld ausnimmt.

Obwohl das Edelmetall in Asien nie als Zahlungsmittel fungierte und sein Besitz vorwiegend der herrschenden Klasse vorbehalten war, spielte es über viele Jahrhunderte eine große Rolle im Handel mit fernen Ländern. China, lange Zeit für Europa der wichtigste Lieferant für Seide, Porzellan und andere exotische Waren, tauschte diese begehrten Handelswaren vor allem gegen Gold ein. Über einen sehr langen Zeitraum wurde so in Asien ein gewaltiges Vermögen angesammelt, dessen tatsächliches Ausmaß nur schwer abzuschätzen ist, auch weil die Reichtümer zum Teil im Verborgenen gehortet wurden, denn offiziell war der Besitz nur den privilegierten Schichten erlaubt. Der private Besitz von Gold gehörte zu den bestgehüteten Geheimnissen im gesamten asiatischen Raum.

Die systematische Plünderung Asiens durch japanische Streitkräfte begann Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Angriff auf Korea und Taiwan, dem ein Überfall auf China und die rohstoffreiche Mandchurei folgte, die damals teilweise unter russischer Herrschaft stand. Auf dem chinesischen Festland drangen japanische Truppen weit ins Landesinnere bis nach Peking vor. Im Gefolge der Armee zogen eigens ausgebildete „Finanzexperten“ durch die eroberten Gebiete. Ihre Aufgabe war es, das gesamte Vermögen von Banken, Unternehmen und Privathaushalten zu konfiszieren, Kunstschatze zu beschlagnahmen.

Selbst die Unterwelt blieb nicht verschont. Geschickt zogen japanische Agenten Größen aus der Schattenwelt auf ihre Seite und gewannen damit auch die Kontrolle über die lukrativen Geschäfte mit Drogen, Glücksspiel und Prostitution.

Kulturgüter von unschätzbarem Wert fielen so in die Hände einer kleinen korrupten Elite, die in Japan unter Führung des Herrscherhauses das Sagen hatte. Die Schätze verschwanden in privaten Sammlungen oder fielen Museen und staatlichen Institutionen zu, während der Großteil der japanischen Bevölkerung nichts von alledem zu Gesicht bekam.

Eine zweite Offensive startete Japan in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts: 1932 bombardierten japanische Kampfflieger die chinesische Hafenstadt Schanghai. Der Angriff gilt als erstes Flächenbombardement gegen die Zivilbevölkerung. Schätzungen zufolge wurden 18 000 Chinesen getötet, 240 000 obdachlos. Fünf Jahre später richteten japanische Truppen in der Stadt Nanjing ein Massaker an, bei dem mehr als 300 000 Menschen getötet wurden. Die Blutspur zog sich bald durch ganz Südostasien, wo japanische Truppen ein Land nach dem anderen überfielen und ausplünderten.

Die Beute wurde während des Zweiten Weltkriegs auf beschlagnahmte Handels- und Passagierschiffe verfrachtet, die unter anderem als Lazarettships getarnt nahezu unbehelligt blieben. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte des ehemaligen holländischen Kreuzfahrtschiffs „Op ten Noort“, das während des Krieges dem Roten Kreuz zur Verfügung stand. 1942 wurde es von der japanischen Kriegsmarine gekapert. Besatzung, Ärzte und Krankenschwestern wurden in einem Gefangenenlager interniert. Die „Op ten Noort“ ließen die Japaner zu einem Frachter umbauen, der bis Kriegsende erbeutete Schätze und Militärgüter transportierte. Für eine perfekte Tarnung sorgte nicht nur die Attrappe eines zweiten Schornsteins auf dem Deck, sondern auch das große grüne Kreuz auf dem Schiffsrumpf, mit dem Japan seine Lazarettships kennzeichnete, um sie vor Angriffen der Alliierten zu schützen. Das ehemalige niederländische Kreuzfahrtschiff war nur eines von vielen, das während des Krieges unter falscher Flagge Kriegsbeute transportierte. 1945 gab die japanische Marineführung schließlich den Befehl, das Schiff zu versenken, damit es nicht in die Hände der Alliierten fiel.

Gesteuert wurde der Raubzug von ganz oben. Die Fäden liefen bei Prinz Chichibu zusammen, dem Bruder des japanischen Herrschers. Der wohl größte Raubzug in der Geschichte der Menschheit trägt den Codenamen „Golden Lily“ – goldene Lilie, benannt nach einem Lieblingsgedicht von Kaiser Hirohito. Eine Aktion, in die offenbar auch andere Verwandte des Herrschers und ausgewählte Mitglieder der japanischen Oberschicht eingeweiht waren.

Zu einem wichtigen Umschlagzentrum für Raubgold und andere Schätze wurde während des Krieges unter anderem Kuala Lumpur in Malaysia. Die Industrieanlage einer Blechdosenfabrik diente dazu, Goldbarren und anderes Raubgut einzuschmelzen. Seine Herkunft sollte vor dem Weitertransport nach Japan verschleiert werden, für den Fall, dass es in die Hände der Alliierten fallen sollte. Die Beute aus anderen Ländern erreichte die malaysische Hauptstadt meist per Eisenbahn auf dem Landweg. Zeugen berichteten später, dass Goldbarren in unterschiedlichsten Formen und Gewichtseinheiten angeliefert wurden, versehen mit den Stempelzeichen der jeweiligen Nation. Vor allem Barren aus Burma, dem heutigen Myanmar, fielen auf: Sie hatten die Form einer Pyramide und waren exakt 6,2 Kilogramm schwer.

Manila, die Hauptstadt der Philippinen, wurde zur Anlaufstelle für Transportschiffe, die aus ganz Südostasien eintrafen, bevor ihre wertvolle Fracht weitergeleitet wurde. Als dort im Juli 1942 eine fünf Meter hohe, tonnenschwere Buddha-Statue aus Gold eingeschifft werden sollte, standen die Arbeiter vor einem unlösbaren Problem. Wegen ihres Gewichts kam ein Transport auf dem Seeweg nicht infrage, es sei denn, die Skulptur wurde vorher in Stücke zersägt. Davor schreckten die Hilfskräfte jedoch zurück. Ein derart respektloser Umgang mit der Statue wäre einem ketzerischen Akt gleichgekommen. Sie entschieden sich für eine Notlösung: Mit schwerem Gerät schafften sie den riesigen Buddha, der angeblich aus Burma stammte, auf das Gelände eines Flughafens, wo er neben einer Landebahn tief im Boden versenkt wurde. Dort geriet der Buddha zunächst in Vergessenheit. Erst viele Jahre später wurde er durch Zufall wiederentdeckt, als das Erdreich bei Bauarbeiten für eine neue Siedlung abgetragen wurde.

Entdeckungen wie diese sorgten nicht nur für großes Aufsehen, sondern gaben auch jenen Gerüchten und Legenden neue Nahrung, die sich um die geheimnisvolle Beute ranken, die Japans Kaiserhaus

und eine kleine privilegierte Schicht vor und während des Zweiten Weltkriegs in Asien mit äußerster Brutalität an sich gerissen hatte. Im Gegensatz zu den Kriegsverbrechen, die auf das Konto des Hitler-Regimes gingen, sind die Gräueltaten Japans nicht einmal ansatzweise aufgearbeitet. Während Opfer der Nationalsozialisten und ihre Nachkommen Ansprüche auf Wiedergutmachung durchsetzen konnten, gingen die meisten Opfer des japanischen Terrorregimes leer aus.

Stellt sich die Frage, was mit dem wertvollen Inhalt der 175 geheimen Schatzkammern auf den Philippinen geschehen ist? Darüber kann nur spekuliert werden. Unter anderem wird vermutet, dass der amerikanische Geheimdienst nach Kriegsende alles daran setzte, die Verstecke zu finden und auszuräumen. Fest steht jedoch, dass die Funde, falls es sie tatsächlich gegeben hat, nicht offiziell belegt sind und somit auch der Verbleib des Goldes ungeklärt ist. Als sicher gilt inzwischen aber auch, dass es jene legendenumwobenen Schatzkammern, in denen die japanischen Herrscher ihr Raubgold verbargen, tatsächlich gegeben hat. Aufschluss darüber gibt unter anderem ein spektakuläres ziviles Gerichtsverfahren, das sich von 1989 bis 1998 vor dem Obersten Gerichtshof in Hawaii hinzog. Als Kläger stieg der philippinische Schlosser und Schatzjäger Roger Roxas gegen Ferdinand Marcos und dessen Frau Imelda in den Ring. Roxas warf dem 1986 gestürzten Diktator der Philippinen Diebstahl und Missachtung von Menschenrechten vor. Das klingt zunächst unspektakulär, tatsächlich ging es bei dem Prozess aber um den Raub von Gold im Wert von bis zu 50 Milliarden Dollar. Sowohl der Kläger als auch Ferdinand Marcos erlebten das Ende des Prozesses im Jahr 1998 nicht mehr. Doch er wurde von Roxas Erben und der Witwe des Diktators zu Ende geführt und mündete schließlich in ein höchst erstaunliches Urteil. Die 70 Seiten starke Urteilsbegründung liest sich wie die Vorlage für einen Agententhriller. Zeugenaussagen und Zusammenhänge, die sich daraus ergeben, beleuchten ein Drama, das sich zwar erst lange nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges abspielte, das jedoch schon in den letzten Kriegsmonaten seinen Anfang nahm, als die Mitglieder der japanischen Herrscherfamilie geheime Schatzkammern auf den Philippinen füllten und verschließen ließen.

Eine Zufallsbekanntschaft brachte Roxas Anfang der 70er-Jahre auf die Spur eines sagenhaften Schatzes. In einer Kneipe lernte er einen

Mann kennen, der während des Zweiten Weltkriegs als Übersetzer für den japanischen Oberbefehlshaber Yamashita gearbeitet hatte. Seine detaillierten Angaben machten Roxas neugierig. Der ehemalige Soldat, der seine Familie mit Gelegenheitsjobs als Schlosser über Wasser hielt, lebte in Baguio, einer Stadt im Norden der philippinischen Hauptinsel Luzón. Der Übersetzer erzählte Roxas, dass er kurz vor Ende des Krieges vom General in einen Stollen geschickt wurde, um dort aus dessen Vorrat ein paar Silbermünzen zu holen, mit denen der Proviant für die Soldaten gezahlt werden sollte. Doch er verlief sich in den Gängen und stieß zu seiner Überraschung auf einen Raum mit Kisten und einer Buddha-Statue aus Gold, die in einer Ecke stand.

Roxas war elektrisiert. Er erinnerte sich an eine Schatzkarte, die er vor Jahren von einem Freund erhalten hatte und der er zunächst wenig Beachtung schenkte. Zu jener Zeit waren viele Gerüchte über angebliche Geheimverstecke aus dem Zweiten Weltkrieg im Umlauf. Roxas entschloss sich, trotzdem zu suchen, und konnte schließlich sogar den Stolleneingang lokalisieren. Er machte sich auf die Suche nach Kapitalgebern und stellte einen Arbeitertrupp zusammen. 1970 begann er in der Nähe des Hospitals von Baguio zu graben. Nach sieben Monaten harter Arbeit stießen die Männer im Untergrund auf ein Tunnellabyrinth. Zunächst fanden sie nur Gewehre, Pistolen, Munition, einige Samuraischwerter und ein menschliches Skelett, das in einer verwitterten japanischen Uniform steckte.

Als sie wenig später eine im Fußboden eingelassene Betondecke aufbrachen, glaubten sie sich am Ziel: Eine goldene Buddha-Figur, mindestens einen Meter hoch, strahlte ihnen aus der Dunkelheit entgegen. Sie erwies sich als so gewichtig, dass sie nur mit schwerem Gerät nach oben gezogen werden konnte. Roxas schätzte ihr Gewicht nachträglich auf etwa eine Tonne. Neben der Statue standen hohe Stapel mit Kisten aus morschem Holz, jede einzelne etwa in der Größe eines Bierkastens. Als der Schatzjäger eine von ihnen öffnete, zählte er darin 24 große Goldbarren, von denen er einige an sich nahm. Später gab er die Größe der Kistenstapel mit zwei mal zwei auf zehn Meter an.

Was sich in den restlichen Holzkisten befand, konnte er nicht mehr in Erfahrung bringen. Bevor er fortfuhr, wollte er einige seiner Fundstücke verkaufen, um seine Geldgeber zu befriedigen. Auch den Buddha, den er in der Toilette seines Hauses versteckt hielt, versuchte

er abzustoßen. Die Figur bestand aus massivem 22-karätigem Gold, wie eine Expertise bescheinigte. Doch Roxas machte noch eine weitere erstaunliche Entdeckung: Der Kopf der Statue ließ sich abnehmen. In einem kleinen Hohlraum darunter befand sich eine Handvoll ungeschliffener Diamanten, die der Schatzjäger versteckte.

Die Versuche, das Gold zu verkaufen, weckten das Interesse von Ferdinand Marcos Geheimpolizei. Ein Agent, der sich als potenzieller Käufer ausgab, ließ sich die Funde zeigen. Wenig später war Roxas' Haus von Polizisten umstellt, die Fundstücke wurden beschlagnahmt. Er selbst wurde vorübergehend festgenommen. Nach seiner Freilassung schaltete er die Presse ein. Medienwirksam verlangte er die Herausgabe dessen, was er für „sein Eigentum“ hielt – und wurde sofort wieder inhaftiert. Es wurde ihm nahegelegt zu kooperieren, wenn er jemals Frau und Kinder wiedersehen wollte. Roxas weigerte sich, wurde in Dunkelhaft gesteckt, über Wochen mit Elektroschocks gefoltert und immer wieder bis zur Bewusstlosigkeit geprügelt. Dabei verlor er sein rechtes Auge und teilweise auch sein Gehör. Schließlich gab er das Versteck preis. Trotzdem blieb er in Haft, nun warf man ihm illegalen Waffenbesitz vor.

1972 verschärfte sich die politische Situation im Land. Marcos verhängte das Kriegsrecht über die Philippinen, ein Zustand, den er bis 1983 aufrechterhielt. Mit den politischen Verhältnissen verschlechterten sich auch Roxas' Aussichten auf einen fairen Prozess. Als er zwei Jahre später freikam, stellte er rege Grabungsarbeiten in der Nähe des Hospitals von Baguio fest, genau an der Stelle, an der er und seine Männer vor Jahren gegraben hatten. Roxas hielt sich fern und zog mit seiner Familie weg, aufs Land.

Auch andere Zeugen verfolgten die Arbeiten auf dem Krankenhausgelände, das von Soldaten rund um die Uhr strengbewacht wurde, mit großem Interesse. Zwei Beobachter sagten übereinstimmend aus, dass Arbeiter über einen Zeitraum von mehreren Monaten immer wieder große Holzkisten aus einem Tunnel schlepten und auf Lastwagen verladen. Einige der Kisten waren offenbar in so schlechtem Zustand, dass sie beim Herausragen auseinanderbrachen, und die Zeugen sahen goldfarbene Barren zu Boden fallen.

Ungefähr zu dieser Zeit, Ende 1974, erhielt der amerikanische Unternehmer Robert Curtis – er betrieb in Nevada einige Minen und

Raffinerien – die Einladung zu einer ungewöhnlichen Geschäftsreise, die ihn auf die Philippinen führen sollte. Diktator Marcos ließ durch seinen Anwalt anfragen, ob er nicht „einige Goldbarren einschmelzen und mit neuen Echtheitsstempeln“ versehen könnte. Solche Kennzeichen bestehen in der Regel aus einer Seriennummer und einer Codierung, die eine nationale Zuordnung ermöglichen.

Als Curtis Marcos schließlich persönlich traf, erzählte ihm dieser, dass er an verschiedenen Fundorten auf den Philippinen auf eine ungeheuerliche Menge an Gold aus dem japanischen „Yamashita“-Schatz gestoßen sei. Der Diktator prahlte, er sei im Besitz von so viel Gold, dass es für ihn ein Leichtes sei, die Weltwirtschaft aus dem Gleichgewicht zu bringen oder gar einen weiteren Weltkrieg auszulösen.

Curtis, der kaum glauben mochte, was er hörte, hatte Zweifel. Doch er bekam eine Kostprobe zu sehen. Man führte ihn ins Untergeschoss von Marcos Sommerpalast, in einen Raum, den er später als etwa 15 mal 15 Meter groß und drei Meter hoch beschrieb. Seinen Angaben zufolge war er bis an die Decke mit langen Reihen von Goldbarren gefüllt, zwischen denen es gerade genug Platz gab, um sich seitwärts durchzuschieben. Diese Aussage machte er als Zeuge im Prozess Roxas gegen Marcos gut 20 Jahre später. Das Gewicht der einzelnen Stücke schätzte der Unternehmer auf 75 Kilogramm. Er bemerkte auch, dass viele der Barren asiatische Stempelzeichen trugen, die der Edelmetallexperte nicht näher zuordnen konnte. Außerdem zeigte man ihm einen großen Buddha aus purem Gold mit abnehmbarem Kopf, den er später auf Fotos als denjenigen identifizierte, den die Geheimagenten des Diktators einst im Haus von Roxas beschlagnahmt hatten.

Curtis nahm den Auftrag trotz erheblicher Bedenken an. In den folgenden Monaten leitete er den Aufbau einer Schmelz- und Raffinerieanlage auf den Philippinen. Als er damit fertig war, wurde er zu einem abgelegenen Friedhof gefahren und vor ein frisch ausgehobenes Grab geführt, wo ihm ein hochrangiger Militär eine Pistole an den Kopf hielt, mit den Worten: „Tut mir leid, aber ich muss das tun.“ Curtis entkam dank seiner Überredungskünste und betrat die Philippinen erst wieder nach Marcos' Sturz.

Der amerikanische Bergbauspezialist blieb nicht der einzige Ausländer, dem der Diktator Einblick in seine privaten Schatzkammern

gewährte. Auch der schwedische Parapsychologe Olof Jonsson hatte dieses zweifelhafte Vergnügen. Marcos hoffte, mithilfe von dessen übersinnlichen Kräften weitere Verstecke der Japaner ausfindig zu machen. Jonsson bekam sogar zwei Tresorräume voller Gold zu sehen.

Marcos unternahm große Anstrengungen, zumindest einen Teil seiner Beute zu verkaufen, und beauftragte damit 1983 über einen Strohmann die Australier Michael O'Brian und John Doel, die in ihrer Heimat an einer großen Immobilienfirma beteiligt waren. Sie waren dringend auf der Suche nach neuen Einnahmequellen, als sie den verlockenden Auftrag erhielten, gegen eine ansehnliche Provision 10 000 Tonnen Gold zu verkaufen. O'Brian, der Zweifel hatte, ob das Gold auch wirklich existierte, reiste auf die Philippinen, wo man ihm die Augen verband und ihn in ein großes Lagerhaus führte, in dem er mehr als 400 Kisten, randvoll mit Goldbarren, inspizieren konnte.

Unklar bleibt, was aus den Goldbeständen geworden ist, auf die Ferdinand Marcos ausgewählte Besucher zumindest einen Blick werfen ließ. Als der Diktator 1986 gestürzt wurde, zählten die Philippinen zu den ärmsten Ländern weltweit, die Tresore der Nationalbank waren leer. Noch immer suchen Fahnder auf geheimen Konten das von Marcos unterschlagene Volksvermögen, dessen Spuren auch in die Schweiz und nach Deutschland führen.

Roxas, der sich als Opfer des Marcos-Regimes sah, reichte knapp 30 Jahre nach seiner großen Entdeckung Klage gegen Marcos ein. Er verlangte Schadensersatz für den gesamten Schatz, der ihm abgenommen worden war. Seinen unerwarteten und späten Triumph erlebte er nicht mehr. Doch sein Sohn saß im Gerichtssaal, als Marcos' Witwe Imelda 1998 verurteilt wurde, eine Entschädigung in Höhe von 22 Milliarden Dollar an die Nachkommen des Schlossers zu zahlen. Es blieb jedoch ein Pyrrhussieg: Wie viele andere Opfer des Marcos-Regimes wartete Roxas' Familie auch zehn Jahre nach dem Urteil noch auf das Geld.

Kritisch hinterfragen muss man allerdings auch, ob dem Schatzjäger eine Summe in Höhe der gesamten entgangenen Beute, wie vom Gericht festgestellt, überhaupt zustehen würde – nicht nur aus moralischer, sondern auch aus juristischer Sicht. Immerhin handelt es sich bei dem Fund um Raubgut. Nach internationalem Recht steht es jenen zu, die es rechtmäßig erworben haben, also den Ländern,

die von Japan ausgeraubt wurden. So gesehen wäre Roxas allenfalls berechtigt, einen Finderlohn einzufordern, und müsste den Rest an die ursprünglichen Besitzer übergeben.

Dass japanisches Raubgold tatsächlich auf die Philippinen gelangt ist, belegen die Aussagen zahlreicher Zeugen. Doch dort verliert sich seine Spur. Über Umfang und Wert kann nur spekuliert werden, grobe Schätzungen gehen von mehreren Billionen Dollar aus. Der Verbleib eines kaum vorstellbaren Vermögens, das über Jahrhunderte in zwölf asiatischen Ländern angesammelt wurde, bleibt ein Rätsel. Ein großer Teil der Beute wurde lange vor Kriegsende nach Japan geschafft und tauchte nie wieder auf. Das eigentlich Erstaunliche daran ist jedoch, dass später nicht danach gesucht wurde. Offiziell wird die Existenz des Raubgoldes sowohl von den Siegern als auch den Besiegten einfach totgeschwiegen.

Tatsächlich hätte Amerika in den Nachkriegsjahren ein begründetes Interesse daran gehabt, den ehemaligen Kriegsgegner zu schonen, betrachtete man den Inselstaat doch als wichtiges Bollwerk gegen die kommunistischen Regime Chinas und der Sowjetunion. Möglicherweise stecken hinter dem Schulterchluss mit dem ehemaligen Erzfeind aber noch ganz andere Motive.

Die amerikanischen Autoren Peggy und Sterling Seagrave enthüllten, dass die USA nach Kriegsende insgeheim alles daran setzten, das Raubgold zu finden. Der Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte, General Yamashita, der tief in die Geheimaktion „Golden Lily“ verwickelt war, wurde nach Kriegsende von amerikanischen Agenten ausführlich verhört. Wegen schwerer Kriegsverbrechen kam er vor ein amerikanisches Militärgericht, das die Todesstrafe verhängte. Der in 32 Tagen eilig abgeschlossene Prozess umfasste 123 Anklagepunkte und gilt als sehr umstritten, weil er viele Fragen ausklammerte, darunter auch diejenige nach dem Verbleib des Raubgoldes.

Einiges spricht dafür, dass die USA in den Nachkriegsjahren eigene Interessen verfolgten, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und die in direktem Zusammenhang mit dem Raubgold standen. Vertreter des US-Geheimdienstes widmeten ihre Aufmerksamkeit vor allem den engsten Vertrauten Yamashitas, darunter seinem langjährigen Fahrer, der ihn in den Kriegsjahren überall hin begleitete. Unter Folter gab dieser schließlich mindestens ein Dutzend Schatzverstecke

preis. Ihr Inhalt wurde geborgen und in die USA gebracht. Ein früherer CIA-Agent gab später zu Protokoll, dass das Gold in den Jahren von 1945 bis 1947 diskret bei mehr als 170 Banken in 42 Ländern angelegt wurde.

Das mächtigste Land der Welt, das ohnehin über die größten Goldreserven verfügte, kam so in den Besitz großer Mengen an „Schwarzgold“, die nicht verbucht wurden, also offiziell gar nicht existieren. Der damalige US-Präsident Harry Truman erklärte das japanische Raubgold zur Geheimsache. Das plötzliche Auftauchen so großer Goldbestände würde die internationalen Edelmetallnotierungen unweigerlich zum Absturz bringen, wurde in eingeweihten Kreisen argumentiert. Direkte Folge wäre eine Abwertung des Dollar gewesen.

Zugleich verschaffte das Schwarzgold der amerikanischen Regierung aber auch völlig neuen politischen Handlungsspielraum. Es konnte ohne Wissen des Kongresses eingesetzt werden und war damit jeder demokratischen Kontrolle entzogen – ein großer Vorteil, wenn es darum ging, Verbündete im Kampf gegen den Kommunismus auf die eigene Seite zu ziehen und korrupte Machthaber in Afrika und Asien zu bestechen. Beweisen lassen sich diese Vermutungen nicht. Auch weil Unterlagen und historische Aufzeichnungen, die darüber Auskunft geben könnten, nach wie vor von der amerikanischen Regierung unter Verschluss gehalten werden – mit dem Hinweis auf Belange der nationalen Sicherheit.

Diese Theorie wäre jedoch eine mögliche Erklärung dafür, warum die Truman-Regierung nach Kriegsende so überraschend milde mit dem früheren Erzfeind umging, der Amerika 1941 mit dem Blitzüberfall auf die US-Flotte in Pearl Harbor in den Zweiten Weltkrieg verwickelt hatte. Während in Europa unter anderem sechs Millionen Juden und 20 Millionen Russen dem Nazi-Regime zum Opfer fielen, hinterließ Japan in Asien eine Spur der Verwüstung, die schätzungsweise 30 Millionen Menschenleben forderte.

Was mit dem Raubgold der Nazis geschehen ist, welche Wege es genommen hat und wohin es geflossen ist, gilt inzwischen als weitgehend aufgeklärt. Ganz anders verhält es sich mit dem Gold, das Japan über vier Jahrzehnte in ganz Asien raubte. Vieles liegt noch immer im Dunkeln. Kein Zweifel besteht allerdings daran, dass es tatsächlich

existiert haben muss – ein Goldvermögen von unschätzbarem Wert, das in keiner offiziellen Statistik vermerkt ist.

Staub der Sterne

Während die alten Ägypter noch nubische Sklaven in ihren Bergwerken Gold schürfen ließen, setzen moderne Bergbaukonzerne auf Hochtechnologie, die es ihnen erlaubt, bis in Tiefen von mehr als 3 000 Metern in die Erdkruste vorzudringen. Doch wie ist das kostbare Edelmetall überhaupt dorthin gelangt? Gold gehört zu den seltensten Metallen, die auf unserem Planeten zu finden sind. Im Durchschnitt enthalten 1 000 Tonnen Erdmasse gerade einmal drei bis fünf Gramm Gold. Der Kern eines Goldatoms besteht aus 79 Protonen und 118 Neutronen und zählt damit zu den komplexeren Grundbausteinen der Erde.

Der Ursprung des Edelmetalls liegt in den Weiten des Weltalls: Gold ist nichts anderes als Sternengraß, entstanden vor 15 bis 20 Milliarden Jahren. Das Volk, dessen Mythen dieser Entstehungsgeschichte am nächsten kamen, waren erstaunlicherweise die Azteken. Die Bewohner des mittelamerikanischen Landes glaubten fest daran, das Edelmetall sei die Ausscheidung ihres Sonnengottes. Knapp 500 Jahre später hat die Kern- und Teilchenphysik diese Theorie in groben Zügen bestätigt. Gold entstand im Weltraum, bei der Geburt neuer Sonnensysteme.

Wie dieser Entstehungsprozess genau ablief, darüber streiten sich allerdings die Gelehrten. Eine Theorie besagt, dass etwa die Hälfte des Metalls in der Erdkruste im Zusammenhang mit der Ausdehnung eines Roten Riesen im Weltraum entstand. Von solchen Sternen gehen starke Sternwinde aus, die neben Wasserstoff und Helium auch Spuren von Schwermetallen enthalten, die sich im All verteilen. Ein Teil der Entstehung wird einem großen Knall zugerechnet, einer sogenannten Supernova-Explosion eines sehr massereichen Sterns am Ende seiner Lebenszeit. Bei einem solchen Ereignis werden riesige Mengen an Energie und Materie freigesetzt. Aus den Überresten bilden sich Hunderte neuer Sterne, die unter anderem zu einem sehr geringen Anteil aus winzigen Goldpartikeln bestehen. Aus den Überresten

längst verschwundener Sterne entwickeln sich neue Himmelskörper. Als ein solcher Planet der zweiten oder dritten Generation gilt auch die Erde in unserem Sonnensystem, das vor knapp fünf Milliarden Jahren entstanden ist.

Andere Wissenschaftler glauben dagegen, dass für die Entstehung von Gold so hohe Temperaturen notwendig sind, wie sie sich nur beim Zusammenstoß zweier Neutronensterne entwickeln können. Diese zeichnen sich durch eine extrem hohe Dichte aus, mit einem typischen Durchmesser von etwa 20 Kilometern bei einer Masse, die in etwa dem 1,4- bis Dreifachen unserer Sonne entspricht.

Relativ unumstritten ist, was nach den jeweils beschriebenen Weltraumkatastrophen auf der Erde geschah: Die neu geschaffenen Elemente wurden durch die Wucht von Explosionen ins All hinausgeschleudert, wo ein winziger Teil von ihnen von dem noch flüssigen, jungen Planeten angezogen wurde. Goldteilchen, die zu den schweren Elementen zählen, sanken in Richtung Kern. Andere, leichtere Materialien blieben an der Erdoberfläche. Die Erde kühlte ab, die Erosion setzte Gesteinsmassen in Bewegung, Gebirge wurden in die Höhe gehoben und wieder abgetragen.

Nach und nach gelangten so auch die in tieferen Schichten enthaltenen Schwermetalle wie Gold an die Erdoberfläche und sammelten sich dort an. Das war möglich, weil das Edelmetall wegen seiner hohen Dichte in Flussläufen viel langsamer transportiert wird als andere Stoffe. Sauerstoff oder aggressive Chemikalien können Gold im Gegensatz zu anderen metallischen Verbindungen kaum etwas anhaben. In der Natur kommt es häufig in Verbindung mit anderen Edelmetallen wie Silber oder Platin als Legierung vor, was ihm seine eigentliche mechanische Stabilität verleiht. Diese Mischung erweist sich auch als Vorteil bei der Verarbeitung zu Schmuck oder Kunstgegenständen, denn vollkommen reines Gold wäre dafür zu weich und damit anfällig für Verformungen.

Seit Jahrtausenden räumen Goldsucher die Flussläufe aus, wo sich Gold vor allem in Form von klumpenförmigen Nuggets abgelagert hat. Die meisten großen Stücke sind längst entdeckt und geborgen. Doch mit etwas Geduld lassen sich auch heute noch ansehnliche Mengen an Goldpartikeln aus den Sedimenten von Gewässern herauswaschen.

Viele dieser Flussläufe wurden jedoch im Laufe der Jahrmillionen im Zuge der Erosion wieder verschüttet, mit ihnen das kostbare Edelmetall, das sich nun in Form von Goldadern durch die Gesteinschichten zieht, bis tief in die Erde hinein. Es sind vor allem diese Vorkommen, die heute mit hohem technischem Aufwand im Bergbau ausgebeutet werden, nachdem viele der im Tagebau erreichbaren Vorkommen bereits ausgeschöpft sind.

Große Mengen des Metalls gelangten durch die Auswaschung bis ins Meer. Experten schätzen, dass sich ein Viertel des weltweit vorhandenen Goldes im Wasser der Ozeane befindet. Der deutsche Chemiker und Nobelpreisträger Fritz Haber versuchte in den 20er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts vergeblich, ein Extraktionsverfahren zu entwickeln. Doch das Ergebnis fiel höchst enttäuschend aus: Tests machten deutlich, dass der Goldgehalt im Meerwasser viel geringer war, als bis dahin angenommen. Der Gehalt von Proben aus der Bucht von San Francisco lag im Mittel bei 0,01 Milligramm Gold pro Tonne Wasser, im Eismeer wurde immerhin eine Konzentration von 0,047 Milligramm pro Tonne gemessen – in allen untersuchten Proben erwiesen sich die Werte als viel zu niedrig, um aus Meerwasser rentabel Gold zu gewinnen.

Haber gilt als einer der renommiertesten Chemiker seiner Zeit. Der große Durchbruch gelang ihm Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Erfindung des Haber-Bosch-Verfahrens, das unter anderem die Basis zur Herstellung von billigem Stickstoffdünger lieferte. Ein Verdienst, das entscheidend dazu beitrug, die weltweite Agrarproduktion erheblich zu steigern. 1918 erhielt der Sohn eines jüdischen Farbenhändlers dafür den Nobelpreis für Chemie. Trotzdem war Haber zeit seines Lebens umstritten, vor allem weil er im Ersten Weltkrieg maßgeblich an der Entwicklung und am Einsatz von giftigem Chlorgas beteiligt war, das Tausende von Opfern forderte.

Das Scheitern seines Projektes, Gold aus Meerwasser zu extrahieren, wurde eine seiner wenigen großen Enttäuschungen. Als er 1927 seine Forschungsarbeit abbrach, stellte er fest: „Es gibt nichts Mannigfaltigeres als die Verhältnisse in den Weltmeeren. Möglich, dass sich einmal irgendwo eine Art Goldfundstelle zeigt, an der die Erdmetallteilchen sich regelmäßig anhäufen. ... und dass die Bedingungen den Gedanken an eine Verarbeitung des Wassers noch einmal

wecken. Ich habe es aufgegeben, nach dieser zweifelhaften Stecknadel im Heuhaufen zu suchen.“

Wissenschaftler schätzen den gesamten Goldgehalt der Erdkruste auf 30 Milliarden Tonnen. So gesehen wird das Edelmetall zwar nie knapp werden, doch wie viel davon gefördert wird, bestimmt ausschließlich der Preis, der damit erzielt werden kann. Bislang wurde nur ein winziger Bruchteil gefördert. Eine Menge, die ungefähr ein Gewicht von 160 000 Tonnen hat und sich leicht in einem Würfel mit einer Kantenlänge von 20 Metern unterbringen ließe. Mit den heute bekannten technischen Mitteln können schätzungsweise noch 50 000 Tonnen Gold abgebaut werden. Doch mit neuen Entwicklungen im Bergbau dürfte sich diese Zahl weiter erhöhen lassen.

3 000 Meter unter der Erde

Die Straßen in Südafrika zählen mit Abstand zu den wertvollsten, die auf der Welt zu finden sind. Eine Legende, die vor allem vom Berufsstand der Taxifahrer in den großen Metropolen des afrikanischen Landes mit großer Hingabe gepflegt und an jeden Neuankömmling weitergegeben wird. Und sie stimmt tatsächlich. Über Jahrzehnte wurde der Asphalt der Straßenbeläge mit dem Schutt gewaltiger Abraumhalden gemischt, den die mächtige Bergbauindustrie überall dort hinterließ, wo der Untergrund reiche Beute versprach. Das im Überfluss vorhandene Baumaterial war im Straßenbau höchst willkommen. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten landeten größere Mengen an winzigen Gold- und Diamantenpartikeln auf diesen Abfallbergen. Mit den bis dahin bekannten technischen Verfahren lohnte sich nur die Extraktion von Gesteinsschichten, die eine bestimmte Konzentration an Gold aufwiesen. Material mit geringerem Edelmetallgehalt wurde einfach nur auf diesem Weg entsorgt. Neue Verfahren revolutionierten die Goldgewinnung, sodass es sich für die Industrie nun auch lohnte, die alten Schuttberge systematisch aufzuarbeiten, um noch den letzten Rest an Gold und Diamanten herauszuholen.

Die größten Goldvorkommen der Welt sind am Südzipfel des afrikanischen Kontinents zu finden, in der Region Witwatersrand,

in deren Zentrum vor mehr als 100 Jahren die Metropole Johannesburg praktisch aus dem Nichts entstand. Ihre Existenz hat die größte Stadt des Landes allein dem Edelmetall unter ihren Grundmauern zu verdanken. Die geologischen Bedingungen in grauer Vorzeit waren geradezu ideal für die Bildung der größten Goldvorkommen, die auf dieser Erde zu finden sind. Goldpartikel wurden bei der Verwitterung von kristallinem Gestein vor drei Milliarden Jahren freigelegt und von Flüssen in ein großes Binnenmeer gespült, wo sie sich an den Uferändern ablagerten. Im Laufe der Jahre senkte sich der Boden bis in eine Tiefe von 8 000 Metern ab und ist heute von dicken Schichten von Lava und anderen Gesteinsformationen bedeckt.

Die Bedeutung des Witwatersrand wurde erst relativ spät, Ende des 19. Jahrhunderts, erkannt. Der aus Australien stammende Goldsucher George Harrison untersuchte 1886 ein Farmgelände und fand dort kleine Goldklumpen. Doch die erste Euphorie über den Fund verpuffte rasch, als klar wurde, dass Gold in dieser Gegend nur selten an der Oberfläche gefunden wird. Im Gegensatz zu den USA und Australien, wo goldhaltiges Gestein größtenteils im Tagebau gewonnen werden kann, führen die südafrikanischen Goldadern meist tief in den felsigen Untergrund.

Das Witwatersrand-Gebiet hat eine elliptische Form, mit einer Länge von 320 Kilometern und einer Breite von etwa 120 Kilometern. Keine andere Region der Erde weist eine höhere Goldkonzentration auf. Unzählige Goldadern durchziehen den Untergrund, ähnlich wie Blutbahnen den menschlichen Körper. Seit den ersten Funden wurden schätzungsweise 40 000 Tonnen Gold am Witwatersrand abgebaut, was ungefähr einem Viertel der gesamten Weltproduktion entspricht.

Mehr als 50 Bergwerke fördern heute am Witwatersrand das kostbare Metall zutage, in einigen Schächten ist die technisch kritische Grenze von 3 000 Metern bereits überwunden. In diesen Tiefen sind die Arbeitsbedingungen für Menschen mörderisch: Das Gestein erreicht eine Temperatur zwischen 60 und 70 Grad Celsius. Ein Arbeiter kann maximal einer Wärme von 32 Grad Celsius und 100 Prozent Luftfeuchtigkeit aushalten und dabei noch produktiv sein. Viele der Schächte müssen deshalb mit großem Energieaufwand auf ein erträgliches Maß heruntergekühlt werden.

Der Bedarf an Energie ist teilweise so hoch, dass die südafrikanischen Energielieferanten in den vergangenen Jahren immer wieder an ihre Grenzen stießen, sodass die Produktion in den Bergwerken wegen Stromengpässen zeitweise ganz eingestellt werden musste. Um Energie zu sparen, werden die tief liegenden Stollen mit Glas- oder Steinwolle isoliert und anschließend mit einer dünnen Mörtelschicht überzogen. Die Kühlung verschlingt riesige Mengen an Wasser, das auch in Südafrika, wie in vielen anderen Ländern auf dem afrikanischen Kontinent, Mangelware ist. In einem geschlossenen Kreislauf werden bis zu 1 000 Liter gekühltes Wasser pro Sekunde benötigt. Hochgerechnet auf eine einzige Feinunze Gold, was einem Gewicht von 31 Gramm entspricht, bedeutet dies den Verbrauch von 5 400 Litern Wasser, 570 Kilowattstunden Strom, zwölf Kubikmetern Pressluft, Unmengen an Dynamit und Tonnen von Chemikalien.

In großen Tiefen liegt auf den Stollen außerdem ein enormer Bergdruck, der die Einsturzgefahr drastisch verschärft. Explosionsartige Brüche sind keine Seltenheit. Sie sind eine ständige und tödliche Gefahr für diejenigen, die unter Tage arbeiten. Sprengungen können unter solchen Bedingungen leicht katastrophale Auswirkungen haben. Deshalb wird das harte, goldhaltige Gestein häufig mit hoch entwickelten Hydraulikbohrern herausgebrochen.

Alle bis dahin bekannten Tiefenrekorde brach 2008 die Mponeng-Goldmine in Carletonville, 50 Kilometer südwestlich von Johannesburg. Hier liegt die größte bekannte Goldseife der Welt, worunter Experten eine Anreicherung in Sedimenten wie Sand und Kies verstehen. Die Fahrt in die Tiefe verlangt selbst erfahrenen und hartgesottenen Bergarbeitern einiges ab. Sie sind auf engstem Raum zusammengepfercht. Ventilatoren, die alle paar Meter eisige Luft in den Schacht pusten, sollen die Fahrt zumindest etwas erträglicher machen. Mit einer Geschwindigkeit von 65 Kilometern pro Stunde fährt der eiserne Käfig in der Dunkelheit abwärts, bis in eine Tiefe von mehr als 3 770 Metern. Eine Distanz, die ungefähr dem Aufstieg auf den Pico de Teide auf der Kanareninsel Teneriffa entspricht. Das Bergmassiv vulkanischen Ursprungs gilt mit 3 718 Metern als höchster Berg Spaniens.

Für den Betreiber der Mine, AngloGold Ashanti, weltweit der drittgrößte Goldförderer, ist damit noch längst nicht das Limit er-

reicht. Knapp eine Milliarde Euro will der Konzern noch investieren, um 4 300 und dann sogar 4 600 Meter Tiefe zu erreichen. Ein solches Projekt ist kostspielig und lohnt sich nur, wenn sich der Goldpreis knapp über 900 Dollar je Feinunze hält. Aber es eröffnet auch völlig neue Perspektiven. Vor einigen Jahren prognostizierten Geologen, dass die verwertbaren Goldvorräte Südafrikas spätestens 2030 gehoben sein würden. Eine Prämisse, die inzwischen angesichts eines technischen Fortschritts überholt ist, der den Abbau in immer größeren Tiefen möglich macht. Dabei zeichnete sich noch vor Kurzem ab, dass Südafrika möglicherweise seinen Platz als führender Goldproduzent dauerhaft an China verlieren könnte. Doch davon kann nicht mehr die Rede sein. Auch Johan Viljoen, Vizepräsident von AngloGold Ashanti gibt sich zuversichtlich: „Wir können uns nur in eine Richtung bewegen, und das ist tiefer. Haben wir Angst davor? Nein.“

Der Mann, der diese markigen Sprüche von sich gibt, hat allerdings leicht reden. Sein Arbeitsplatz liegt an der Erdoberfläche, in einem klimatisierten Büro. Ein Komfort, den die meisten Beschäftigten des Konzerns selten genießen. Ihr Job gehört zu den gefährlichsten überhaupt. Die Gänge tief im Erdinneren sind teilweise so eng, dass sich die Arbeiter nur kriechend in einer kaum beleuchteten Umgebung vorwärtsbewegen können. Teilweise im Liegen machen sie ihren Job, bohren Löcher in den Fels, setzen Sprengstoffladungen, die erst gezündet werden, wenn sie das Stollensystem wieder verlassen haben.

Trotz der inzwischen hohen Sicherheitsstandards sterben in Südafrika jedes Jahr etwa 200 Männer bei Minenunfällen. Die Vorstandsvorsitzende von Anglo American, die Amerikanerin Cynthia Carroll – laut *Forbes Magazine* eine der mächtigsten Frauen ihrer Zeit –, überraschte alte Bergwerksveteranen, als sie bei ihrem Amtsantritt 2007 verkündete, dass niemand mehr beim Abbau zu Schaden kommen dürfe. Eine Vorgabe, die bis dahin als kaum realisierbar galt, weil ein höheres Maß an Sicherheit automatisch deutlich höhere Kosten bedeutet. Doch auch nach Carrolls Ankündigung sieht die Realität in Südafrika nach wie vor anders aus, der Kampf um die wertvollen Schätze aus der Tiefe bleibt ein hochriskantes Unterfangen, das jedes Jahr Dutzende Todesopfer fordert.

■ Weißer Reichtum, schwarze Arbeit

Kaum ein anderes Land dieser Erde ist vom Bergbau so geprägt wie Südafrika. Vor allem der Reichtum an Gold und Diamanten, aber auch an anderen Rohstoffen verwandelte den armen Bauernstaat vor mehr als 100 Jahren innerhalb kürzester Zeit in eine kapitalistisch geprägte Wirtschaftsnation. Zum Zentrum des beispiellosen Booms wurde Johannesburg, jene Stadt, die in der Sprache der Zulu treffenderweise „Egoli“ – Stadt aus Gold – genannt wird.

Die Zulu gelten zahlenmäßig als stärkster Volksstamm des Landes und siedelten schon vor dem großen Goldrausch in der Region. Sie waren es auch, die über Jahrzehnte hinweg einen Großteil des Heeres an namenlosen Bergarbeitern stellten, auf das die mächtige Minenindustrie so dringend angewiesen war. Ein Bedarf, den die Randlords, wie die wohlhabenden Minenbesitzer genannt wurden, mit höchst zweifelhaften Mitteln befriedigten: mit einem System, in dem Vertreibung, Unterdrückung, Rassentrennung und Gewalt die entscheidenden Rollen spielten. Mit der Apartheid schufen sie ein Terrorregime, das die Nation in Schwarz und Weiß aufteilte.

Das eigentlich Schockierende daran ist, dass der Unrechtsstaat trotz internationaler Proteste bis 1994 bestand. Erst mit der Freilassung des lange Zeit inhaftierten Oppositionellen Nelson Mandela wurde die Herrschaft einer weißen und privilegierten Minderheit friedlich beendet. Doch wie konnte es überhaupt so weit kommen? Der Blick zurück in die Anfänge des Bergbaus auf dem Witwatersrand-Plateau gibt zumindest Anhaltspunkte. Die Weitläufigkeit und der vergleichsweise niedrige Goldanteil der edelmetallhaltigen Gesteinsschichten Südafrikas machten den Abbau unter Tage von Anfang an teuer, schwierig und gefährlich. Um eine einzige Mine zu betreiben, waren viel Kapital und Tausende billiger Helfer nötig. Diese widrigen Umstände leisteten einer straff organisierten Ausbeutung der schwarzen Bevölkerung zumindest Vorschub. Die Bosse der Minenkonzerne verstanden es, ihre Interessen auch auf politischer Ebene so zu verankern, dass ihr brutales Vorgehen durch Landesgesetze legitimiert und gestützt wurde.

Als der Untertagebau 1890 richtig anließ, arbeiteten 14 000 Männer in den Bergwerken, fünf Jahre später waren es bereits 100 000.

Schon bald herrschte akuter Arbeitskräftemangel. Den Minenbetreibern fehlte vor allem eines, eine „nutzbare Arbeiterklasse“, wie sich ein Minenbesitzer in einem Schreiben an die Regierung beklagte. Doch woher sollten die fehlenden Kräfte kommen? Die Randlords hatten in dieser Beziehung klare Vorstellungen und setzten sie Zug um Zug in die Tat um. Ihre Aufmerksamkeit galt der schwarzen Bevölkerung, die jedoch anfangs wenig Interesse an einer schlecht bezahlten Arbeit in den Minen zeigte. Die meisten Afrikaner lebten zu dieser Zeit als Bauern auf dem Land, versorgten sich weitgehend selbst und waren somit relativ unabhängig. Nichts lag ihnen ferner, als in den gefährlichen Goldminen um Johannesburg für einen Hungerlohn ihr Leben zu riskieren. Doch das sollte sich rasch ändern.

Um die Jahrhundertwende verabschiedete die Regierung Südafrikas eine Serie von Gesetzen, die die Lebensbedingungen der schwarzen Mehrheitsbevölkerung drastisch verschlechtern sollten. Die Machthaber machten keinen Hehl daraus, worauf diese Maßnahmen in erster Linie abzielten: den Bergwerken unter allen Umständen den dringend notwendigen Nachschub an Arbeitern zu beschaffen. Bereits 1893 forderte die Vereinigung der Bergwerksverwalter, die Hüttensteuer zu erhöhen, eine Abgabe, die jeder Südafrikaner entrichten musste, egal ob er nun eine Strohhütte oder ein großes Anwesen besaß. Die Hüttensteuer sollte so erhöht werden, „dass mehr Eingeborene dazu veranlasst werden, Arbeit zu suchen“. Wenig später wurde außerdem eine Kopfsteuer erhoben, die zwei Rand betrug – zu jener Zeit ein horrender Betrag, für den ein ungelernter Arbeiter monatelang arbeiten musste. Es folgte ein Gesetz, das jeden Schwarzen dazu zwang, einen Nachweis zu erbringen, dass er mindestens drei Monate im Jahr in Lohnarbeit stand.

Den härtesten Schlag führte die Regierung 1913 mit dem sogenannten „Land Act“ – einem Gesetz, das eine grundlegende Umverteilung von Grund und Boden ermöglichte. Ziel war es letztendlich, damit die schwarze Bevölkerung zu enteignen, zugunsten der weißen Minderheit. Die Neuverteilung des Landes beschränkte den Lebensraum der schwarzen Stämme auf Reservate, deren gesamte Grundfläche weniger als ein Zehntel des gesamten Landes betrug. Millionen von Menschen wurden so über Nacht zu wohnsitzlosen Nomaden. Wer trotzdem seine Heimat nicht verlassen wollte, musste für den

neuen, weißen Landbesitzer arbeiten. Es zeigte sich, dass die Reservate in kürzester Zeit so überfüllt waren, dass an eine Selbstversorgung nicht mehr zu denken war, weil die Anbauflächen fehlten. Somit war ein Kreislauf der Armut geschaffen, der sich selbst mit größtem Fleiß nicht durchbrechen ließ.

Die Minenbesitzer hatten ihr Ziel erreicht: Arbeitsfähige Männer in großer Zahl waren gezwungen, ihre Familien zu verlassen, um in den Minen schlecht bezahlte Jobs anzunehmen. Zugleich konnten sie so verhindern, dass sich ihre Arbeiter samt ihren Familien im näheren Umfeld der Minen ansiedelten, wo sie unerwünscht waren. Den Randlords stand endlich die willfähige Masse an Wanderarbeitern zur Verfügung, mit der sie ihren Bedarf an billigen Hilfskräften befriedigen konnten. Die Arbeiter dagegen waren gezwungen, den größten Teil des Jahres eingepfercht in sogenannten Compounds zu leben – trostlose Barackensiedlungen, in denen die Unternehmen ihre Arbeiter fast wie Tiere hielten.

Ein perfides Kontraktsystem hielt die Wanderarbeiter davon ab, vor Erfüllung ihres Vertrages nach Hause zu flüchten. Wann ein solcher Vertrag als erfüllt galt, bestimmten allein die Aufseher und Verwalter der Minen. Trotzdem flohen viele Arbeiter vorzeitig. Wer erwischt wurde, landete im Gefängnis. Doch ein großer Teil der „Deserteure“ entkam zunächst unentdeckt, sodass sich die Regierung erneut gezwungen sah, einzugreifen. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die ohnehin strengen Passgesetze weiter verschärft. Ein System, das vor allem dazu diente, Arbeiter zu kontrollieren und jene zu fassen, die geflohen waren.

Im Laufe der Zeit blieben die Wanderarbeiter immer länger in den Bergwerken. Manche von ihnen bis zu 20 Monate am Stück. Die Männer blieben, weil die Reservate immer ärmer wurden und die Lebenshaltungskosten stiegen. Sie schliefen in den spartanischen Betonnischen der Baracken, lebten ohne jede Privatsphäre. Einen Teil ihres Verdienstes mussten sie für Nahrung ausgeben, weil die Tagesrationen, die der Arbeitgeber ausgab, bei Weitem nicht ausreichten, um zu überleben.

Viele Bergarbeiter starben innerhalb weniger Jahre qualvoll an Lungenkrankheiten, die durch das Einatmen kleiner scharfer Staubpartikel verursacht wurden, die beim Bohren im Untertagebau ent-

stehen. Tuberkulose und Lungenentzündungen galten als häufigste Todesursache. In den 30er-Jahren zeigte eine Untersuchung, dass Steinbohrarbeiter spätestens nach einer Arbeitszeit von fünf Jahren an einer Staublung starben. Die durchschnittliche Lebenserwartung eines Untertagearbeiters lag bei 37 Jahren. Obwohl hohe Prämien zur Erfindung neuer Technologien ausgeschrieben wurden, die helfen sollten, die Krankheit zu verhindern, weigerten sich die meisten Bergwerksbesitzer lange, die kostspielige Ausrüstung auch einzusetzen, schließlich standen genügend Hilfskräfte Schlange, die nur darauf warteten, einen Job zu bekommen.

Widerstand konnten die schwarzen Arbeiter in der Bergbauindustrie nur passiv leisten. Im Gegensatz zu ihren weißen Kollegen, die nicht nur viel besser bezahlt wurden, sondern auch die besseren Positionen bekamen, war es ihnen verboten, zu streiken. Der Vorläufer der schwarzen Widerstandspartei ANC wurde 1912 gegründet. Die Organisation vertrat die Interessen der schwarzen Bevölkerung gegenüber der Regierung und verlangte gleiches Recht für alle Südafrikaner. Eine ihrer ersten Forderungen war die Rücknahme des Land Act, was von der Regierung erwartungsgemäß abgelehnt wurde. Die Zahl der ANC-Anhänger wuchs so rasch, dass eine Massenorganisation entstand, deren Aufrufe zu Streiks oder Demonstrationen in späteren Jahren von Hunderttausenden befolgt wurden und die immer wieder zu blutigen Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht führten.

Auslöser für die Gründung der ersten schwarzen Gewerkschaft waren 1918 stark gestiegene Preise in den Compound-Läden, in denen sich die Männer mit Nahrung und anderen wichtigen Dingen versorgen mussten. Heute zählen Südafrikas Gewerkschaften zu den mächtigsten weltweit. Gegen ihren Widerstand können selbst große Bergbaukonzerne und auch die regierende ANC-Partei wenig ausrichten. Noch heute gilt die Minenindustrie als größter Arbeitgeber im Land mit knapp 500 000 Beschäftigten. Als 2005 gut ein Viertel davon einem Streikaufruf der Gewerkschaft folgte, um höhere Löhne durchzusetzen, legte dies die gesamte Goldproduktion tagelang lahm.

Zwar haben sich die Arbeitsbedingungen in Südafrika seit dem Ende der Apartheid deutlich verbessert. Doch das nach wie vor große Wohlstandsgefälle innerhalb des Landes sorgt immer wieder für

Unmut. Mit einem Monatsgehalt von umgerechnet 400 Euro zählten Minenarbeiter im Jahr 2008, trotz der Schwerstarbeit, die sie leisten, nach wie vor zu den Geringverdienern. Auch die Minenindustrie steht unter Rationalisierungsdruck und baut Stellen ab. Die Zahl der Beschäftigten wird also in den nächsten Jahren vermutlich sinken.

Seinem Ruf als Schatztruhe der Welt dürfte Südafrika aber weiterhin gerecht werden. Der Reichtum an Bodenschätzen scheint unerschöpflich. Im Untergrund lagern schätzungsweise 90 Prozent der weltweiten Platinvorkommen, 80 Prozent der Manganreserven, 41 Prozent der Goldbestände. Die Liste der begehrten Rohstoffe ist lang. Und noch immer gibt es größere Vorkommen, deren Ausbeutung noch nicht einmal in Angriff genommen wurde. Seine Position als Schlüsselfaktor der südafrikanischen Wirtschaft hat Gold inzwischen zwar eingebüßt, doch zählt es immer noch zu den wichtigsten Exportgütern.

Die Einnahmen aus dem Rohstoffgeschäft fließen seit dem Ende der Apartheid nicht mehr nur in die Taschen einiger weniger Konzerne, ein Verdienst der ANC-Regierung. 2002 definierte sie die Besitzverhältnisse neu und machte den Staat und damit das Volk zum Eigentümer der Bodenschätze. Konzerne, die sie ausbeuten wollen, müssen entsprechende Lizenzen erwerben und Abgaben zahlen. Doch es wird noch Jahrzehnte dauern, bis die Hinterlassenschaften des Unrechtsstaates beseitigt sein werden. Obwohl 70 Prozent der Beschäftigten in der Minenindustrie schwarz sind, arbeiteten 2007 noch nicht einmal fünf Prozent von ihnen in leitenden Positionen.

■ Auf dem Feuerring

Der niederländische Geologe Jean-Jacques Dozy war eigentlich für den britischen Ölkonzern Shell auf der Suche nach Öl, als er durch Zufall die größte und wertvollste Gold- und Kupfermine der Welt entdeckte, die Grasberg-Mine in einer Höhe von 4 200 Metern über dem Meeresspiegel. Er wurde an einem der abgelegensten Orte dieser Welt fündig, im Westen der Insel Neuguinea, auf dem heutigen Staatsgebiet von Indonesien. Die Region erstreckt sich über dem pazifischen Feuerring, auf dem beinahe die Hälfte aller aktiven Vulkane der Erde zu finden

ist. Seiner Existenz verdankt das Gebiet auch seinen ungewöhnlichen Rohstoffreichtum.

Beim Versuch, die Gipfel der Jayawijaya-Berge zu besteigen, fand Dozy eine Landschaft aus hellem Kalkstein vor, im Zentrum ein etwa 130 Meter hoher, auffälliger schwarzer Berg in Form eines Zahnes. Der Ingenieur stieß dort auf ein riesiges Vorkommen an goldhaltigem Kupfererz, 120 Kilometer von der Küste entfernt, in einem völlig unzugänglichen Hochtal. Doch sein Fund blieb zunächst unbeachtet. Während des Zweiten Weltkriegs gerieten die Aufzeichnungen des Holländers in Vergessenheit. Erst zwei Jahrzehnte später nahmen Geologen Dozys Spur wieder auf, als sie für das amerikanische Bergbauunternehmen Freeport auf die Suche nach Nickel gingen.

Doch es verging noch einmal so viel Zeit, bis das Unternehmen das Grasberg-Vorkommen erschließen konnte. Bis heute gilt das Projekt als eines der ehrgeizigsten Vorhaben der Bergbauindustrie. Es stellte die Ingenieure vor gewaltige Herausforderungen. Die Mine liegt in einem Bergmassiv inmitten einer Regenwaldzone mit einer jährlichen Niederschlagsmenge von bis zu 11 000 Litern Wasser pro Quadratmeter, das ist immerhin dreimal so viel wie im Landesdurchschnitt. Als der amerikanische Bergbau riesige das Vorhaben der Öffentlichkeit vorstellte, lästerte die Presse und gab dem Vorhaben schlicht den Titel „Mission Impossible“. Die Bedenken waren nicht aus der Luft gegriffen. Um überhaupt bis zur Fundstelle vorzudringen, musste zunächst eine 100 Kilometer lange Zufahrtsstraße durch den Urwald geschlagen werden, die selbst während der Regenzeit nutzbar bleiben sollte.

Mit dieser technischen Herausforderung wurde die amerikanische Baufirma Bechtel beauftragt, die unter anderem in den 30er-Jahren an der Errichtung des legendären Hoover-Staudamms in den USA beteiligt war. Teil der Streckenplanung waren auch zwei Tunnel mit einer Länge von 700 Metern. Der große Durchbruch beim Bau gelang mit einer Helikoptertechnologie, die während des Vietnam-Kriegs entwickelt worden war. Holzfäller seilten sich mithilfe der Fluggeräte durch die Baumkronen ab, schlugen Lichtungen, auf denen nach und nach in Einzelteile zerlegte Bulldozer für den Straßenbau und anderes Material abgesetzt wurden. Die Rückschläge waren zahlreich, einige Hubschrauber stürzten ab, Arbeiter kamen ums Leben, schweres

Gerät versank im Morast des Regenwaldes. Die Verantwortlichen von Freeport waren mehrfach kurz davor, aufzugeben.

Für die Minenarbeiter wurde zehn Kilometer entfernt von der Mine in 2 062 Metern Höhe mitten im Dschungel eine Stadt errichtet. Doch es vergingen 15 Jahre, bis erstmals Kupfer und Gold in der Grasberg-Mine abgebaut wurden. Eine hohe Konzentration von Gold und Kupfer machen das Vorkommen zu einem der wertvollsten seiner Art. Mithilfe von schwerem Gerät können täglich gewaltige Mengen an Erde, Gestein Schutt und Geröll bewegt werden, bei voller Leistung bis zu 700 000 Tonnen. Etwa 100 000 Kilogramm Gold trotzten die Minenarbeiter bis heute dem harten Gestein ab. Noch neunmal so viel vermuten die Geologen in der Erde.

Maßstäbe setzten die Betreiber der größten Goldmine der Welt auch in anderer Hinsicht, sie sorgten für jede Menge Negativschlagzeilen. Weder die ersten Minenverträge noch die nachfolgenden in den 90er-Jahren enthielten nennenswerte Umweltauflagen. Die Stämme, die in dem Gebiet um die Mine seit Jahrhunderten siedelten, erhielten lange Zeit keinerlei Entschädigung. Freeport handelte sich zudem Proteste wegen Menschenrechtsverletzungen ein, weil die Firma unter anderem örtlichen indonesischen Militärs mehrere Millionen Dollar dafür zahlte, das Abbaugebiet zu schützen und zu sichern. Armeeangehörige werden unter anderem für den Tod oder die Vertreibung Tausender Angehöriger der Urbevölkerung verantwortlich gemacht. 2002 entlud sich schließlich der Volkszorn gegen das Unternehmen. Angehörige eines Papua-Stammes stürmten eine Veranstaltung von Lehrern, die für Freeport arbeiteten. Sie töteten zwei Amerikaner, einen Indonesier und verletzten elf weitere Menschen.

Giftiger Schlamm aus der Grasberg-Mine verseuchte über Jahrzehnte ungehindert die Flüsse in der Umgebung und in angrenzenden Nationalparks. Dabei waren die Langzeitschäden, die dadurch verursacht werden, schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt hinreichend bekannt. Die Vereinigten Staaten und andere Industriestaaten hatten diese Praxis der Flussentsorgung auf ihrem Staatsgebiet nach dem Zweiten Weltkrieg verboten. Indonesien verabschiedete ein solches Gesetz erst viel später, im Jahr 2001. Ein großes Problem bleiben bis heute auch die ehemaligen Tagebaulöcher, die sich nach ihrer Stilllegung mit Wasser füllen. Die darin noch enthaltenen Erze,

dazu gehören Kupferreste, verwittern und oxidieren unter anderem zu giftiger Schwefelsäure. Ausgeschwemmte Kupferreste belasten das Grundwasser. Die Folgen sind weithin sichtbar, sogar aus dem Weltall: Satellitenbilder zeigen große Flächen, auf denen so gut wie nichts wächst.

Unabhängige Beobachter sind auf dem Minengelände nicht willkommen. Das spektakuläre Abbaugelände auf dem Grasberg-Gipfel, das vom Tagebau schwer gezeichnet ist, konnten bislang nur wenige Außenstehende in Augenschein nehmen. Eine tief in den Fels hineingeschlagene Trasse windet sich wie eine Riesenschlange bis zum Berggipfel, der oft in dicke Regenwolken gehüllt ist. Studien, die das tatsächliche Ausmaß der Umweltverschmutzung offenlegen könnten, werden nach wie vor unter Verschluss gehalten.

Das umstrittene Unternehmen, das unter der Bezeichnung Freeport McMoran an der New Yorker Börse notiert ist und 2008 einen Umsatz von knapp 18 Milliarden Dollar auswies, verdankt sein Vermögen vor allem einer engen Zusammenarbeit mit der indonesischen Regierung – in erster Linie wohl dem 1967 bis 1998 regierenden Präsidenten des Landes, Haji Mohamed Suharto, der durch einen Militärputsch an die Macht gelangte und enge Beziehungen zur amerikanischen Regierung pflegte. Suharto räumte Freeport kurz nach seinem Amtsantritt einen 30-jährigen Exklusivvertrag ein, um auf Westpapua nach Bodenschätzen zu suchen. Das Unternehmen entwickelte sich rasch zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor in der Region, der Anfang des 21. Jahrhunderts immerhin die Hälfte des Bruttosozialproduktes auf der Insel generierte. 1991 wurde der Vertrag von der Regierung um weitere 50 Jahre verlängert. Auch der indonesische Staat, der finanziell am indonesischen Tochterunternehmen von Freeport beteiligt ist, verdient kräftig mit.

Bei der Bevölkerung kam von diesem Reichtum bislang allerdings nur wenig an. In welchen dunklen Kanälen die exorbitanten Gewinne aus dem Rohstoffgeschäft versickern, bleibt ungeklärt. Vermutlich landet aber ein großer Teil davon auf den Privatkonten einer korrupten Führungselite. Diese mangelnde Transparenz gilt als ein Manko, das auch immer mehr Anleger dem Unternehmen ankreiden. So stieß etwa der norwegische Staatsfonds Government Pension Fund 2006 seine Freeport-Aktien ab, mit der Begründung, dass ihr Besitz ethisch nicht

vertretbar sei. Als Gründe wurden die irreversible Umweltverschmutzung und Menschenrechtsverletzungen angeführt.

Maos Erben

Die größte Überraschung für die Goldbranche brachte das Jahr 2007. Südafrika büßte seine langjährige, unangefochtene Vormachtstellung ein. Das Land wurde überrundet von der neuen Weltmacht China, die erstmals mehr Gold förderte als der bisherige Primus am Kap der Guten Hoffnung. Mit ihrer rasant wachsenden Wirtschaft saugt die Volksrepublik seit einigen Jahren zugleich auch einen großen Teil aller anderen Rohstoffreserven auf.

China gehört außerdem zu den wenigen Ländern, die massiv Gold am Weltmarkt aufkaufen, während die Nationalbanken vieler Industrienationen seit einigen Jahren ihre Bestände konstant halten oder sogar abbauen. 2009 verständigten sich die großen Notenbanken erneut darauf, in den nächsten fünf Jahren keine größeren Mengen an Edelmetall zu verkaufen. Eine Maßnahme, die entscheidend dazu beitragen dürfte, den Goldpreis über diesen Zeitraum stabil zu halten. Dabei kämen die Einnahmen aus dem Verkauf von Goldreserven so manchem Regierungschef gerade recht, um die riesigen Löcher zu stopfen, die die Weltwirtschaftskrise in die Haushaltskasse gerissen hatte.

China kann sich dagegen den Luxus leisten, seine Goldbestände noch beträchtlich aufzustocken. Die Volksrepublik häufte in den vergangenen Jahrzehnten Geld an, viel Geld. 2009 besaß das Land allein Dollar-Reserven im Wert von 2,2 Billionen, angesammelt vor allem im Handel mit den Vereinigten Staaten, die zugleich der größte Schuldner des Landes sind. Dieses Vermögen ist allerdings angesichts der schwächelnden amerikanischen US-Wirtschaft und der Entwertung des Dollar akut vom Verfall bedroht.

Das Problem wurde in Peking frühzeitig erkannt. Im Jahr 2003 begann die Regierung, Dollar-Noten in größerem Umfang in Gold einzutauschen. Fünf Jahre später lagerten bereits mehr als 1 000 Tonnen in den Tresoren der chinesischen Nationalbank – zum Vergleich: Die Reserven der Deutschen Bundesbank beliefen sich zu diesem

Zeitpunkt auf 3 400 Tonnen. Chinesische Pläne sahen in den folgenden Jahren eine weitere Aufstockung der Bestände auf mindestens 5 000 Tonnen vor. Gold gilt in China inzwischen als wichtiger Rettungsanker für den Fall, dass der Dollar seine Stellung als Weltwährung tatsächlich irgendwann einbüßen sollte.

China verfügt aber auch selbst über reiche, weit verstreute Goldvorkommen. An deren Ausbeutung zeigten die Erben Maos zunächst allerdings wenig Interesse, waren sie doch der Inbegriff eines verhassten kapitalistischen Systems, das es auszumerzen galt. Mit der Folge, dass es auch der Bevölkerung bis vor einigen Jahren verboten war, Gold zu horten. Diese Berührungängste sind verschwunden, seit die chinesischen Generalsekretäre die Lust am Geldverdienen entdeckt haben. Inzwischen wird der private Konsum sogar vom Staat gefördert, auch mit den neu gegründeten Goldbörsen in China.

Seine führende Rolle in der Goldproduktion wird das Reich der Mitte wohl so schnell nicht wieder abgeben. Während die Produktionszahlen in Südafrika seit Jahren sinken, legen die Chinas im Schnitt pro Jahr um zehn Prozent zu. Die Reserven des Landes zählen zu den sieben größten weltweit. Gefördert wird in mehr als 300 Goldminen. Zusammen brachten sie es zuletzt auf eine Jahresproduktion von 270 Tonnen. Es sind viele kleinere Minenbetreiber, die den Markt weitgehend unter sich aufteilen. Mit dieser Struktur hebt sich China vom Weltmarkt ab, auf dem inzwischen ein Dutzend Großkonzerne weitgehend das Sagen haben.

Der Goldhunger Chinas scheint keine Grenzen zu kennen. Der Expansionsdrang beschränkt sich längst nicht mehr nur auf die eigenen Fundstellen. Die Volksrepublik entsendet ihre Prospektoren inzwischen in alle Winkel der Erde. Ihr Auftrag ist es, auch den Zugriff auf ausländische Vorkommen zu sichern. Dort steht man den Bemühungen Chinas mitunter zwiespältig gegenüber. Länder wie Südafrika und Sambia fühlen sich regelrecht überrollt. Thabo Mbeki, Nachfolger Nelson Mandelas im Präsidentenamt Südafrikas, klagte mehrfach über eine neue Form von Neokolonialismus, mit der China den Schwarzen Kontinent in Beschlag nehmen wolle, um dessen wertvolle Rohstoffe an sich zu reißen.

Eine Kritik, die durchaus berechtigt ist. Während sich immer mehr Mitglieder der internationalen Staatengemeinschaft zumin-

dest darum bemühen, Geschäfte mit korrupten Machthabern zu unterbinden, scheren sich die Herren aus Peking herzlich wenig um solche Bedenken. Oberste Priorität hat die Sicherung des Nachschubs an Bodenschätzen, koste es, was es wolle. Ein Verhalten, das in der Vergangenheit jedoch auch viele der Länder an den Tag legten, die heute zu den lautesten Kritikern Chinas in dieser Frage zählen – wie etwa die Vereinigten Staaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg hemmungslos ihre Rohstoffinteressen auf der ganzen Welt durchsetzten. Sie müssen sich deswegen zumindest den Vorwurf der Scheinheiligkeit gefallen lassen.

Chinas explosionsartiges Wirtschaftswachstum wird gestützt durch einen nicht abreißenden Strom an Bodenschätzen aus der ganzen Welt. Die negativen Auswirkungen der chinesischen Rohstoffpolitik sind jedoch nicht zu übersehen. So gelten etwa die Zustände in Minen, die von chinesischen Unternehmen im afrikanischen Sambia betrieben werden, als katastrophal. Kritiker werfen den Betreibern vor, dass noch nicht einmal die Mindeststandards für Sicherheit eingehalten werden. Als 2005 bei einem schweren Unfall in einer Kupfermine 50 Bergarbeiter starben, gingen aufgebrachte und bewaffnete Bergarbeiter auf die chinesischen Manager los. Es folgte ein Schusswechsel mit zahlreichen Verletzten. Der Zwischenfall löste Proteste im ganzen Land aus. Es wurden Vorwürfe laut, China wolle das afrikanische Land wie zuvor schon seine weißen Kolonialherren nur ausbeuten, ohne dafür entsprechende Gegenleistungen zu erbringen. China öffnete seine Staatsschatulle, versprach, 800 Millionen Dollar in die maroden Minen zu investieren, und schaffte das Problem so vorerst aus der Welt.

Es sind auch die ganz Großen in der Branche, auf die es die Investoren aus China abgesehen haben. Ein Anliegen, das jedoch häufig auf brüske Ablehnung stößt. So scheiterte etwa die geplante Milliardenbeteiligung am australischen Bergbauriesen Rio Tinto am Widerstand des Managements und der Anteilseigner. Hinter Rio Tinto verbirgt sich einer der ältesten und mächtigsten Minenkonzerne der Welt, gegründet 1873, mit einem Umsatz von knapp 60 Milliarden Dollar im Jahr 2008.

In Peking war man über die Abfuhr nicht erfreut, zumal es nicht die erstewar, die man im Kampf um Aktienanteile einstecken musste.

Die Retourkutsche ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich stand der Verdacht der Wirtschaftsspionage im Raum. Auf Computern von vier in Schanghai verhafteten Rio-Tinto-Angestellten fanden Mitarbeiter des chinesischen Geheimdienstes im Sommer 2009 angeblich belastendes Material. Der Schaden sei beträchtlich, hieß es von offizieller Seite. Die Volksrepublik habe für die Lieferung von Eisenerz in den zurückliegenden Jahren 123 Milliarden Dollar zu viel bezahlt. Ein schwerwiegender Vorwurf, dessen Wahrheitsgehalt allerdings von Experten stark in Zweifel gezogen wurde, weil das Gesamtvolumen der Lieferungen in diesem Zeitraum bei Weitem nicht an eine solche Summe heranreichte.

Der Vorfall zeigt, dass im Wettrennen um die letzten Rohstoffreserven dieser Erde mit zunehmend härteren Bandagen gekämpft wird. Deutlich macht er zugleich aber auch, dass ein gesundes Misstrauen gegenüber potenziellen Investoren aus dem Reich der Mitte durchaus angebracht ist. Auf Dauer werden sich die Giganten der internationalen Bergbauindustrie jedoch nicht dem Druck chinesischer Investoren entziehen können. Auch weil sie auf deren Kapital über kurz oder lang dringend angewiesen sein werden.

Die gesamte Branche befindet sich in einem gewaltigen Umbruch und der Wettkampf der Giganten hat gerade erst begonnen. Die Zahl der Firmenzusammenschlüsse dürfte in den nächsten Jahren deutlich zunehmen. Neue Minenprojekte zählen zu den teuersten Vorhaben in der Wirtschaft überhaupt. Bis ein neues Bergwerk in Betrieb gehen kann, vergehen außerdem 15 bis 20 Jahre. Solche Projekte verschlingen leicht mehrstellige Milliardenbeträge. Bürokratische Hürden und hohe Umweltauflagen treiben die Kosten zusätzlich in die Höhe.

Steigende Rohstoffpreise lassen inzwischen selbst die Ausbeutung von Vorkommen lukrativ erscheinen, die vor Kurzem noch als völlig unrentabel galten. Anfang des 21. Jahrhunderts rückten deshalb erstmals auch die Vorkommen der Tiefsee und an den abschmelzenden Polkappen ins Visier der Exploratoren. Regionen, deren Rohstoffreichtum, obwohl bis heute noch nicht einmal richtig erforscht, als äußerst vielversprechend gilt. Einig sind sich die Experten allerdings schon jetzt darüber, dass das Heben dieser Schätze Unsummen verschlingen wird und nur mit einem gigantischen technischen Aufwand zu bewältigen sein wird.

Indische Hochzeit

Jedes Jahr, von Dezember bis Februar, herrscht in Indien der Ausnahmezustand. Ein Meer von Blumen und Lichter, wohin man blickt. Kaum ein Festsaal, der nicht mit prächtigen Dekorationen aufwarten kann. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Hochzeitssaison in vollem Gange ist. Ein Spektakel, das seinesgleichen sucht. Wenn indische Paare sich das Jawort geben, herrscht auch in einer ganz anderen Branche Hochkonjunktur: in der Gold- und Schmuckindustrie. In keinem anderen Land der Erde wird so viel Schmuck gehortet wie auf jenem sagenhaft reichen Subkontinent, der Kolumbus zu seiner Fahrt ins Unbekannte inspirierte und den er doch nie erreichen konnte.

Der Mythos hat nichts von seiner Anziehungskraft verloren: Als die Bollywood-Stars Aishwarya Rai, eine ehemalige Miss World und eine der gefragtesten Schauspielerinnen Indiens, und ihr nicht minder beliebter Kollege Abhishek Bachchan zur Hochzeit des Jahres 2007 luden, geriet ganz Indien in Verzückung. Die beiden gelten als das Traumpaar der indischen Filmindustrie und repräsentieren ungefähr das, was die US-Stars Brad Pitt und Angelina Jolie für Hollywood bedeuten. Gefeierte wurde drei Tage lang, im „engsten Kreis“, mit 350 Gästen. Eine Zahl, die nur noch durch das Aufgebot an Sicherheitskräften überboten wurde. Rein statistisch gesehen kamen auf jeden Gast eineinhalb Wächter.

Die Hochzeit der Bollywood-Stars geriet auch zu einem Festival der Schmuckindustrie. Selbst die Einladungskarten ließ das Paar mit Gold verzieren. Bei der Zeremonie waren Braut und Bräutigam in üppige goldbestickte Gewänder gehüllt. Filigrane Blumenblüten aus purem Gold glänzten im langen geflochtenen Haar der Braut mit langen Reihen von Perlenketten um die Wette. Kunstvoll gearbeitete Bänder aus 22-karätigem Gold, besetzt mit wertvollen Edelsteinen schmückten Rais Hals, Arme und Fußgelenke.

Glamouröse Ausstattungen wie diese sind selbst für indische Verhältnisse selten. Eine angemessene Mitgift der Braut in Form von Goldschmuck und anderen Wertgegenständen gilt jedoch als absolutes Muss für Familien, die ihre Töchter verheiraten wollen. Angesichts dieser äußerst kostspieligen Tradition fangen die meisten Eltern

gleich nach der Geburt einer Tochter an, Gold für das große Ereignis beiseitezulegen. Die Bedingungen einer Hochzeit diktiert ein komplexes System an Standesregeln. Noch heute werden Ehen in den meisten Fällen zwischen Familien arrangiert. Liebesheiraten wie die der Bollywood-Stars Rai und Bachchan bilden eher die Ausnahme.

Bei den meisten Indern hat Gold sogar einen höheren Stellenwert als Geld. Hinter dieser jahrhundertealten Tradition stecken handfeste ökonomische Gründe. Gold dient der wirtschaftlichen Absicherung einer Ehe. Mitgift bedeutet Startkapital und Notgroschen zugleich – in einem Land, in dem es bis vor 30 Jahren kaum andere Möglichkeiten gab, Kapital anzusparen. Entsprechend groß ist die Nachfrage nach dem Edelmetall. Kulturelle und religiöse Gründe spielen dagegen nur eine untergeordnete Rolle.

Die indische Schmuckindustrie saugt schätzungsweise ein Viertel bis die Hälfte der weltweiten Jahresproduktion an Gold auf, was einem Volumen zwischen 500 und 1 000 Tonnen entspricht. Zehn Prozent der gesamten je geförderten Menge des Edelmetalls werden auf dem Subkontinent gehortet. Wenn in Indien geheiratet wird, ist dies also ein Ereignis von globalem Ausmaß. Jedes Jahr im Spätsommer und im Herbst steigt der Bedarf in Indien sprunghaft an. Ein Schub, der sich regelmäßig auch an den internationalen Rohstoffbörsen bemerkbar macht, wo die Goldnotierungen zeitweise merklich anziehen.

Obwohl die Nachfrage nach Gold zu Anlagezwecken seit Beginn des 21. Jahrhunderts deutlich zugenommen hat, gilt die Schmuckindustrie nach wie vor als wichtigster Abnehmer für das Edelmetall. 160 000 Tonnen Gold wurden bislang in der Geschichte der Menschheit geschürft. Die Hälfte davon wurde zu Schmuck verarbeitet. Weitere zwölf Prozent wurden zu Kunstgegenständen. Immerhin 16 Prozent befinden sich in Form von Goldbarren oder -münzen in Privatbesitz. An zweiter Stelle auf der Abnehmerseite finden sich die nationalen Zentralbanken, die zusammen knapp 30 000 Tonnen Gold halten. Eines darf man bei aller Wertschätzung, die dem Edelmetall entgegengebracht wird, nicht übersehen: Seinen eigentlichen Wert bezieht es nach wie vor daraus, dass sich Millionen von Männern und Frauen gern damit schmücken.

Phönix aus der Asche?

Die Geschichte der Menschheit ist von Anbeginn an eng verknüpft mit dem Edelmetall – eine Beziehung mit vielen Höhen und Tiefen. Gold spielt eine tragende Rolle in unzähligen Tragödien. Es beflügelt die Fantasie der Menschen, weckt Begehrlichkeiten und verleiht Macht. Zugleich vermittelt es aber auch ein Gefühl der Sicherheit, besonders in Zeiten, in denen nichts mehr sicher scheint. Einigen, wie den alten Ägyptern, galt es gar als Bindeglied zwischen Diesseits und Jenseits, als Wegbereiter in eine bessere Welt.

Über die Jahrtausende hinweg hat Gold nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Anfang des 21. Jahrhunderts steht das Edelmetall möglicherweise vor einem neuen großen Comeback. In einer Zeit, die von einer Reihe schwerer Wirtschafts- und Finanzkrisen geprägt ist und in der das Vertrauen in das Funktionieren von Märkten und Währungssystemen schwer erschüttert wurde. Was liegt da näher, als Zuflucht in Altbewährtem zu suchen, in einem vermeintlich sicheren Hafen, der Gold heißt? Doch wie sicher ist dieser Ankerplatz tatsächlich? Hält er, was sein Mythos verspricht, oder ist vielleicht alles nur schöner Schein, eine große Illusion?

Um es gleich vorwegzunehmen: Diese Frage wird sich nicht mit letzter Gewissheit beantworten lassen, solange sich die Erde dreht und die Menschen sich vom schimmernden Glanz des Edelmetalls faszinieren lassen. Das Ende der Geschichte liegt in ferner Zukunft. Doch es gibt zumindest Wegweiser in der langen Historie des Edelmetalls, die Aufschluss darüber geben können, wohin die Reise vielleicht gehen wird und welche Gefahren unterwegs lauern.

Nehmen wir König Midas, der auf der Suche nach Weisheit vom rechten Weg abkam. Das Streben nach Gold schien ihm plötzlich wichtiger als jenes nach geistiger Erleuchtung. Beinahe jedes Mittel war ihm recht, um diesen Wunsch zu erfüllen. Am Ziel glaubte er sich, als ihm die göttliche Gabe verliehen wurde, alles in Gold zu verwandeln, was er berührte – ein Wunsch mit fatalen Folgen. Erst als er kurz vor dem Verhungern und Verdursten war und ungewollt seine Tochter in eine Goldstatue verwandelte, erkannte er seinen Fehler. Midas hatte Glück. Die Götter zeigten Nachsicht und befreiten ihn von seiner

unheilvollen Fähigkeit, ließen ihm aber trotzdem sein Gold, womit sie ihn der Legende nach zu einem der reichsten Männer seiner Zeit machten.

Andere hatten weniger Glück, wie der Lyder Krösus, der mit seinem Goldmünzensystem den Grundstein für die Währungssysteme legte, die wir heute kennen. Auch er glaubte fest daran, dass der Besitz des Edelmetalls das höchste Gut auf Erden sei. Bis er alles verlor, nicht nur seinen Reichtum, sondern auch Macht und Land und beinahe auch sein Leben. Erst dieser Verlust lehrte ihn, dass er die falschen Prioritäten gesetzt hatte, und Krösus war dankbar dafür, dass ihn die siegreichen Perser in letzter Sekunde vor dem Tod bewahrten.

Für Caesar, einen der mächtigsten Männer der Welt, war Gold dagegen nur Mittel zum Zweck. Ihm ging es um Macht und darum, das Römische Reich auszuweiten. Skrupellos raubte er Gallien und Spanien aus und finanzierte so seinen Aufstieg – ein Leben, das von Neid, Missgunst und Intrigen geprägt war und schließlich mit 23 Dolchstichen von seinen Widersachern beendet wurde. Caesar gilt bis heute als eine der schillerndsten und mächtigsten Figuren der Weltgeschichte. Ohne seine Reformen wäre das Römische Reich vielleicht schon viel früher auseinandergebrochen. Caesars Gold sicherte somit Roms Anspruch als führende Weltmacht der damaligen Zeit. Ein Modell, das sich auch in der Zukunft bewähren sollte: Knapp 2 000 Jahre später übernahmen die Vereinigten Staaten diese Führungsrolle. Den Ausschlag dafür gab nicht zuletzt der immense Goldschatz in den Tresoren der Nationalbank, der Amerika damals zum größten Geldgeber der internationalen Staatengemeinschaft machte.

Auch Hitlers Terrorregime war dringend auf Edelmetall angewiesen, vor allem um eine martialische Kriegsmaschinerie in Gang zu halten. Der Zweite Weltkrieg wäre vermutlich viel früher zu Ende gewesen ohne den Nachschub an Gold, den sich die Nazis bei Raubzügen in ganz Europa und bei der verfolgten jüdischen Bevölkerung beschafften. Die Gier nach Gold und Reichtum stachelte Japans Machthaber zu unvorstellbaren Gräueltaten an. Die Armee des kleinen Inselstaates terrorisierte die Bevölkerung von zwölf asiatischen Ländern über vier Jahrzehnte hinweg. Schätze von unvorstellbarem Wert verschwanden – Reichtümer, deren Verbleib zum Teil bis heute ungeklärt ist.

Gold schuf enge Bande, ohne die die Weltwirtschaft heute vielleicht anders aussähe. Den Anstoß dafür gab Krösus mit seiner Goldmünzenwährung. Er schuf ein Zahlungsmittel, das allgemeine Anerkennung über die Grenzen hinweg fand, eine der grundlegenden Bedingungen für einen florierenden Handel zwischen Ländern und Kontinenten.

Doch der Wohlstand erwies sich immer wieder als vergänglich. Das Gold der Inkas und Azteken verhalf dem spanischen Königshaus im 16. Jahrhundert zum Aufstieg zur mächtigsten Nation Europas. Doch der plötzliche Zustrom an Kapital brachte die Wirtschaft des Landes völlig aus dem Gleichgewicht. Der prächtige Hofstaat und das Volk lebten so über ihre Verhältnisse, dass selbst das aus der Neuen Welt massenhaft herbeigeschaffte Gold nicht ausreichte, um die Kosten zu decken. Philipp II. schlitterte geradewegs in den ersten großen Staatsbankrott der Geschichte und löste damit eine unheilvolle Kettenreaktion aus, die seine Gläubiger in anderen Ländern in schwere Nöte brachte.

Seinen Status als Weltwährung bekam Gold eher zufällig verliehen, als England Anfang des 19. Jahrhunderts den Goldstandard einführte und damit seine Edelmetallbestände zur Basis für seine Geldpolitik machte. Das Königreich, damals führende Weltmacht, schuf damit eine Basis, die andere Nationen zwangsläufig übernehmen mussten, wollten sie weiter mit der Supermacht der damaligen Zeit im Geschäft bleiben. Der Goldstandard diente dazu, eine schädliche Geldentwertung zu verhindern, die immer mehr um sich griff, weil Herrscher ihre Notenpressen anwarfen, um ihre leeren Staatskassen aufzufüllen. Auch heute noch eine weitverbreitete Methode zur Sanierung maroder Finanzhaushalte. Der zweifelhafte Erfolg war stets derselbe: Die nationale Währung verlor an Wert. Die Inflation ging zulasten der Bevölkerung und ließ die Wirtschaft schrumpfen.

Mit der Bindung an den Goldstandard wurde die Weltwirtschaft aber auch an die Kette gelegt. Im Gegensatz zu Geld lässt sich Gold nicht unbegrenzt vermehren. Die Vorkommen sind begrenzt. Die knappen Goldreserven dämpften bis zur endgültigen Aufgabe des Goldstandards 1971 daher immer wieder die Expansion der Wirtschaft. So geschehen auch 1929 nach dem großen Krach an der Wall Street. Die Schockwelle war rund um den Globus zu spüren. Sie stürzte

die Weltwirtschaft in eine große Depression und legte auch die Saat für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Das Dilemma liegt auf der Hand. Eine Goldwährung bremst das Wachstum. Ein vom Edelmetall befreites System neigt zu Übertreibungen und zu Blasenbildungen, wie der Zusammenbruch des New-Economy-Booms zu Beginn des 21. Jahrhunderts und die wenig später folgende Finanzmarktkrise zeigen. Diese Blasen wurden letztendlich verursacht durch ein unkontrolliertes Geldmengenwachstum, vor allem in den USA, in Kombination mit einer undurchsichtigen und leichtfertigen Kreditvergabe. Ein Karussell, das sich schneller und schneller drehte. Die erste Bank, die es aus der Kurve warf, war 2008 die US-Investmentbank Lehman Brothers. Dies markierte den Beginn einer tief greifenden Krise, die zahlreiche Opfer fordern sollte.

Die große Herausforderung besteht also darin, die Geldmenge so zu kontrollieren, dass ein gesundes Maß an Wachstum möglich ist. Doch was ist gesund und wie lässt sich dies erreichen? Es häufen sich die Stimmen, die für die Lösung des Problems eine Rückkehr zum Goldstandard für unabdingbar halten. Doch es gibt berechnete Zweifel, ob ein solches Vorhaben unter den veränderten wirtschaftlichen und politischen Bedingungen überhaupt umsetzbar wäre.

Seit US-Präsident Nixon den Goldstandard 1971 zu Grabe trug, fristet Gold ein Schattendasein. Wer braucht schon einen sicheren Hafen, wenn die Aktienbörsen dieser Welt satte Kursgewinne versprechen? Edelmetall wirft keine Rendite ab, im Gegensatz zu Investitionen in Wertpapiere, die mit einer Dividende ausgestattet sind. Wer zu Beginn der 80er-Jahre in Gold investierte, kann heute keinen großen Wertzuwachs vorweisen. 1980 kostete das Edelmetall 850 Dollar je Feinunze, also etwa ein Drittel weniger als Mitte des Jahres 2010, als der Kurs um die Marke von 1 200 Dollar pendelte. Berücksichtigt man, dass sich seitdem die Lebenshaltungskosten mindestens verdoppelt haben, wird klar, dass die Edelmetallinvestition unter dem Strich sogar ein Verlustgeschäft war. Am deutschen Aktienmarkt dagegen verzehnfachte sich das eingesetzte Kapital in diesem Zeitraum beinahe: 1980 stand der deutsche Leitindex bei 600 Punkten, im Sommer 2010 bei 6 200 Zählern.

Nach dem Aus für den Goldstandard verloren viele Anleger rasch das Interesse, die Notierungen des einst so begehrten Rohstoffs fielen

ins Bodenlose. Ganz in Vergessenheit geriet das Edelmetall aber nie. Es ruft sich immer dann ins Gedächtnis der Menschen, wenn am Horizont der Weltwirtschaft Gewitterwolken aufziehen. So ließen die Ölkrisen der 70er-Jahre den Goldpreis vorübergehend auf Rekordhöhen von 850 Dollar je Feinunze schießen. Kaum hatte sich das Unwetter verzogen, folgte der tiefe Absturz auf 250 Dollar, von dem sich das Edelmetall nur sehr zögerlich erholte.

Nach dem Zusammenbruch der Lehman-Bank 2008 setzte der Goldkurs zu einem weiteren Höhenflug an, der zunächst aber an der 1 000-Dollar-Marke scheiterte. Erstmals seit der großen Weltwirtschaftskrise vor mehr als 80 Jahren bildeten sich lange Menschen-schlangen vor den Bankschaltern in den USA, Deutschland und vielen anderen Ländern. Das dort angelegte Geld schien plötzlich nicht mehr sicher. Die Nachfrage nach Goldbarren und Goldmünzen zu Anlagezwecken stieg sprunghaft an. Ein Zeichen dafür, dass das Vertrauen in die Geldwertstabilität nachhaltig erschüttert war.

Die Wirtschaftskrise ist auch eine Dollar-Krise. Die US-Währung, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Gold in seiner Funktion als Weltwährung ablöste, zeigt schwere Zerfallerscheinungen. Seine Daseinsberechtigung als Leitwährung ist damit infragegestellt. Zu lange nutzten die Vereinigten Staaten ihre Sonderstellung aus. Das Land lebte auf Kosten anderer Nationen, allen voran China, des größten Gläubigers Amerikas. Für die Volksrepublik eine verzwickte Situation. Angesichts gewaltiger Reserven von 2,2 Billionen Dollar hat gerade China ein sehr großes Interesse an einem stabilen Dollar.

Doch der Druck wächst, ein neues stabiles Weltwährungssystem zu schaffen. Es muss nach dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem Aufstieg Chinas zur Wirtschaftsmacht auch den veränderten politischen und ökonomischen Verhältnissen Rechnung tragen. Womit wir wieder beim Ausgangspunkt der Frage wären, welche Rolle Gold in Zukunft spielen könnte. Eine Rückkehr zum alten Goldstandard ist kaum vorstellbar. Die Weltwirtschaft wuchs gerade in den vergangenen 100 Jahren viel stärker als die Menge an Gold, die in den Minen rund um den Globus gefördert wurde. Die vorhandenen Reserven reichen deshalb realistisch betrachtet nicht für eine Währungsdeckung aus. Um eine solche Absicherung zumindest theoretisch zu erreichen, müsste der Goldpreis ausgehend von einer Basis bei 900 Dollar min-

destens um ein 40-Faches höher liegen. Was ernsthaft niemand wollen kann. Man stelle sich nur die Auswirkungen auf die Schmuckindustrie vor, den größten Abnehmer der Goldproduzenten. Nicht nur für Millionen von Indern wäre das Edelmetall plötzlich unerschwinglich. Gold würde unweigerlich ganz aus dem Alltag verschwinden, weil es schlicht zu wertvoll wäre, um es an Hals, Finger oder Handgelenk spazieren zu tragen.

Damit wird deutlich, dass Gold allenfalls Teil einer Währungs- lösung sein kann, die beispielsweise auch andere Rohstoffe heranzieht, um eine verlässliche Basis für ein neues Weltwährungssystem zu schaffen. Aber auch eine solche Lösung birgt unwägbare Risiken: Rohstoffe sind Verbrauchsgüter, deren Reserven und Reichweite durch die Natur limitiert sind. Gleichzeitig steigen die Förderkosten, weil die Produzenten leicht erreichbare Vorkommen bereits ausgebeutet haben. Bergbaukonzerne müssen mehr und mehr Geld ausgeben, um schwer zugängliche Lagerstätten auszubeuten.

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Robert Mundell gehört zu denen, die davon überzeugt sind, dass Gold trotz dieser Hindernisse vor einem Comeback steht, allerdings mit Einschränkungen: „Gold wird im 21. Jahrhundert wieder Teil eines internationalen Währungssystems sein, aber nicht in der Form wie in der Vergangenheit“, schrieb er bereits 1997 in einem Aufsatz, also lange bevor die Weltwirtschaft in eine neue schwere Krise schlitterte. Welche Bedeutung Gold in Zukunft haben wird, hängt ganz entscheidend davon ab, wie ein neues stabiles Währungs- und Finanzsystem aussehen wird, ob überhaupt und, wenn ja, welche Rolle das Edelmetall darin spielt.

Ein erneuter Absturz droht dem Goldpreis dann, wenn sich Mundell irren sollte und Politik und Wirtschaft sich gegen das Edelmetall als Währungsstütze entscheiden sollten. Dann müssten die nationalen Notenbanken darüber entscheiden, wie sie in Zukunft mit ihren Goldreserven umgehen, die immerhin knapp 20 Prozent des weltweiten Bestandes ausmachen – ein riesiger Berg an totem Kapital, dessen Lager- und Sicherungskosten jedes Jahr Unsummen verschlingen. Noch gibt es einen Beschluss der führenden Zentralbanken, in den nächsten Jahren keine größeren Mengen an Gold auf den Markt zu werfen. Das stabilisiert den Goldpreis. Doch im Jahr 2015 läuft dieses Stillhalteabkommen aus. Dann könnte es zu grö-

ßeren Verkäufen kommen und dies würde unweigerlich einen neuen Kursrutsch auslösen. Der sichere Hafen Gold könnte sich dann rasch als reißender Fluss mit gefährlichen Untiefen erweisen.

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass Gold allein um seiner selbst willen völlig nutzlos ist. Dem Verdurstenden in der Wüste nützen die Goldmünzen in seiner Tasche nichts, wenn das rettende Wasser in unerreichbarer Ferne liegt. In einigen afrikanischen Ländern war Salz lange Zeit so rar und wertvoll, dass es gegen Gold aufgewogen wurde. Dem in der Gegend vorkommenden Edelmetall schenkten die Bewohner nur deshalb Beachtung, weil es ihnen als Tauschmittel dazu verhalf, an das lebensnotwendige Salz zu kommen.

Trotzdem hat kein anderer Rohstoff die Menschen von Beginn an so fasziniert, dass sie damit begannen, sich selbst, ihre Häuser, Tempel und Altäre zu schmücken. Die Mächtigen versuchten es für ihre Zwecke einzusetzen, um ihre Überlegenheit zu demonstrieren, Ansehen und Reichtum zu mehren – und ihre Macht auszuweiten. Möglich ist dies alles nur, weil der Glanz des Edelmetalls alle Menschen gleichermaßen fasziniert und so ein stillschweigender Konsens über seinen Wert herrscht. In dieser Funktion ist Gold einzigartig und hebt sich von allen anderen Rohstoffen ab. Doch Gold nützt nur demjenigen, der es versteht, ihm einen besonderen Nutzen abzugewinnen, sei es nun als Schmuck oder Zahlungsmittel. Dass sich aber allein mit dem Besitz des Edelmetalls Sicherheit und Wohlstand schaffen lassen, ist wohl eine der größten und gefährlichsten Illusionen, der sich die Menschen in den vergangenen Jahrtausenden immer wieder hingaben.

Symbole der Macht: Diamanten und andere edle Steine

Die Tränen der Götter

*„Die ganze Majestät der Natur ist auf kleinstem Raum
in den Edelsteinen zusammengedrängt,
und ein einziger genügt,
um darin das Meisterwerk der Schöpfung zu erkennen.“*

(Plinius der Ältere)

Edelsteine, allen voran der Diamant, beflügeln von jeher die Fantasie der Menschen, noch mehr als Gold und andere Edelmetalle. So werden den kostbaren Mineralien nicht nur magische, sondern auch heilende Kräfte zugesprochen. Lange Zeit war ihr Besitz nur den Mächtigen und Reichen vorbehalten. Für das normale Volk waren sie unerreichbar. Um die glitzernden Preziosen ranken sich unzählige Mythen und Legenden – vielfältig, wie die Kulturkreise, denen sie entstammen. So sahen die alten Griechen in ihnen die Freudentränen der Götter des Olymps, nachdem diese in einem langen zermürbenden Kampf die Titanen besiegt hatten. Als die Tränen aus den Höhen des Olymps auf die Erde tropften, sollen sie sich in Saphire, Smaragde und andere Edelsteine verwandelt haben.

Fantasievoll und bunt ist auch die Schöpfungsgeschichte, die aus Indien überliefert ist. Demnach wuchsen Diamant, Rubin und Co. aus den zerschmetterten Gliedmaßen eines Dämons, der in einen Hinterhalt der Götter geriet und getötet wurde. Als seine Bezwinger die unerwartete Beute an sich rafften und sich mit einem flugtauglichen Gefährt aus dem Staub machen wollten, überschätzten sie wohl das Gewicht der Ladung. Bei ihrer wilden Fahrt in luftiger Höhe verloren sie einen großen Teil ihres Schatzes. Dort, wo die wertvollen Steine auf die Erde fielen, wuchsen von nun an Edelsteine – so weit die indische Variante.

Ägypter und Babylonier sahen in den bunt schimmernden Steinen die Kräfte der Sonne gebündelt, die ihnen heilig war. Sie entwickelten ein System mit zwölf Tierkreiszeichen, denen sie jeweils eine Edelsteinart zuordneten. Wer sich damit schmückte, dem sollten sie Glück bringen. Dem jüdischen *Talmud* zufolge trug Abraham einen Edelstein um den Hals, der Kranke heilen konnte. Die Kleiderordnung für die Hohepriester des Alten Testaments sah dergleichen mehr vor. Die Diener Gottes waren angehalten, einen kunstvoll gewirkten Schurz zu tragen, der mit zwölf verschiedenen Edelsteinen besetzt war. Jeder einzelne von ihnen stand für einen der israelitischen Stämme.

Die wohl bekannteste Benediktinerin, Hildegard von Bingen, die sich um 1100 nach Christus intensiv mit Mystik und Heilkunde beschäftigte, entwickelte ihre ganz eigene Theorie: „... wo allzu heftige Sonnenglut herrscht, entstehen die Edelsteine“, schreibt sie in ihrem vierten Buch von den Steinen. Sie kam damit der Wahrheit erstaunlich nahe. In den von ihr beschriebenen Regionen speien die Berge Feuer. Dort, wo es mit Wasser zusammentrifft, entsteht ihrer Vorstellung nach ein Schaum aus feuerflüssigem Stein. „Nun bleibt hier der Schaum haften und erstarrt während dreier oder vier Tagen ... Je nach diesen Tagesstunden bekommt der Schlamm Farbe und Kräfte und wird zu Edelsteinen verhärtet ...“, erklärt sie weiter.

Wie viele andere Gelehrte vor ihr glaubte Hildegard von Bingen an die heilenden Kräfte von Edelsteinen, was sie heute zu einer Ikone für viele Esoterikanhänger macht. Eine Theorie, der 1 000 Jahre zuvor bereits der römische Geschichtsschreiber Plinius der Ältere auf der Spur war. Allerdings konnte es sich der nicht verkneifen, den einen oder anderen verbalen Seitenhieb zu verteilen. Die geschilderten „Wunderkräfte“, die einzelnen Steinen zugeschrieben wurden, erschienen ihm wohl – zumindest in einigen Fällen – doch zu abenteuerlich. Selbst Kirchenfürsten waren nicht gegen diesen Aberglauben gefeit. Angeblich ließ sich Papst Clemens VII. Mitte des 16. Jahrhunderts noch kurz vor seinem Tod eine Medizin aus pulverisierten Edelsteinen und Perlen mischen, für die unglaubliche Summe von 40 000 Golddukaten – was in der Neuzeit ungefähr einem Gegenwert von drei Millionen Euro entspricht.

Die Faszination der Edelsteine machte auch vor Dichtern und Denkern nicht Halt. In den Werken von William Shakespeare finden

sich unzählige Hinweise auf Diamanten und andere Luxusmineralien. Johann Wolfgang von Goethe bekannte sich ebenfalls offen zu seiner Leidenschaft, im zweiten Teil des *Faust* schrieb er: „... und Haufen Goldes waren mein, am herrlichsten der Edelstein; nur der Smaragd allein verdient, dass er an deinem Herzen grünt“.

Die Schatztruhen der Herrschenden waren über Jahrtausende gut gefüllt mit wertvollen Juwelen. Bis heute gibt es nur wenige Gelegenheiten, bei denen auch Normalbürger einen Blick auf die sonst so sorgsam unter Verschluss gehaltenen Glanzstücke erhaschen können. Etwa dann, wenn Krönungen oder Hochzeiten anstehen. Im tristen Nachkriegs-England muss es ein überwältigender Anblick gewesen sein, als die angehende britische Königin, Elisabeth II., in Westminster Abbey Zepter und Krone in Empfang nahm. Ein Ereignis, das von der Presse in all seinen Einzelheiten dokumentiert wurde. Menschenmengen säumten die Straßenränder der Londoner City. Jeder hoffte, einen Blick auf das frisch gekrönte Haupt zu erhaschen.

Als die junge Königin die Kathedrale verließ, trug sie allein auf dem Kopfein atemberaubendes Vermögen: die Imperial State Crown, besetzt mit 2 868 Diamanten, 273 Perlen, 17 Saphiren, elf Smaragden und fünf Rubinen. Darunter der berühmte „Cullinan II“, der zu den größten geschliffenen Diamanten der Welt zählt. Er war Teil eines ursprünglich mehr als 600 Gramm schweren Ausnahmesteins, der fünf Jahrzehnte zuvor in der damaligen britischen Kolonie Transvaal in Südafrika gefunden wurde. Ausgesuchte Experten zerlegten ihn später in mehr als 100 Teile, eine höchst riskante Arbeit, bei der schon eine falsche Bewegung reicht, um den Stein in tausend Stücke zerspringen zu lassen. Die zwei wertvollsten Diamanten daraus sind in die britischen Kronjuwelen eingearbeitet. Ein ungewöhnlich großer, tropfenförmig geschliffener Stein – „Cullinan I“, besser bekannt als „großer Stern von Afrika“ – ziert das Zepter.

Teurer Kohlenstoff

Dabei ist das Glitzern und Funkeln eigentlich nicht mehr als eine optische Täuschung. Rein physikalisch bestehen Edelsteine aus simplem Kohlenstoff, also jenem Material, das mit am häufigsten nicht nur auf der Erde, sondern im ganzen Universum vorkommt. Einige Wissenschaftler vermuten sogar, dass erkaltete Riesensterne in den Tiefen des Weltraums teilweise kilometerdicke Diamantschichten tragen. Eine solche Häufung sucht man auf dem Blauen Planeten allerdings vergeblich. Damit die Massen von unscheinbarem Kohlenstoff ein kleines Naturwunder hervorbringen, bedarfes besonderer Umstände. Edelsteine sind Mineralien, die nur unter extremen Bedingungen, also hohem Druck und hohen Temperaturen entstehen. Solche Prozesse laufen in der Regel tief im Erdinneren ab. So entstehen Diamanten etwa 150 Kilometer unter der Erdoberfläche bei Temperaturen von bis zu 1 400 Grad Celsius. An die Oberfläche gelangen sie, wenn diamanthaltige Gesteinsschichten wie Kimberlit durch Vulkanschlote nach oben gedrückt werden und die wertvolle Fracht aus der Tiefe so in abbaubare Reichweite gelangt. Moderne Diamantminen erreichen immerhin Tiefen von bis zu 1 000 Metern.

Auch viele andere Edelsteinarten wie Saphir, Rubin oder Topas entstehen auf diese Weise. Unter der erkalteten, kilometerdicken Erdkruste brodelt eine Art Ursuppe von Mineralien. Steigt Magma auf und kühlt ab, formieren sich Kristalle. Das Besondere bei Edelsteinen: Sie bilden dabei streng symmetrische Strukturen, mit ein Grund für ihre Reinheit und Klarheit. Stimmen Druck und Temperaturen, können solche Kristalle aber auch in bereits bestehenden Gesteinsschichten „wachsen“, was etwa bei Granaten und Smaragden der Fall ist. Opale, Türkise oder Malachite dagegen bilden sich, wenn heißes Magma an die Erdoberfläche gelangt und dort verdampft.

Auch bei der Entstehung von Bergkristallen, blauem Lapislazuli oder Achat, die weit häufiger in der Natur vorkommen, laufen ähnliche Prozesse ab. Allerdings weisen sie eine geringere chemische Reinheit auf. Außerdem sind sie weicher und meist auch nicht klar. Was die als Schmucksteine kategorisierten Mineralien weniger wertvoll macht und von Edelsteinen unterscheidet.

Es sind meist minimale Spuren von Metallen, die Juwelen in den unterschiedlichsten Farben funkeln lassen. So enthält ein Smaragd Spuren von Chrom. Dem Metall verdankt er sein kräftig-grünes Funkeln. Allein der Diamant besteht aus reinem Kohlenstoff, was ihn zum unumstrittenen König unter den Edelsteinen macht. Einzigartig ist er auch in anderer Hinsicht: Der Diamant gilt als härtester Stoff, der in der Natur zu finden ist. Der Mann, dem die Nachwelt diese Entdeckung verdankt, ist der deutsche Chemiker und Physiker Friedrich Mohs, der 1802 einen verlockenden Auftrag aus Wien erhielt. Er sollte dort für den exzentrischen Bankier J. F. van der Nüll dessen umfangreiche Juwelensammlung ordnen und beschreiben.

Mohs stellte die bis dahin gültigen Regeln der Wissenschaft infrage und wählte einen ganz neuen Weg für die Kategorisierung. Es waren vor allem die physikalischen Eigenschaften der Steine, die ihn interessierten, also ihre Härte, spezifisches Gewicht und Spaltbarkeit. Bis zu diesem Zeitpunkt galt die chemische Zusammensetzung als entscheidendes Merkmal für die Analyse. Der Wissenschaftler fand heraus, dass sich mit härteren Edelsteinen Kratzer in weichere machen lassen. Der einzige, bei dem ihm das nicht gelang, war der Diamant. Mohs sortierte auf diese Weise Nülls kostbare Sammlung. Was der Bankier von den diversen Kratzspuren an seinen Juwelen hielt, ist allerdings nicht überliefert.

Mohs' Karriere schienen die Versuche nicht geschadet zu haben. Er wurde zehn Jahre später als Professor für Mineralogie an die Universität Graz berufen, wo er die Systematik der mohsschen Härteskala aufstellte, die nach dem Prinzip „harte Stoffe ritzen weiche“ funktioniert. Auf einer Skala von eins bis zehn ordnete er unterschiedlichste Mineralien ein. Auf der untersten Stufe findet sich mit einem Härtegrad von eins Talg wieder, auf Platz sieben steht Quarz, ein Mineral, das so hart ist, dass man damit Glas ritzen kann. Ganz oben rangiert der Diamant, das härteste natürlich vorkommende Mineral auf der Erde. Mohs' Systematik hat bis heute Bestand.

Funkelnde Schönheiten werden aus den seltenen Mineralien allerdings erst nach vielen Arbeitsschritten. Naturbelassene Edelsteine wirken meist völlig unspektakulär und sind für Laien kaum als solche erkennbar. Erst Schneiden, Schleifen und Polieren bringen den Kern der rohen Steine so richtig zum Strahlen. Eine entscheidende

Rolle spielt dabei das Facettieren, bei dem unzählige glatte Flächen, sogenannte Facetten, in den Stein geschliffen werden. Sie werden so zueinander angeordnet, dass sich das Licht vielfach darin brechen kann. Zu den bekanntesten Schliffarten zählt der Brillantschliff mit mindestens 57 Facetten. Der ebenfalls weitverbreitete Tafelschliff besteht aus 32 Facetten auf der Oberseite und 24 Facetten auf der Unterseite. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren bereits mehr als 50 verschiedene Schliffarten bekannt.

Die Kunst des Schleifens von farbigen Edelsteinen beherrschten Juweliere schon in vorchristlicher Zeit. Nur der Diamant galt lange Zeit wegen seiner Härte als nicht bearbeitbar. Wann und wo der erste Diamant geschliffen wurde, lässt sich nicht mehr genau feststellen. Experten sind sich jedoch einig, dass der Durchbruch etwa um das Jahr 1430 gelang, vermutlich zeitgleich in Europa und Indien. Offiziell wird die Erfindung des Diamantschliffs dem Belgier Lodewyk van Berquem im Jahr 1476 zugeschrieben. Zu jener Zeit gab es jedoch bereits zahlreiche Diamantschleifereien in Süddeutschland, Flandern, Venedig und Indien. Van Berquem gilt jedoch als Begründer der traditionsreichen und mächtigen Schmuckindustrie im belgischen Antwerpen. Die Stadt gilt bis heute als Zentrum des Diamantenhandels in Europa.

Doch was ist ein solcher Stein überhaupt wert? Eine Frage, die nicht so einfach zu klären und selbst unter Fachleuten umstritten ist. Die Standardantwort mancher Experten lautet deshalb: „So viel, wie jemand bereit ist, dafür zu zahlen.“ Immerhin sind es gleich vier Eigenschaften, die den Wert eines Diamanten bestimmen, die berühmten vier C-Kriterien. Die Abkürzungen resultieren aus englischen Bezeichnungen und stehen für Carat, Cut, Clarity und Colour – also Gewicht, Zuschnitt, Klarheit und Farbschattierung. Die Karatzahl steht für das Gewicht eines Diamanten, wobei ein Karat 0,2 Gramm entspricht. Doch erst der richtige Zuschnitt und ein optimaler Schliff bringen ihn so richtig zum Leuchten. Angestrebt wird dabei ein Optimum an Brillanz und Farbzerlegung. Ein entscheidendes Kriterium für den Wert eines Steines ist auch seine Klarheit. Nur die wenigsten Diamanten gelten als lupenrein, viele von ihnen haben kaum sichtbare Veränderungen, die als Einschlüsse bezeichnet werden. Für das Prädikat „lupenrein“ muss ein Stein selbst bei zehnfacher Vergrößerung ein völlig klares Bild zeigen. Eine große Rolle spielt daneben die

Farbschattierung des Edelsteins. Dabei geht es um feinste Nuancen, die in der Regel nur Experten richtig einordnen können. Die Farbskala eines Diamanten reicht von hochfeinem Weiß bis zu Tönungen in Gelb, Blau oder Rosa.

Adamas, der Unbezwingbare

Er ist der unumstrittene Herrscher in der Welt der Edelsteine, der schönste und härteste von allen: der Diamant. Ein besonderer Stein, dem seit jeher ungewöhnliche Kräfte zugeschrieben werden. Auch in der griechischen Mythologie kommt ihm eine Ausnahmestellung zu, die sich in seinem Namen ausdrückt – Adamas, der Unbezwingbare. Ein Begriff, der in der Antike doppeldeutig war und sowohl für den Diamanten als auch für Eisen verwendet wurde. Darauf dürfte der Irrtum zurückgehen, dass der Edelstein magnetische Kräfte besitzen soll. Ein Gerücht, das sich hartnäckig bis ins hohe Mittelalter hielt.

Bei den alten Römern war der kostbarste aller Steine ebenfalls hoch geschätzt, trotz seiner vermeintlichen Unscheinbarkeit – die Technik des Schleifens war damals noch nicht erfunden. Sie nutzten ihn als Talisman, aber auch als Handwerkszeug, wegen seiner Härte war er bestens geeignet für Gravierarbeiten.

Wann und wo Menschen die ersten Diamanten in Händen hielten, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben. Wahrscheinlich geschah dies irgendwo in Indien oder an der Südwestküste Afrikas, wo das aufgewühlte Meer die wertvollen Steine haufenweise an Land spülte. Seit gut einem Jahrhundert werden sie dort unter großen Anstrengungen aus dem heißen Wüstensand geklaubt und neuerdings auch vom Meeresboden geborgen. Wahrscheinlich ist auch, dass die Menschen der Frühzeit die unscheinbaren schwarzen oder milchglasigen Steine gleich wieder wegwarfen, weil sie im Überlebenskampf völlig nutzlos waren.

Die offizielle Geschichtsschreibung der Diamanten beginnt auf dem indischen Subkontinent. Als einer der ältesten Steine in den Händen von Menschen gilt der Überlieferung nach der Koh-i-Noor, ein Diamant von 110 Karat, der inzwischen Teil der britischen Kronjuwelen ist. Seine Historie reicht angeblich mehr als 5 000 Jahre

zurück. Der Überlieferung nach stritten sich schon Hindu-Götter um den ungewöhnlich großen Stein, wie es in einem Sanskrit-Epos heißt. Beweisen lässt sich das freilich nicht. Forscher gehen davon aus, dass er ursprünglich in Kollur, einem alten Diamantenabbaugebiet im Südosten Indiens, gefunden wurde.

Der von Mythen umrankte Stein weckte die Begehrlichkeiten von Herrschern in Orient und Okzident. Um in seinen Besitz zu gelangen, schien ihnen beinahe jedes Mittel recht zu sein. Anfang des 14. Jahrhunderts wurde er dem Raja von Malwa gestohlen. Wenig später tauchte der Diamant in Delhi auf, wo er den damals weltbekannten Pfauenthron schmückte. Als der Schah von Persien gut 400 Jahre später Delhi eroberte, setzte er alles daran, das seltene Stück in seine Hand zu bekommen. Angebliche verriet eine abtrünnige Haremsdame des Maharadschas, dass dieser den wertvollen Stein in seinem Turban versteckt hielt. Der Schah schlug seinem Widersacher daraufhin einen Turbantausch vor, sozusagen als Akt der Versöhnung und Freundschaft. Eine Geste, der sich der Maharadscha nicht verweigern konnte.

Die Freude des Schahs an seinem Schatz währte nur kurz. Bald darauf wurde er ermordet und der Koh-i-Noor wanderte in die Schatzkammern des Punjab-Reichs, eine Region, die im heutigen Grenzgebiet von Pakistan und Indien liegt. Das Reich wurde 1849 von den Briten annektiert und ging in den Besitz der Britischen Ostindien-Kompanie über, die den Koh-i-Noor kurz darauf Königin Victoria als Geschenk überreichte. Die Herrscherin des Vereinigten Königreichs ließ den Stein erst einmal neu schleifen, weil er ihrer Ansicht nach zu wenig Feuer hatte. Aus einem 186-Karäter wurde so ein Stein von nur noch 110 Karat. Als Königin Mary 1911 den britischen Thron bestieg, schmückte der sagenumwobene Stein aus Indien ihre Krone.

Auffällig ist, dass schon die alten Inder dem Diamanten eine viel höhere Wertschätzung beimaßen als anderen Edelsteinen. Er galt ihnen als der wertvollste aller irdischen und göttlichen Schätze. In frühzeitlichen Schriften finden sich bereits um 300 vor Christus Hinweise auf einen florierenden Diamantenhandel. In einem aus dieser Zeit stammenden Staatsrechtslehrbuch werden sogar detailliert Steuerabgaben und Ausfuhrzölle benannt. Eine Abschrift wurde von einem Wissenschaftler vor gut 100 Jahren wiederentdeckt. Sie gibt tiefen

Einblick in die Staatsführung der damaligen Zeit und offenbart auch die Schattenseiten des vorchristlichen Diamantenbooms. Über viele Jahrhunderte war Indien der Hauptlieferant für die kostbaren Glanzstücke, die auch an den europäischen Höfen hoch geschätzt wurden – bis die Vorkommen im 18. Jahrhundert weitgehend erschöpft waren und die Eroberer Südamerikas auf größere Diamantenvorkommen in Brasilien stießen und später die Funde in Südafrika hinzukamen.

Historische Aufzeichnungen belegen, dass die Verhältnisse in den altertümlichen Diamantenminen barbarisch gewesen sein müssen. Ein französischer Reisender berichtete Mitte des 17. Jahrhunderts von einer indischen Diamantenmine, in der knapp 70 000 Menschen unter erbärmlichen Umständen beschäftigt waren, die meisten von ihnen als Leibeigene, Mitglieder der untersten Kasten der Gesellschaft. Tatsächlich dürfte die Zahl der Zwangsarbeiter in ganz Indien zu dieser Zeit bei mehreren Hunderttausend gelegen haben. Die Entdeckung eines neuen Diamantenfeldes kam für die in dem Gebiet lebende Bevölkerung einer Katastrophe gleich. Bis dahin freie Bauern wurden zur Arbeit in den Minen gezwungen, einschließlich ihrer Frauen und Kinder, für einen Hungerlohn, der kaum ausreichte, um die Familien zu ernähren.

Die Herrscher Indiens schwelgten in unvorstellbarem Reichtum, allein ihnen war der Besitz der kostbaren Edelsteine vorbehalten. Der Diamantenabbau war streng geregelt. Abbaurechte konnte nur der König vergeben, der zugleich auch immer einen Großteil der Ausbeute für sich beanspruchte. Das Monopol für die Förderung lag bis Anfang des 16. Jahrhunderts in den Händen indischer Großfürsten. Den Handel mit Europa kontrollierten Perser und Araber, bis der Expansionsdrang der Portugiesen dieser alten Tradition ein Ende setzte. Der Seefahrer Vasco da Gama hatte kurz zuvor, im Jahr 1498, den Seeweg nach Indien entdeckt. Das ließ die Ausfuhr von Diamanten nach Europasprunghaft ansteigen und hebelte Zwischenhändler im Orient aus. Goa an der Westküste Indiens wurde zum Hauptumschlagplatz für den indischen Exportschlag. Die Zwischenhändler des Orients waren somit ausgeschaltet, was dem portugiesischen Königshaus riesige Gewinnspannen im europäischen Diamantenhandel sicherte. Wichtigster Einfuhrhafen war Lissabon. Von dort ging die begehrte Ware meist direkt nach Belgien. Dort hatten sich in Antwerpen die

besten Schleifereien Europas etabliert. Später kamen auch London und Amsterdam dazu.

Doch erst als 1725 in der portugiesischen Kolonie Brasilien neue große Diamantvorkommen entdeckt wurden, war die Vormachtstellung Indiens endgültig gebrochen. Zu einer Zeit, als die indischen Minen ihren Zenit längst überschritten hatten und die Ausbeute drastisch zurückging. Experten schätzten, dass bis dahin auf dem Subkontinent über Jahrhunderte hinweg mehr als 30 Millionen Karat Rohdiamanten gefördert worden waren.

Lange Zeit war der Diamant ein Luxusgut, das ausschließlich dem Adel und einer wohlhabenden Bürgerschicht vorbehalten war. So verbot etwa Kaiser Karl VI. dem „gemeinen Volk“, sich mit Edelsteinen zu schmücken. Ein Recht, auf das auch seine Tochter, die österreichische Kaiserin Maria Theresia, später vehement pochte. Dem setzte jedoch vor gut 150 Jahren ein Zufallsfund in Südafrika endgültig ein Ende, als ein Bauer am Oranje-Fluss einen kieselsteingroßen Diamanten entdeckte. Das Ereignis löste den ersten großen Diamantenrausch der Geschichte aus. Glücksritter aus der ganzen Welt strömten in das karge Land am Süzipfel Afrikas. Es war zugleich der Beginn einer hoch industrialisierten Förderung, die den Diamanten schließlich zu einem Massenprodukt machte – und die deutschstämmige Oppenheimer-Dynastie zu einer der mächtigsten Familien der Welt. Ernest Oppenheimer formte aus dem De-Beers-Konzern das, was er heute noch ist: einen Quasimonopolisten im Diamantenhandel. Als Marilyn Monroe 1953 in der Hollywood-Komödie *Blondinen bevorzugt* „Diamonds Are a Girl's Best Friend“ ins Mikrofon hauchte, war dies die beste Reklame für De Beers. Der Ein- oder Zweikaräter am Finger gilt seitdem als Muss für Millionen von Frauen in der gesamten westlichen Welt.

Der Hoflieferant

Der Franzose Jean-Baptiste Tavernier war ein unruhiger Geist mit einer großen Leidenschaft für Diamanten und andere Edelsteine. Sein Name wäre vermutlich längst in Vergessenheit geraten, wären nicht berühmte Steine wie der „Blue Hope“ durch seine Hände gegangen. Ein Diamant, der nicht nur wegen seiner Größe, sondern vor allem wegen seiner ungewöhnlichen blauen Farbe legendär ist. Tavernier war nicht nur Edelsteinspezialist, sondern vor allem versierter Handelsreisender. Im 17. Jahrhundert kannte er sich im Orient und besonders in Indien so gut aus wie kaum ein anderer Europäer. Er genoss das Vertrauen der europäischen Aristokratie und indischer Großmoguln gleichermaßen. Diese Sonderstellung erlaubte es ihm, nahezu alle großen Herrscherhäuser Europas mit Luxusmineralien aus fernen Ländern zu versorgen.

Tavernier war der Sohn eines protestantischen Geografen und Graveurs aus Antwerpen, der nach Frankreich auswanderte und in Paris einen Handel mit Landkarten aufbaute. Das Fernweh erfasste Tavernier bereits in jungen Jahren, inspiriert durch die exotischen Reiseberichte, die er im Laden seines Vaters las. Mit 16 Jahren hatte er bereits England, die Niederlande und Deutschland bereist. Mit 25 Jahren hielt er sich erstmals in Konstantinopel auf, dem heutigen Istanbul. Es folgten mehrere Reisen nach Persien und Indien, die zu jener Zeit Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch nahmen. Von jeder dieser Reisen brachte er eindrucksvolle Edelsteine mit, die er bei seiner Rückkehr mit großem Gewinn verkaufte.

Auch am Hof des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. ging Tavernier ein und aus. Der für seine Prunksucht bekannte Herrscher fand großen Gefallen an dem kleinen untersetzten Mann, der so zuverlässig seine maßlose Gier nach Diamanten zu befriedigen wusste. Wie grotesk der Selbstdarstellungsdrang des Sonnenkönigs war, zeigt sein öffentliches Auftreten anlässlich der Geburt des Thronfolgers, den Günter Wermusch in seinem Buch *Adamas* beschreibt:

„Der König war als Römer gekleidet. Sein Wams war aus Silberbrokat mit Gold und großen Diamanten bestickt. Die äußeren Ecken des Halskragens, der ebenfalls aus Silberbrokat und 44 Diamantrosen

zusammengesetzt war, wurde mit Diamantspangen zusammengehalten ... Drei außerordentlich breite, mit 120 Diamantrosen besetzte Streifen bildeten den Gürtel dieses prächtigen Panzers. Auf dem Kopf trug er einen silbernen Helm mit goldenen Blättern, der mit zwei großen Diamanten, zwölf weiteren Diamanten geschmückt war. ... Der Säbel war dermaßen mit Diamanten bedeckt, dass man kaum das Gold darunter hervorleuchten sah ...“

Ludwig XIV. schätzte Tavernier so sehr, dass er ihn in den Adelsstand erheben ließ, als dieser ihm 1668 den prächtigsten aller bis dahin bekannten Diamanten überreichte, den „French Blue“, heute besser bekannt als „Blue Hope“. Der Sonnenkönig trennte sich nur selten von dem wertvollen Stück. Bei zeremoniellen Anlässen trug er den blauen Stein stets an einem Band um den Hals. Experten schätzten seinen Wert mittlerweile auf 250 Millionen Dollar.

Ähnlich wie dem Koh-i-Noor wird auch dem Blue Hope eine wechselvolle Geschichte nachgesagt, bei der Wahrheit und Dichtung weit auseinanderliegen. Der Überlieferung nach schmückte der 45 Karat schwere Diamant einst die Statue der indischen Gottheit Vishnu. Nachdem ihm der Stein geraubt wurde, soll Vishnu ihn mit einem Fluch belegt haben. Jedem, der ihn besaß, sollte er Unglück bringen. Zumindest für Ludwig XVI., einen der Nachfolger des Sonnenkönigs, traf dies ansatzweise zu. Allerdings war er gut 40 Jahre im Besitz des Steins, bevor er unter dem Fallbeil starb. Schuld an seinem Tod dürfte weniger Vishnus Fluch gewesen sein als vielmehr die Tatsache, dass er jahrzehntelang das französische Volk schikanierte und auspresste, um seine Prunksucht zu finanzieren.

Tavernier dagegen behauptete stets, er habe den Stein im Seitenarm eines Flusses bei einer Reise durch Indien gefunden. Geschadet hat ihm der Fund offensichtlich nicht. Der Edelsteinhändler erreichte für die damalige Zeit ein hohes Alter und starb mit 80 Jahren während einer Reise in Moskau.

In den Wirren der Französischen Revolution verschwand der blaue Diamant. Erst drei Jahrzehnte später, 1830, tauchte er in London wieder auf, wo er von dem britischen Bankier Henry Philip Hope für 18 000 Pfund gekauft wurde. Zumindest das, was von ihm noch übrig war: Experten vermuten, dass der „French Blue“ nach seinem Raub in zwei Stücke aufgespalten wurde, um seine Herkunft zu verschleiern.

Danach wechselte der Stein mehrfach den Besitzer, bevor er Mitte des vergangenen Jahrhunderts vom berühmten New Yorker Diamantenhändler Harry Winston erworben wurde. Dieser vermachte ihn schließlich der Smithsonian Institution als Geschenk, wo Besucher das Ausstellungsstück bewundern können.

Angestachelt durch die fantastischen Berichte vom glamourösen Leben am Hof des Sonnenkönigs wollte auch August der Starke nicht zurückstehen. Mit Neid blickte der sächsische Kurfürst von Dresden aus nach Westen, wo der Hof von Versailles in Prunk und Überfluss schwelgte. Zutiefst beeindruckt von den Beschreibungen der kostbaren Kostüme des Sonnenkönigs wollte auch er nicht zurückstehen und schmückte seine Festkleider ebenfalls mit Diamanten. Im Laufe seiner Regentschaft gab er horrenden Beträge für Edelsteine und Unsummen für seine Frauen aus. Die Liaison mit seiner Mätresse, der Reichsgräfin von Cosel, soll ihn mehrere Millionen Taler gekostet haben.

August der Starke lebte wie andere Herrscher seiner Zeit über seine Verhältnisse. Zwar war Sachsen zu dieser Zeit wohlhabend. In den Minen des Landes wurden Silber, Zinn und andere Bodenschätze gefördert. Die Landwirtschaft florierte. Doch die Einkaufsorgien des Landesfürsten strapazierten die Staatskasse über Gebühr. Das Land stand mehrfach kurz vor dem Bankrott. Was den Landesfürsten nicht davon abhielt, den großzügigen Kunstmäzen zu geben und aufwendige Bauprojekte wie Schloss Pillnitz und vieles mehr in Auftrag zu geben. Dass dieser Luxus seinen Preis hatte, interessierte ihn wenig. Das bekam auch sein Hofjuwelier Johann Melchior Dinglinger immer wieder schmerzlich zu spüren.

Dem 1664 in Biberach geborenen Kunstschmied waren die Ausschweifungen seines Dienstherrn wohl unheimlich. Als er um seine Ausreise nach England bat, behagte das August dem Starken gar nicht. Er übte sanften Druck aus und lockte mit Versprechungen. Dinglinger blieb und wurde von seinem Kurfürsten auf harte Proben gestellt.

Als eines seiner Meisterwerke gilt das goldene „Kaffeezeug“, ein Service, das August beim ihm in Auftrag gab. Als der Hofjuwelier das kostbare Geschirr schließlich nach vier Jahren fertiggestellt hatte, musste er samt seiner zerbrechlichen Ware über Stock und Stein mit einer Pferdekutsche bis nach Warschau reisen – August war inzwischen König von Polen und hatte sich das Recht ausbedungen, als Erster

einen Blick auf das Kunstwerk zu werfen. Dinglinger präsentierte seinem Kurfürsten nicht nur ein prunkvolles Service, in dem 5 600 Diamanten und große Mengen an Gold verarbeitet waren, sondern auch eine Rechnung über 50 000 Taler. Doch der Krieg mit Schweden hatte ein großes Loch in die Kasse gerissen. Vier Jahre lang musste der Hofjuwelier auf die erste Ratenzahlung warten.

Dass Dinglinger solche Ausfälle überstehen konnte, zeugt davon, dass er ein sehr wohlhabender Mann gewesen sein muss und ein sparsamer Schwabe obendrein. In seiner Werkstatt beschäftigte er 14 Gesellen. Auch die Beschaffung von Diamanten, Gold und anderen Luxusmaterialien verschlang Unsummen.

Vor der wohl größten Herausforderung stand der Meister, als August der Starke, angetan von den Berichten Taverniers über den Prunk an den indischen Höfen, eine Miniaturnachbildung der sagenumwobenen Pfauenthronszenerie in Auftrag gab. Im Original ein mit Blattgold und 26 733 Edelsteinen verzierter Stuhl, der einst den Herrschern von Nordindien als Thronessel diente. Sieben Jahre nahm die Arbeit an der Miniaturszenerie in Anspruch, die den Geburtstag des Großmoguls Aureng-Zeb darstellen sollte. Materialbedarf: 5 223 Diamanten, 189 Rubine, 175 Smaragde, ein Saphir, 53 Perlen und Gold, viel Gold. Dinglinger, der sein Kunstwerk „Hofstaat zu Delhi“ taufte, gelang damit eines der bedeutendsten Werke der barocken Juwelierkunst. Gemessen am Aufwand nahm sich seine Rechnung mit knapp 59 000 Talern noch relativ moderat aus. Ein Betrag, der ungefähr dem Jahressold von 1 000 Beamten entsprach. Trotzdem vergingen erneut mehr als zehn Jahre, bis Dinglinger ausgezahlt war.

Auch der russische Zar Peter I. wusste seine Arbeiten zu schätzen und gab mehrere Aufträge an den Hofjuwelier des sächsischen Kurfürsten. Seine Begeisterung für Dinglinger war so groß, dass er es bei einem Besuch in Dresden ablehnte, in der Residenz zu wohnen. Er zog es vor, im Haus des Kunsthandwerkers Quartier zu beziehen. Was diesen vor die nur schwer zu lösende Aufgabe stellte, dem verwöhnten Monarchen allen erdenklichen Luxus zu bieten. Als Dinglinger 1731 starb, wurde er mit einer feierlichen Bestattungszeremonie geehrt, die sonst nur Adeligen vorbehalten war. Seinen Nachfahren hinterließ der Hofjuwelier, der fünfmal verheiratet war und 26 Kinder hatte, trotz der Unzuverlässigkeit seines größten Auftraggebers ein kleines

Vermögen. In seinem Testament ist eine Summe von knapp 70 000 Talern aufgeführt.

Diebe, Fälscher und Betrüger

Das lukrative Geschäft mit den Glitzersteinen übte immer schon eine magische Anziehungskraft auf Diebe, Betrüger und Fälscher aus. Häufig hatten sie nur allzu leichtes Spiel. Wie Mitte des 18. Jahrhunderts der geheimnisvolle Graf von Saint Germain, dessen tatsächliche Herkunft ungeklärt bleibt. Voltaire, der französische Philosoph, bezeichnete ihn respektvoll als „den Mann, der alles weiß und niemals stirbt“. Für andere war er schlicht ein Scharlatan, der die Gutgläubigkeit seiner Mitmenschen schamlos ausnutzte. Saint Germain trug sicher seinen Teil zur Legendenbildung um seine Person bei. Er bezeichnete sich wahlweise als Abenteurer, Geheimagent, Alchemist, Komponist und Wanderer zwischen den Welten, dem Alter und Tod nichts anhaben können.

Zeitgenossen beschreiben ihn als Mann mit geschliffenen Umgangsformen, der fließend Italienisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch sprach und sich auch auf Altgriechisch und Latein verstand. Selbst Casanova, ebenfalls gerissener Blender, zollte dem Grafen in seinen Memoiren Respekt:

„Er gab sich in jeder Hinsicht als Wunderknabe. Er wollte verblüffen und verblüffte auch tatsächlich. Er hatte eine entschiedene Art zu sprechen, die jedoch nicht missfiel, denn er war gelehrt, sprach fließend alle Sprachen, war sehr musikalisch, ein großer Kenner der Chemie, besaß angenehme Züge und verstand es, sich bei allen Frauen beliebt zu machen.“

Auch mit Edelsteinen kannte sich Saint Germain aus. Angeblich wollte er herausgefunden haben, wie sich lästige Einschlüsse in Diamanten entfernen lassen, die den Wert erheblich mindern können. Mit diesem Versprechen gelang es ihm sogar, den französischen König Ludwig XV. und dessen Mätresse, Madame Pompadour, zu beeindrucken. Ihm wurde prompt ein wertvoller Stein mit Schönheitsfehler zur „Reparatur“ überlassen. Einige Zeit später soll der Graf zum Erstaunen des ganzen Hofstaates einen lupenreinen Stein vorgelegt

haben. Alles nur ein Trick? Feststellen lässt sich das heute nicht mehr. Tatsache ist jedoch, dass Methoden wie die Lasertechnik, mit der ein solcher Makel zumindest abgemildert werden kann, zur damaligen Zeit noch nicht existierten.

Begeistert von den magischen Händen des Grafen ließ ihm der König in einem Schösschen bei Versailles ein Labor einrichten. Dort experimentierte der Günstling des Monarchen unter anderem damit, kleinere Diamanten zu einem großen zu verschmelzen. Offenbar lieferte er auch immer wieder Proben ab, die Ludwig XV. zufriedenstellten. Von den Damen am Hof wurde er umschwärmt, weil er – so behauptete er zumindest – im Besitz eines Elixiers war, das den Alterungsprozess stoppen konnte. Als er in eine politische Intrige verwickelt wurde, musste er Frankreich fluchtartig verlassen und tauchte in den Niederlanden unter. Später verkehrte er in Freimaurerzirkeln und verbreitete, er sei der Sohn eines transsylvanischen Fürsten. Madame Pompadour setzte unterdessen das Gerücht in Umlauf, er sei ein unehelicher Abkömmling des Königs von Portugal.

Der Mann, der angeblich 2 000 Jahre alt wurde, starb offiziell am 27. Februar 1784 in Eckernförde. Sein Grab wurde später von einer Sturmflut weggespült. Seine Lebensgeschichte lieferte Stoff für zahlreiche Erzählungen und Romane. Unter anderem setzte ihm der deutsche Schriftsteller Karl May, der selbst immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt geriet, mit der Erzählung „Ein Fürst des Schwindels“ ein literarisches Denkmal.

Der französische Hof von Versailles liefert auch die Kulisse für den spektakulärsten Diamantenraub jener Zeit. Der Fall weitete sich sogar zu einer Staatsaffäre aus, die schließlich zum Sturz von Ludwig XVI. und seiner Gattin Marie Antoinette beitrug. Eine zentrale Rolle in der Intrige spielte ein früherer Intimus des Grafen von Saint Germain: Auch Alessandro Graf von Cagliostro war nicht der, der er vorgab zu sein. Der Italiener hieß mit bürgerlichem Namen Giuseppe Balsamo und stammte ursprünglich aus Palermo. Doch dank seines geschmeidigen Auftretens und seiner vermeintlich makellosen Herkunft verschaffte er sich Zutritt zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Beim deutschen, russischen und französischen Adel war er gern gesehener Gast – auch weil er glaubhaft versichern konnte, er sei Goldmacher.

Die Geschichte, die sich in Paris um 1780 abspielte und als Halsbandaffäre bekannt wurde, gilt als Meisterwerk des höfischen Intrigenspiels. Im Mittelpunkt stand ein Diamantcollier im Wert von 160 000 Livres, was heute ungefähr einem Wert von fünf Millionen Euro gleichkäme. Gefertigt wurde das prächtige Schmuckstück von den Pariser Juwelieren Böhmer und Bassenge. Bestellt hatte es einst der verstorbene König Ludwig XV. für eine seiner Mätressen. Ein nicht gerade preiswertes Unikat, an dem nach seinem Tod aber niemand mehr Interesse zeigte, nicht einmal die prunksüchtige Marie Antoinette. Bis auf Cagliostro, der sich inzwischen mit der Hochstaplerin Jeanne de Lamotte, einer falschen Comtesse, zusammengetan hatte.

Die beiden heckten einen perfiden Plan aus, um das teure Stück in ihren Besitz zu bringen. Zu ihrem Werkzeug machten sie den ahnungslosen Kardinal de Rohan, dem nachgesagt wurde, dass er gern Erster Minister von Frankreich geworden wäre. Er setzte deshalb alles daran, die Gunst von Marie Antoinette zu gewinnen. Die Comtesse de Lamotte erschlich sich das Vertrauen des Kardinals, wurde seine Geliebte und überzeugte ihn schließlich, dass sie entscheidenden Einfluss auf die Königin habe. Zum Beweis legte sie Briefe vor, die Cagliostro gefälscht hatte. Rohan, der misstrauisch war, forderte ein heimliches Treffen mit der Königin. Der falsche Graf und seine Komplizin engagierten eine Prostituierte, die Marie Antoinette zum Verwechseln ähnlich sah, und arrangierten ein nächtliches Treffen im Schlosspark. Die Maskerade war ein Erfolg. Die falsche Königin gestand Rohan ihre Zuneigung und Loyalität. Die letzten Zweifel des Kardinals waren beseitigt.

Damit war der Boden bereitet. Für die Lamotte war es nun nicht mehr schwer, den Kardinal zu überreden, das wertvolle Diamantcollier zu erwerben. Den Auftrag dafür habe sie direkt von der Königin, die auch die Rechnung in Raten begleichen werde, versicherte sie dem Ahnungslosen. Der holte das Collier bei den Pariser Juwelieren ab und händigte es kurz darauf einem Vertrauten der falschen Comtesse aus, der sich als Diener von Marie Antoinette ausgab. Als die erste Ratenzahlung fällig wurde, flog der ganze Schwindel auf. Die Königin beharrte darauf, dass sie nie ein Diamantcollier erhalten, geschweige denn bestellt habe. Zu diesem Zeitpunkt war die Lamotte längst geflohen. Die Diamanten aus dem Halsband hatte sie einzeln verkauft.

Der Rat von Frankreichs Justizminister, die Angelegenheit möglichst geräuschlos zu lösen, stieß jedoch beim König auf taube Ohren. Die Königin war empört und forderte den Kopf des Kardinals, der kurz darauf verhaftet wurde. Eine Entscheidung, die selbst die engsten Verbündeten gegen das Königspaar aufbrachte. Der Klerus und das Volk tobten, weil der König es gewagt hatte, ein Kirchenoberhaupt wie einen Dieb ins Gefängnis zu werfen. Sogar der Papst intervenierte und verlangte die sofortige Freilassung Rohans.

Das Volk unterstellte der Königin, die wegen ihrer hemmungslosen Verschwendungssucht ohnehin verhasst war, sie sei selbst am Betrug beteiligt gewesen. Dies alles geschah zu einer Zeit, als das Land unter einer schweren finanziellen Krise litt. In der Staatskasse klaffte nach dem Krieg gegen die Engländer um die Vorherrschaft in Nordamerika ein tiefes Loch. Der Versailler Hofstaat, allen voran die Königin, hielt trotz allem am äußerst aufwendigen Lebensstil fest.

Als schließlich das Parlament den Kardinal freisprach, war der Imageschaden, den das Königspaar durch die Affäre erlitten hatte, nicht mehr zu reparieren. Drei Jahre später brach die Französische Revolution aus. Marie Antoinette starb 1793 unter der Guillotine. Der falschen Comtesse brachte das wertvolle Diamantcollier wenig Glück. Sie wurde gefasst, als Diebin gebrandmarkt und zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilt. Trotzdem konnte sie entkommen und nach London fliehen. Dort fiel sie kurz nach ihrer Ankunft bei einem wilden Gelage betrunken aus dem Fenster und brach sich das Genick. Der falsche Graf Cagliostro zog sich dagegen geschickt aus der Affäre und entging einer Verurteilung. Er verließ Frankreich. In Rom, wo er eine Loge gründete, wurde er allerdings kurz darauf wegen Ketzerei inhaftiert und zu lebenslanger Haft in der Engelsburg verurteilt.

Der von den Bourbonen-Königen zusammengetragene Edelsteinschatz verschwand wenige Jahre später in den Wirren der Französischen Revolution, mit ihm der bereits erwähnte „French Blue“ – das, was von ihm übrig blieb, ist im Washingtoner Smithsonian zu sehen. Zwar wurde ein Teil der Täter gefasst und zum Tode verurteilt. Der Großteil der Beute blieb jedoch verschwunden. Ohnehin muss man an dieser Stelle festhalten, dass die meisten großen und wertvollen Edelsteine im Besitz europäischer Königshäuser eher zweifelhafter Herkunft waren. Was nichts anderes heißt, als dass sie zuvor min-

destens einmal gestohlen oder geraubt worden waren. Spektakuläre Diamanten gingen meist durch viele Hände, und nicht jeder Besitzer trennte sich freiwillig von seinem Schatz. Mangels anderer Quellen hatten die Juwelen in der Regel ihren Ursprung irgendwo in Indien. Den Weg nach Europa fanden sie auf verschlungenen Pfaden, sodass sich die tatsächlichen Besitzverhältnisse kaum klären ließen. So genau wollte dies aber sowieso niemand wissen.

Die Aussicht auf hohe Gewinne lockte stets auch Fälscher an. Schon in alten indischen Schriften wird vor Täuschung und Betrug gewarnt. In der Renaissance verhängte das wohlhabende Venedig gegen Edelsteinfälscher drastische Strafen. 1487 verkündete das „Consiglio dei Dieci“, der Gerichtshof des Stadtstaates, dass jedem Fälscher lebenslange Verbannung drohe und ihm außerdem die Hand abgeschlagen werden solle. Häufig bedurfte es aber noch nicht einmal einer Fälschung, um gutgläubige Käufer zu täuschen. Schon im Altertum nahm manch ein Käufer einen glasklaren Bergkristall mit nach Hause in der Annahme, er habe soeben einen Diamanten erworben. Im Laufe der Jahre wurden außerdem die synthetischen Verfahren zur Herstellung von künstlichen Edelsteinen verfeinert, die auch in ihrer Härte dem Diamanten sehr nahe kommen, wie etwa das Kunstprodukt Zirkonia. Wird Zirkoniumoxidpulver bei rund 2 000 Grad Celsius geschmolzen und mit Yttrium- oder Kalziumoxid angereichert, bildet sich nach dem Abkühlen eine kubische Kristallstruktur. In seinen optischen Qualitäten kommt jedoch der Moissanit von allen Imitaten dem Diamanten am nächsten. Siliciumcarbid wird dafür bei sehr hohen Temperaturen mit Quarzsand verschmolzen.

Über solche Techniken verfügten die Fälscher früherer Zeiten zwar nicht, doch auch sie zeigten großen Erfindergeist. Sie wussten, wie man minderwertige Schmucksteine in wertvolle Diamanten oder andere Edelsteine verwandelte, indem man sie mit Tinkturen, Farben und Ölen behandelte. Dass sich mit simplen Tricks selbst in der Neuzeit noch Edelsteinexperten wie die eines bekannten New Yorker Auktionshauses täuschen lassen, zeigt das folgende Beispiel. Gauner schafften es dort vor einigen Jahren, einen zur Versteigerung bestimmten, rosafarbenen Diamanten unbemerkt gegen ein Imitat auszutauschen. Der Wert des Originals wurde auf 250 000 Dollar geschätzt. Die Täuschung fiel zunächst nicht auf, weil die Betrüger dem

nachgemachten Stein mit einem Hauch von rosafarbenem Nagellack einen täuschend echten Anstrich verpasst hatten.

Weitaus spektakulärer klingt jedoch die Meldung, die am 18. Februar 2003 von der Nachrichtenagentur AP verbreitet wurde:

„In Antwerpen ist der mutmaßlich größte Diamantendiebstahl aller Zeit entdeckt worden. Wie die belgische Polizei am Dienstag mitteilte, wird der Wert der aus dem Diamantenzentrum entwendeten Edelsteine auf mehrere Millionen Euro geschätzt. Die Täter hatten 123 der 160 Tresore im Hochsicherheitskeller des Zentrums ausgeräumt.“

Die knappe Notiz bedeutete für das Zentrum des europäischen Diamantenhandels eine Katastrophe. Später war von einem Schaden die Rede, der bei 100 Millionen Dollar in Gold, Juwelen und Diamanten lag. Der Coup an sich hatte Filmformat. Der Tresor galt als absolut einbruchssicher. Die Täter tauschten unter anderem die Videofilme der Überwachungskameras aus, um den Sicherheitsdienst zu täuschen. Sie überwandern außerdem mehr als zehn Sicherheitseinrichtungen – und scheiterten am Ende an sich selbst.

Ein nervöses Bandenmitglied entleerte einen Sack mit verräterischem Abfall aus dem Raubzug am Rand einer Schnellstraße. Hinweise des Grundstücksbesitzers brachten die Polizei auf die Spur einer italienischen Bande. Vier der fünf Mitglieder wurden nur sieben Tage nach dem Raub verhaftet. Das fünfte wurde nie identifiziert. Die Beute tauchte dagegen nicht wieder auf. Leonardo Notarbartolo, der mutmaßliche Kopf der Bande, dem enge Verbindungen zur sizilianischen Mafianachgesagt werden, wurde zu zehn Jahren Haft verurteilt. Lange Zeit hielt er daran fest, dass er nichts mit dem Raubzug zu tun hatte.

Einige Jahre später gestand er dem Journalisten Joshua Davis: „Ich bin möglicherweise ein Dieb und Lügner.“ Er behauptete sogar, ein Diamantenhändler aus Antwerpen habe den Coup organisiert. Er stellte das Verbrechen als riesigen Versicherungsbetrug dar, denn die Händler hätten die Tresore vor dem Raub geleert. Tatsache ist zumindest, dass die Räuber über viel Insiderwissen verfügten, an das sie alleine so nie gekommen wären.

Der größte Diamantenraub der Geschichte elektrisierte auch Hollywood. Das Studio Paramount Pictures kündigte im Frühjahr 2009 an, der Filmemacher J. J. Abrams werde den Stoff verfilmen.

Womit der Stoff in den Händen eines Fachmanns auf diesem Gebiet gelandet wäre: Abrams wurde bekannt durch die Mission-Impossible-Serie mit US-Schauspieler Tom Cruise in der Hauptrolle.

Verschollen und wieder aufgetaucht

Die Geschichte vieler berühmter Steine ist eng verknüpft mit dem Schicksal der europäischen Herrscherhäuser. Diamanten und andere Edelsteine waren Zeichen von uneingeschränkter Macht, die bei offiziellen Anlässen demonstrativ zur Schau gestellt wurden. Noch nicht einmal, wenn sie ins Feld zogen, trennten sich die Machthaber von ihren Statussymbolen. Ein Phänomen, das auch in der Neuzeit in abgewandelter Form noch zu beobachten ist: Wenn heute ein mächtiger Firmenmagnat darauf setzt, mit dem eigenen Düsenflugzeug oder einer großen Luxusjacht Widersacher einzuschüchtern, erinnert das sehr an das Machtgehebe früherer europäischer Potentaten.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund und Luxemburg, war nicht nur ein Mann mit Machtgelüsten, sondern auch eine imposante Erscheinung, wie ein Gemälde zeigt, das dem niederländischen Maler Rogier van der Weyden zugerechnet wird. Er porträtierte den damals noch jungen Karl als gut aussehenden Mann mit vollem dunklen Haar, großen schwermütigen Augen und vollen Lippen. Seine Leidenschaft für edles Geschmeide wird auf diesem Bildnis allerdings nur angedeutet. Über einem schlichten dunklen Gewand trägt der Herzog lediglich eine Goldkette, eine Collane, die ihn als Mitglied vom Orden des Goldenen Vlieses ausweist.

Doch das Gemälde täuscht. Der ehrgeizige Karl, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, König von Burgund-Lothringen zu werden, lebte Mitte des 15. Jahrhunderts in Pracht und Luxus. Es fiel ihm nicht sonderlich schwer, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Denn zu seinem Herrschaftsgebiet gehörte die Stadt Antwerpen, in der zu jener Zeit das Gewerbe der Diamantenschleifer aufblühte. Auf diesem Weg dürfte wohl auch einer der berühmtesten und größten Diamanten der Welt in seinen Besitz gelangt sein: der „Florentiner“, ein gelb schimmernder Diamant mit einem Gewicht von 138 Karat, der heute als verschollen gilt. Bei offiziellen Anlässen war der Herzog von Kopf bis

Fuß mit Edelsteinen, Perlen und schwerem Goldschmuck behangen. Auch wenn er gegen seine Gegner ins Feld zog, führte er seine Schätze mit sich. Für entsprechenden Komfort sorgten riesige Wohnzelte, in denen es an nichts mangelte. Auf einem vergoldeten Stuhl sitzend soll er seine Besucher empfangen haben. Ihnen präsentierte er stolz seine Errungenschaften, darunter ein Schwert, das mit sieben großen Diamanten, unzähligen Saphiren und Rubinen besetzt war.

Selbst im Kampf trennte er sich nicht von seinen wertvollsten Stücken. Als er im Alter von 43 Jahren in seine letzte Schlacht zog – seine Truppen belagerten die Stadt Nancy –, trug er drei wertvolle Diamanten bei sich. Doch die Lage schien von Beginn an aussichtslos. Das feindliche Heer befand sich zahlenmäßig in der Übermacht. Karl der Kühne ließ trotzdem zum Angriff blasen – und starb im Kriegsgetümmel. Seine Leiche wurde erst Tage später, halb nackt und von Wölfen angefressen, in einem zugefrorenen Teich gefunden. Der Schmuck, den er getragen hatte, darunter der Florentiner, war verschwunden.

Was genau danach mit dem ungewöhnlichen Stein geschehen ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Am wahrscheinlichsten klingt diese Version: Karl verlor den Florentiner im Kampf. Ein Soldat fand ihn auf dem Schlachtfeld, hielt ihn jedoch für Glas und verkaufte ihn für nur einen Gulden an einen Pfarrer, der ihn schließlich an die Stadt Bern veräußerte. Später tauchte der Diamant in Italien auf, im Besitz der mächtigen Medici-Familie in Florenz. Als ihn der bekannte Edelsteinhändler Jean-Baptiste Tavernier dort zu sehen bekam, fertigte dieser erstmals eine genaue Beschreibung an. Mitte des 18. Jahrhunderts landete der Diamant im Besitz der österreichischen Kaiserin Maria Theresia.

Das Ende des Ersten Weltkrieges bedeutete auch den Untergang der Habsburger-Dynastie. Der österreichische Kaiser Karl I. und seine Frau Zita flohen samt Familienschmuck in die Schweiz. Kurz darauf wurde in Österreich der gesamte Besitz der Habsburger beschlagnahmt. Der ehemalige Kaiser war praktisch mittellos. Ihm und seiner Frau blieb nichts anderes übrig, als Teile des Schmucks zu verkaufen. Sie wandten sich an Bruno Steiner, einen ehemaligen Finanzberater des 1914 ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand. Als dieser 1921 den Auftrag erhielt, den Florentiner und andere Edelsteine zu ver-

kaufen, nutzte er die Gelegenheit und verschwand spurlos mit seiner wertvollen Beute. Vom Florentiner ist nur eine einzige Fotografie erhalten. Sie datiert auf 1918 und zeigt ihn als zentralen Stein in einer prunkvollen Hutsperle.

Über seinen Verbleib wird seitdem immer wieder spekuliert. Einige Experten vermuten, dass Steiner ihn in mehrere kleinere Steine aufspalten ließ, die er leichter veräußern konnte. Nur zwei Jahre später tauchte in den USA ein kissenförmiger, knapp 100 Karat schwerer Diamant auf, der den Namen „Schah von Persien“ trug. Es wird vermutet, dass es sich dabei um ein Teilstück des verschwundenen Florentiners handeln könnte. In den 80er-Jahren wurde vom Londoner Auktionshaus Christie's ein Diamant versteigert, auf den die Beschreibung des verschwundenen Steins ebenfalls zutraf. Bevor der Verdacht jedoch geprüft werden konnte, wurde der namenlose Diamant von einem unbekannten Telefonbieter ersteigert, der später nicht mehr festzustellen war.

Dafür tauchte ein anderer berühmter Diamant, der 1931 unter ungeklärten Umständen verschwand, knapp 80 Jahre später wieder unerwartet auf: der „Blaue Wittelsbacher“, der einst die Krone Bayerns zierte. Er gilt als einer der schönsten Diamanten überhaupt, auch wenn er mit einem Gewicht von knapp 36 Karat längst nicht an das des „Sterns von Afrika“ oder anderer großer Steine herankommt. Einzigartig machen ihn vor allem seine seltene naturblaue Färbung und seine außergewöhnliche Reinheit. Doch selbst Experten waren verblüfft, als er am 10. Dezember 2008 bei einer Auktion in London für den Rekordpreis von knapp 19 Millionen Euro den Besitzer wechselte. Die Summe übertraf alle Erwartungen und lag um mehr als das Doppelte über dem Schätzwert. Der Hochkaräter gilt damit als das teuerste Schmuckstück der Welt.

Die Geschichte des Blauen Wittelsbachers ist bewegend. Gefunden wurde der Stein vermutlich im frühen 17. Jahrhundert in Indien, in den Minen des Großmoguls Jahangir. Zu einer Zeit, als die Vorkommen des Landes langsam zur Neige gingen. Auf Umwegen gelangte er schließlich an den Hof des spanischen Königs Philipp IV., der ihn seiner Tochter Teresa schenkte. Ein Ereignis, das vom Hofmaler Diego Velázquez dokumentiert wurde. Auf einem Porträt trägt Teresa ein Halsband mit dem Diamanten. Als sie später den Habsburger Kaiser

Leopold I. heiratet, fällt das Juwel dem österreichischen Kronschatz zu. Durch eine weitere Heirat, die der österreichischen Erzherzogin Maria Amalia mit dem bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht, kommt der Diamant 1712 in den Besitz der Wittelsbacher. Gut 100 Jahre später prangte der Blaue Wittelsbacher als Schlussstein auf der bayerischen Krone.

Das Ende des Ersten Weltkrieges verschiebt auch in Bayern die Machtverhältnisse grundlegend und die Kronjuwelen werden in eine Landesstiftung eingebracht. Als das Adelsgeschlecht, das auf eine 900-jährige Geschichte zurückblickte, in den 30er-Jahren in finanzielle Nöte geriet und um den Verkauf einzelner Stücke bat, stimmte die Regierung zu. Doch der Versuch, das kostbarste Stück in London bei Christie's zu versteigern, schlug fehl. Niemand wollte den Stein kaufen. Die Weltwirtschaft steckte zu dieser Zeit in einer tiefen Rezession. Einen solchen Luxus konnte und wollte sich offenbar niemand leisten.

Der Blaue Wittelsbacher wurde nach der misslungenen Versteigerung nie zurückgeschickt. 30 Jahre blieb er verschwunden. Das Erstaunliche daran: In München schien ihn niemand zu vermissen. Was den Verdacht nahelegt, dass auf verschwiegene Wege doch noch ein Käufer gefunden wurde, der unter allen Umständen anonym bleiben wollte. Als der Diamant 1961 in Antwerpen wieder auftauchte, zeigte man im Hause Wittelsbach kein Interesse. Das Angebot eines Händlers, der den Stein – angeblich für 1,5 Millionen D-Mark – zum Kauf anbot, wurde abgelehnt. Dieser Betrag wurde offiziell nie bestätigt. Ein Juwelier in Hamburg erwarb den Stein und verkaufte ihn kurz darauf an einen Privatmann. Einem hartnäckigen Gerücht zufolge handelte es sich dabei um den deutschen Kaufhaus-Millionär Helmut Horten, der ihn seiner zweiten Frau schenkte, einer Sekretärin, die mehr als 30 Jahre jünger war als er. Sie soll es gewesen sein, die den Stein 2008 bei Christie's zur Versteigerung gab. Was von ihr jedoch nie bestätigt wurde.

Die Versteigerung wurde auch deshalb mit Spannung erwartet, weil viele in Bayern darauf hofften, der Freistaat würde den Blauen Wittelsbacher zurückkaufen und endlich den billigen Glasstein ersetzen, der die Lücke in der bayerischen Krone füllt. Diese Hoffnungen wurden jedoch enttäuscht. Die Situation ähnelte der von 1931.

Die Haushaltskasse Bayerns litt wie damals unter den Folgen einer schweren Finanzkrise. Es galt, mit Milliardenhilfen die Pleite der Bayerischen Landesbank abzuwenden. Für Sentimentalitäten blieb da kein Spielraum.

Ohne die Beteiligung von Bieterern aus Bayern ging der berühmte Diamant schließlich an den britischen Diamantenhändler, Kunstmäzen und Milliardär Laurence Graff. Er gilt als eine der schillerndsten Figuren im internationalen Diamantengeschäft. Zu seinen prominenten Kundinnen zählen die Hotelierin Paris Hilton, Sängerin Kylie Minogue und US-Talkmasterin Oprah Winfrey. Graff, der in der Branche auch als „Diamantenkönig“ bezeichnet wird, hat sich vor allem auf die Verarbeitung von Rohdiamanten spezialisiert.

Seine Karriere begann ganz unten. Mit 14 Jahren verdiente sich der Sohn orthodoxer Juden sein erstes Geld mit Toilettenputzen und als Zeitungsjunge. Als er ins Schmuckgeschäft einstieg, sicherte er seinen Unterhalt zunächst mit dem Kopieren von viktorianischen Ringen und einem 24-Stunden-Reparatur-Service für Schmuck. Danach begann er mit Edelsteinen zu handeln, die er in der ganzen Welt aufkaufte. Seinen Aufstieg zu einem der führenden Diamantenhändler weltweit verdanke er vor allem einem wichtigen Kunden, dem Sultan von Brunei, gestand Graff vor einigen Jahren in einem seiner seltenen Interviews der britischen Zeitschrift *Evening Standard's ES Magazine*.

Ruhiger wurde es um den Blauen Wittelsbacher nach diesem Besitzerwechsel nicht. Als ein halbes Jahr später elegant gekleidete Herren in einer Londoner Filiale des Luxusjuweliers ihre Pistolen zogen, entging der wertvolle Stein nur knapp einem Raub. Offenbar war den dreisten Räubern der Ausnahmestein zu heiß. Dafür ließen sie sich jede Menge anderer wertvoller Schmuckstücke zusammenpacken. Gesamtwert: knapp 50 Millionen Euro. Zwei Wochen nach dem spektakulärsten Juwelenraub Großbritanniens nahm die Polizei drei Verdächtige fest. Mindestens ein Mitglied der Bande war durch DNA-Spuren identifiziert worden.

Die Schatzkammer Brasiliens

MinasGerais gilt als die Schatzkammer Brasiliens. Der bevölkerungsreichste Bundesstaat im Süden des Landes hat ungefähr die Größe Frankreichs und wurde vor allem durch seine Bodenschätze bekannt. Die portugiesischen Eroberer erkannten rasch, welche Reichtümer sich im Boden unter ihren Füßen befanden. Während heute vor allem Eisen, Kohle, Erdöl oder Uran gefördert werden, begannen die Portugiesen zunächst damit, die Goldvorkommen auszubeuten. In Ketten gelegte Sklaven – Indios und Schwarzafrikaner – mussten das Edelmetall mit primitiven Werkzeugen aus den Sedimenten der eiskalten Flüsse herauswaschen.

Den kleinen, glitzernden Steinen, die ihnen dabei gelegentlich in die Hände fielen, maßen ihre Aufseher zunächst wenig Bedeutung bei. In den Hüttenverschlagen der provisorisch errichteten Goldgräbersiedlungen dienten sie den Kartenspielern, um ihre Punktestände festzuhalten, wie der Edelsteinhändler Edwin Streeter in seinem 1898 erschienenen Buch *Precious Stones and Gems* berichtete. Er galt in der viktorianischen Zeit als einer der renommiertesten Vertreter seines Fachs. Streeter genoss kultähnlichen Status über die Branche hinaus, ähnlich wie heute der Londoner „Diamantenkönig“ Graff.

Es vergingen einige Jahre, bis einer der Goldschürfer hinter das Geheimnis der ungewöhnlichen Mineralien kam. Bernardo da Fonseca Lobo war der Pächter eines Goldclaims im Gebiet von Minas Gerais. Er hatte zuvor schon echte Diamanten in Indien gesehen. Deren Ähnlichkeit mit den brasilianischen Steinen war für ihn offensichtlich. Er machte sich auf den Weg nach Portugal, um sie dort zu verkaufen, und erregte großes Aufsehen.

Das Gerücht, dass Fonseca Lobo die ersten großen Diamantvorkommen außerhalb Indiens entdeckt haben könnte, verbreitete sich in Europa mit rasanter Geschwindigkeit. Und es versetzte die Gilde der Diamantenhändler in Angst und Schrecken. Sollte sich der Fund in Brasilien bewahrheiten, würde dies ihr bisheriges Geschäftsmodell ins Wanken bringen. Bislang gab es nur einen wichtigen Lieferanten, und der hieß Indien. Nur wenige Händler kontrollierten den Diamantenhandel mit Europa, und das garantierte enorme Gewinn-

spannen. Nun befürchteten sie einen Preisverfall und den Verlust ihres Monopols.

Nachdem feststand, dass die Diamanten aus Brasilien echt waren, versuchten die Händler, die missliebige Konkurrenz auf ihre Art aus dem Feld zu schlagen. Sie setzten das Gerücht in Umlauf, die Edelsteine aus Südamerika seien von minderwertiger Qualität. Zunächst mit Erfolg. Die Diamanten aus Brasilien erzielten weitaus niedrigere Preise als die aus Indien. Doch die portugiesischen Händler wussten sich zu helfen. Sie umschifften das Problem buchstäblich, indem sie die Steine zunächst nach Goa schickten, Portugals wichtigstem Exporthafen für Diamanten auf dem indischen Subkontinent. So verschleierten sie die Herkunft. In Europa schien sich niemand darüber zu wundern, dass die indischen Minen ihre Produktion schlagartig steigern konnten, obwohl sie eigentlich als ausgeschöpft galten.

Einige der berühmtesten Diamanten der Welt, denen eine indische Herkunft nachgesagt wird, dürften tatsächlich aus Brasilien stammen. Dies könnte auch auf den „Grünen Diamanten“ zutreffen, den August der Starke 1742 erwarb und von seinem Hofjuwelier Johann Melchior Dinglinger in einen Orden einarbeiten ließ. Der 41-Karäter ist heute im Grünen Gewölbe in Dresden ausgestellt. Seine Herkunft lässt sich nur bis London zurückverfolgen, wo der ursprünglich 120 Karat schwere Diamant geschliffen wurde. Der Stein, der als größter grüner Diamant der Welt gilt, verdankt seine einzigartige Farbe natürlichen radioaktiven Spurenelementen.

Eindeutig geklärt ist dagegen der Fundort des „Sterns des Südens“. Als der Luxusjuwelier Cartier den verschollen geglaubten Diamanten 2004 bei der Kunst- und Antiquitätenmesse Biennale des Antiquaires in Paris präsentierte, war die Sensation perfekt. Der streng bewachte Stand wurde von Schaulustigen regelrecht belagert. Sie alle wollten einen Blick auf den 128-Karäter werfen, der Mitte des 19. Jahrhunderts von einer Sklavin in Brasilien gefunden wurde. Bekannt ist der Stern des Südens nicht nur für seine ungewöhnliche Reinheit, sondern auch für seinen seltenen, rosafarbenen Schimmer. Der Sklavin brachte der Fund nicht nur die Freiheit, sondern auch eine lebenslange Rente. Später kaufte der Maharadscha von Baroda den Diamanten und er blieb beinahe ein Jahrhundert im Besitz der Familie. Nach 1934 verlor sich jedoch seine Spur – bis der Stern des

Südens 70 Jahre später in Amsterdam wieder auftauchte und von Cartier gekauft wurde.

Vom Diamantenrausch in Minas Gerais zeugt heute noch ein Ort, der nach den wertvollen Edelsteinen benannt ist. Diamantina liegt auf einem Hochplateau, 1 200 Meter über dem Meeresspiegel. Die UNESCO erklärte das historische Zentrum der Stadt 1999 sogar zum Weltkulturerbe. Die barocke Architektur der Innenstadt gilt als einzigartig in Südamerika.

Die Herrscher Portugals setzten für das Gebiet 1734 eine eigene Verwaltung ein, um einen Teil der Einnahmen abzuschöpfen. Schürfer konnten von der Regierung Abbaulizenzen erwerben und mussten dafür eine Diamantsteuer von 20 Prozent entrichten. Ein Verfahren, das die Behörden nie richtig in den Griff bekamen, weil ein erheblicher Teil der Steine unter der Hand veräußert wurde, um die Zwangsabgabe zu umgehen. 1772 erklärte Portugal den Diamantenhandel schließlich zum staatlichen Monopol, das den privaten Verkauf unter Strafe stellte. Selbst diese drastische Maßnahme zeigte nur mäßigen Erfolg. Lissabon war weit weg. Der Schmuggel nahm weiter zu und korrupte Beamte unternahmen wenig, um ihn zu unterbinden.

Die schmutzige Arbeit auf den Minenfeldern musste ein Heer von Sklaven erledigen. Dies sicherte den Besitzern der Claims hohe Gewinne. Nach Schätzungen von Streeter wurden allein im Gebiet von Minas Gerais bis zum Jahr 1850 Diamanten mit einem Gesamtgewicht von knapp sechs Millionen Karat geborgen, was etwa einem Fünftel der gesamten indischen Förderung der vorhergehenden Jahrhunderte entsprach.

Einige Jahrzehnte nach den Funden von Minas Gerais machte ein Sklave im benachbarten Bahia eine erstaunliche Entdeckung, während er in der Nähe der Küste Vieh hütete. Als er im Sand etwas glitzern sah und einen kleinen funkelnden Stein fand, fing er an mit den Händen zu graben. Angeblich fand er so noch am selben Tag Diamanten mit einem Gesamtgewicht von 700 Karat. Anstatt seinen Fund abzuliefern, machte sich der Sklave davon. Als er versuchte, die Steine in der nächstgelegenen Stadt zu verkaufen, erregte das größtes Misstrauen. Er wurde verhaftet und wieder seinem Besitzer übergeben. Der ließ den Sklaven frei, nachdem dieser ihm den Fundort preisgegeben hat-

te. Die Nachricht über die Neuentdeckung verbreitete sich rasch. In kürzester Zeit strömten 5 000 bis 6 000 Diamantensucher nach Bahia. Allein 1849 wurden dort Diamanten mit einem Gesamtgewicht von knapp einer Million Karat gefördert.

Beinahe 150 Jahre lang dominierte Brasilien den Diamantenmarkt. Nie zuvor waren so große Mengen an Diamanten nach Europa gelangt. Die einst den Herrschenden vorbehaltenen Juwelen fanden neuen Absatz in einer wachsenden Schicht wohlhabender Bürger und Fabrikanten. Die Dominanz Brasiliens wurde erst gebrochen, als 1870 die erste Lieferung mit Rohdiamanten aus Südafrika eintraf. Es war der Beginn einer neuen Ära, in der die begehrten Steine endgültig zu einer industriell geförderten Massenware wurden.

Das wertvollste Grundstück der Welt

Der größte Diamantenrausch der Geschichte kündigte sich unspektakulär an. Es war an einem heißen Tag 1867 in Südafrika. Die Sonne hatte gerade den Zenit erreicht. Eine drückende Hitze lag über dem Oranje-Fluss und den angrenzenden Viehweiden. Auf dem kargen und trockenen Land siedelten Buren, einfache Bauern, deren Vorfahren aus Holland sich Mitte des 17. Jahrhunderts am Kap der Guten Hoffnung niederließen. Der 15-jährige Erasmus Jacobs hatte seinem Vater den ganzen Morgen geholfen, die Zäune zu reparieren, und wollte sich im Schatten eines Baumes am Fluss ausruhen. Da erregte ein glitzernder Kieselstein in Ufernähe seine Aufmerksamkeit. Ohne weiter nachzudenken, hob er ihn auf und nahm ihn mit. Viele Jahre später, im Alter von 81 Jahren, schilderte Jacobs das Ereignis einem südafrikanischen Historiker so:

„Ich hatte natürlich keine Ahnung, dass der Stein wertvoll war. Ich trug zu der Zeit einen Cordanzug und steckte den Kiesel einfach in die Hosentasche ... Als ich wieder zu Hause war, schenkte ich den *mooi klip* (schönen Kiesel) meiner Schwester und die legte ihn zu ihren Spielsachen.“

Der ungewöhnlich schöne Kieselstein wurde Teil eines simplen Spiels, das „Fünf Steine“ hieß und bei den Jacobs-Kindern sehr beliebt war. Vermutlich wäre er dort noch länger unentdeckt geblieben, hätte

nicht Schalk van Niekerk, ein Nachbar, einige Wochen später die Familie besucht und das Spiel verfolgt. Der glitzernde Stein faszinierte ihn so sehr, dass er ihn kaufen wollte. Rasmus' Mutter lehnte dies kategorisch ab. Einen vermeintlich wertlosen Stein zu veräußern war in ihren Augen unredlich. Stattdessen verschenkte sie ihn. Ein teures Präsent, für das ein Sammler in London einige Monate später mehrere Tausend Pfund auf den Tisch legte – Geld, von dem die Jacobs-Familie nie etwas sah. Dieser erste in Südafrika entdeckte Diamant, ursprünglich ein 21-Karäter, wurde später als „Eureka“ bekannt. Der in Kissenform geschliffene Stein ist zeitweise im Minenmuseum in Kimberley, ganz in der Nähe der ältesten und bekanntesten Goldmine der Welt, zu sehen.

Niekerk hatte einen Verdacht. Doch er war sich seiner Sache nicht sicher. Er wusste einiges über Diamanten, hatte aber nie einen gesehen. Er kannte die Erzählungen, die über den Stein kursierten, der angeblich magische Kräfte und besondere Eigenschaften besaß. So hieß es etwa, dass ein Diamant daran zu erkennen sei, dass er trocken wieder auftaucht, wenn man ihn unter Wasser hält. Außerdem lade er sich elektrisch auf, wenn er an Stoff gerieben werde. Auch von einer besonderen Leuchtkraft war die Rede: Legte man ihn tagsüber in die Sonne, sollte er in der Dunkelheit ein phosphoreszierendes Licht ausstrahlen. Als wichtigster Test von allen galt jedoch der Härte-test. Kein anderes Material war in der Lage, auf einem Diamanten Kratzspuren zu hinterlassen.

Obwohl diese Versuche zu Niekerks Zufriedenheit ausfielen, blieben seine Zweifel. Schließlich überredet er den durchs Land reisenden Jäger und Händler John O'Reilly, den ungewöhnlichen Stein für ein paar Pfund zu kaufen. Die beiden ließen sich später als Väter des südafrikanischen Diamantenbooms feiern, wie ein historisches Foto zeigt, für das sich die beiden Jahre später gemeinsam ablichten ließen. Als O'Reilly versuchte, den Diamanten in der nächstgelegenen Stadt zu verkaufen, erntete er jedoch nur Hohn und Spott. Nur ein Beamter der Stadtverwaltung nahm ihn ernst. Er überließ den Stein zur Begutachtung einem Arzt und Hobbymineralogen, der die Echtheit des Diamanten bestätigte. Zur Sicherheit ließ er ihn aber nach London schicken, um ihn dort den renommiertesten Experten der damaligen Zeit vorzulegen.

In der Hauptstadt des Vereinigten Königreichs löste der seltsame Fund aus Afrika in der Fachwelt zunächst nur eines aus: Verwirrung. Zwar bestätigten auch dort Juweliere, dass der Diamant wohl echt sei. Doch sie äußerten auch erhebliche Zweifel an seiner Herkunft. Das galt auch für Sir Roderick Murchison, Direktor des Museums für angewandte Geologie. Seine Stimme hatte Gewicht. Kaum jemand wagte es in London, seine Expertise infrage zu stellen. Murchison, der die geologischen Gegebenheiten in Indien und Brasilien genau studiert hatte, ließ erklären, dass die südafrikanischen Gesteinsformationen keinesfalls typisch für Diamantvorkommen seien. Ein anderer Experte äußerte gar die gewagte Theorie, der Diamant sei im Magen eines Straußenvogels, den seine Streifzüge aus dem Norden nach Südafrika geführt hätten, an den Oranje-Fluss gelangt.

Indirekt äußerte Murchison mit seiner Einschätzung zugleich einen schweren Verdacht. Nämlich dass es sich bei dem aus Südafrika gemeldeten Fund schlicht um einen frechen Betrug handeln könnte, der allein darauf abzielte, eine gigantische Grundstücksspekulation in Gang zu setzen. Er ging sogar so weit, seinen Ruf darauf zu verwetten, dass es in der Kap-Kolonie keine Diamantenvorkommen gebe – ein Fehler, der ihn seine Karriere kosten sollte.

Nach dem damaligen Stand der Wissenschaft lag Murchison mit seiner Einschätzung jedoch gar nicht so falsch. In den damals bekannten Diamantregionen Indiens und Brasiliens wurden die Steine in den Ablagerungen und der näheren Umgebung von Flüssen gefunden. Wo die Edelsteine genau ihren Ursprung hatten, war zu dieser Zeit nicht bekannt. Der Landschaft war nicht mehr anzusehen, dass sie vor Millionen von Jahren von Vulkanen geprägt wurde und tief im Erdinneren einst optimale Bedingungen für die Entstehung von Diamanten herrschten. Das diamanthaltige Gestein, das nach oben gedrückt wurde und dort erkaltete, wurde im Laufe der Zeit durch Erosion freigelegt und abgetragen. Die Edelsteine wurden von Flüssen mitgerissen und verteilt sich so über eine große Fläche. Experten bezeichnen diese Art der Vorkommen als alluvial.

Murchison wusste schlicht nichts von der Existenz dieser diamanthaltigen Pipes, bei denen es sich um die Schloten erloschener Vulkane handelt, die tief in die Erde führen. Im südlichen Afrika wurde ein Teil der riesigen Diamantvorkommen später in solchen Röhren

entdeckt, die vor allem mit Kimberlit, einem fast schwarzen Gestein, gefüllt sind. Diese Pipes, die sich mit zunehmender Tiefe immer mehr verjüngen, können an der Oberfläche einen Durchmesser von mehr als einem Kilometer erreichen. Die Förderung findet deshalb zunächst im Tagebau statt, dann unter Tage. Moderne Diamantminen führen heute 1 000 Meter unter die Erde und noch tiefer.

Während in der Londoner Fachwelt ein heftiger Streit tobte, wurden aus dem Landesinneren von Südafrika weitere Funde gemeldet. Die Zweifler gerieten immer mehr in Erklärungsnot. Wer konnte es sich leisten, ein Vermögen an Diamanten in einem kargen Niemandsland zu verstreuen, nur um eine falsche Fährte zu legen? Doch selbst die Regierung der Kap-Kolonie unternahm zunächst wenig, den sensationellen Ereignissen nachzugehen, die sich in der weit entfernten Provinz Northern Cape abspielten. Ein frustrierter Beamter beschwerte sich über diese Untätigkeit in einem Brief an die Regierung in Kapstadt: Das Land stecke in großen Finanznöten und trotzdem werde nichts unternommen, um die wertvollen Edelsteinvorkommen im Landesinneren zu erschließen. Eine Aufgabe, die dann vor allem private Geldgeber aus Europa übernahmen.

Niekerk, der von alldem wenig mitbekam, hatte Feuer gefangen. Inzwischen war bekannt, dass er bereit war, für die glitzernden Kieselsteine viel zu bezahlen. Als ihm ein Farmarbeiter wenig später einen außergewöhnlichen Diamanten brachte, 83 Karat schwer und von großer Reinheit, löste ihn Niekerk mit 500 Schafen, zehn Ochsen und einem Pferd aus. Ein Tausch, der bei seinen Nachbarn nur ratloses Kopfschütteln auslöste. Ihrer Ansicht nach war ein so hoher Preis für einen simplen Stein völlig unangemessen. Doch für Niekerk lohnte sich das Geschäft. Er konnte den Stein für 11 000 Pfund weiterveräußern. In England brachte er einige Monate später, geschliffen und poliert, 30 000 Pfund ein. Käufer war der prominente Earl of Dudley. Der Fall wurde auch von der europäischen Presse ausführlich zur Notiz genommen. Die letzten Zweifel schienen damit beseitigt. Der Sturm auf die entlegenen Diamantenfelder am Südpol Afrikas war nicht mehr aufzuhalten.

Glücksritter aus der ganzen Welt strömten ins Land. Die wenigsten von ihnen hatten je einen Rohdiamanten gesehen. Sie folgten der Spur der anderen, nach Norden, ins karge Landesinnere, bis an den

Zusammenfluss von Vaal und Oranje, wo Erasmus Stephanus Jacobs Jahre zuvor seinen „mooi klip“ aufgehoben hatte. Die ersten Monate in den improvisierten Schürfersiedlungen waren entspannt, man half sich gegenseitig. Doch als immer mehr Neuankömmlinge in die Lager strömten, verschärften sich die Bedingungen zusehends. Die hygienischen Verhältnisse waren erbärmlich und das Wasser war knapp. Krankheiten verbreiteten sich. Sandstürme und eisige Temperaturen in den Nächten setzten den Männern und Frauen zu.

Einer kleinen Gruppe von Schürfern wurde es bald zu eng und sie zogen Richtung Nordosten in das heutige Gebiet um die Minenstadt Kimberley. Darunter der Abenteurer Fleetwood Rawstone und sein schwarzer Diener. Angeblich entdeckte der nach einem feuchtfrohlischen Gelage auf einem unscheinbaren Hügel in der Nähe des Zelts eine Handvoll Diamanten. Rawstone gab der Erhebung den Namen Colesberg-Kopje. Es sollte sich später als das teuerste Stück Land der Welt erweisen. Denn Rawstone und sein Diener standen direkt auf einem der größten Diamantvorkommen, direkt an der Stelle, an der später das sogenannte „Big Hole“, die Kimberley-Mine, entstand. Sie gilt als eine der tiefsten, je von Menschenhand gegrabenen Diamantminen. Bis zum Jahr 1914, als der Tagebau geschlossen wurde, lieferte sie exakt 2 722 Kilogramm Diamanten, umgerechnet 14,5 Millionen Karat. Danach wurde die Mine im Untertagebau bis in eine Tiefe von mehr als 1 000 Metern weiter ausgebeutet, bevor sie 2005 endgültig geschlossen wurde.

Rawstone konnte seinen Fund nicht lange geheim halten. Die Schürfer von den weiter entfernt gelegenen Feldern des Oranje stürmten schon bald Colesberg-Kopje. Die Brüder Johannes und Diederick Boer, denen das Grundstück gehörte, mussten tatenlos zusehen, wie Hunderte von Diamantensuchern mit Schaufel und Spitzhacke ihr Land malträtieren. Auch andere Farmer in der Umgebung litten unter der Invasion. Viele von ihnen gaben entnervt auf. Sie verkauften ihren Boden für ein paar Ochsen, beluden die Karren und zogen fort.

Nicht ganz so leichtes Spiel hatten die Spekulanten bei den Boers. Die Brüder verkauften erst nach längerem Zögern. Sie hatten das Land erst 1860 für ein paar Pfund von der Regierung in Kapstadt gekauft und unter großen Anstrengungen urbar gemacht. Als im Jahr 1871 der Agent einer Investorengruppe aus Port Elizabeth schließlich

6 300 Pfund für ihr Grundstück bot, schlugen sie ein. Gemessen am tatsächlichen Wert war diese Summe ein Witz. Doch kamen die Boers im Vergleich zu ihren Nachbarn noch gut weg. Die Spur der Buren-Farmer verliert sich schon bald. Allein ihr Name lebt bis heute weiter: Aus „die Boers“ wurde „De Beers“, der größte Diamantenkonzern der Welt.

Die Suche konzentrierte sich nun auf das trockene Hinterland jenseits der Flüsse. Innerhalb weniger Wochen waren allein rund um Colesberg-Kopje mehr als 800 Claims abgesteckt. Im gesamten Gebiet um Kimberley wühlten 50 000 Menschen die Erde um, immer in der Hoffnung auf den großen Fund. Doch je tiefer die Schürfer gruben, umso schwieriger und gefährlicher wurde ihre Arbeit. Der Materialbedarf stieg und die Ausbeute sank. Viele mussten aufgeben, weil ihre finanziellen Mittel ausgeschöpft waren. Eine Situation, auf die einige strategische Investoren nur gelaert hatten. Zehn Jahre nach dem Sturm auf die Farm der Boers brach eine neue Zeit an, die der industriellen Förderung, die vor allem von zwei Männern geprägt wurde: dem britischen Nationalisten Cecil Rhodes und seinem leichtlebigen Landsmann Barney Barnato.

Kampf der Giganten

Um 1875 spitzte sich die Lage auf den Diamantenfeldern um Kimberley zu. Unruhe verbreitete sich. Einer der Auslöser war der Zustrom von schwarzen Arbeitern, die in den Norden Südafrikas drängten. Eine anhaltende Dürre im Land bedrohte die Lebensgrundlage vieler Stämme. Sie waren dringend auf zusätzliche Einnahmequellen angewiesen und schickten ihre jungen Männer, die dorthin Strecken von 1 000 Kilometern und mehr, meist zu Fuß, zurücklegen mussten. Als sie endlich verzweifelt und erschöpft am Ziel angelangten, waren sie bereit, jede Arbeit für einen Hungerlohn zu verrichten.

Waren die weißen Gräber in den ersten Jahren noch unter sich, so veränderte sich nun das Gleichgewicht. Doch sie waren auf ihre neuen Helfer angewiesen. Je tiefer sie gruben, desto mehr wuchs die Einsturzgefahr. Die diamanthaltigen Lehmschichten erwiesen sich als höchst fragil, vor allem als der Grundwasserspiegel erreicht war und

Wasser die Grube füllte. An die Grenze ihrer Möglichkeiten stießen sie jedoch in 20, 30 Metern Tiefe, wo sie auf hartes diamanthaltiges Kimberlitgestein stießen, das mit ihren einfachen Mitteln nicht mehr zu bearbeiten war. Der Personal- und Materialaufwand stieg und damit stiegen auch die Kosten. Viele Schürfer kämpften bald nur noch um das nackte Überleben. Resignation und Verzweiflung machten sich in den Camps breit.

Druck auf die Diamantensucher kam auch von einer anderen Seite, einer ganz neuen Spezies in der Minenregion. Wohlhabende Investoren spazierten in ihren feinen Anzügen und weiß gestärkten Hemdkrägen über die staubigen Grabungsfelder und hielten Ausschau nach lukrativen Claims. Nur allzu oft hatten sie dabei leichtes Spiel. Schürfern, denen die Mittel ausgingen, waren schnell zu überreden, ihre Rechte weit unter Wert zu verkaufen, solange der Preis ausreichte, um die Heimreise zu finanzieren.

1875 eskalierte die Lage. Es kam zu einer offenen Rebellion. 800 weiße Schürfer zogen bewaffnet durch Kimberley und besetzten öffentliche Gebäude, Bars und Hotels. Sie forderten bessere Besitzrechte und zugleich eine Einschränkung der Rechte ihrer schwarzen Arbeiter. Zehn Wochen herrschten anarchische Zustände im Diamantengebiet. So lange dauerte es, bis die von der Kap-Regierung entsandten Truppen Kimberley erreichten. Sie stießen kaum auf Widerstand und verhafteten sieben der Anführer. Für die britische Regierung war dies jedoch ein Warnsignal, dass sie dem Treiben in der Nordprovinz nicht weiter tatenlos zusehen konnte.

Um den Streit um die Grundbesitzrechte zu schlichten, erwarb die britische Verwaltung für 100 000 Pfund vorübergehend ein großes Stück Land, auf dem sich unter anderem die Kimberley-Mine und die De-Beers-Mine befanden, das sie anschließend weiterverkaufte. Es wurden strenge Gesetze erlassen, die Prostitution, Glücksspiel und Alkoholexzesse unter Strafe stellten. Straßen wurden gebaut, Kirchen und Schulen errichtet. Das Straßenbild veränderte sich. Restaurants, Cafés und vornehme Herrenklubs hielten Einzug. Edelsteinhändler ließen anstelle ihrer Wellblechhütten gediegene Bürogebäude errichten. Ein Theater sorgte für gepflegte Zerstreuung einer neuen Oberschicht, die es im Diamantengeschäft zu Wohlstand gebracht hatte.

Der Diamantenboom zeigte jedoch auch in anderer Hinsicht seine Schattenseiten: Die großen Mengen an wertvollen Steinen, die aus Südafrika auf den internationalen Markt kamen, verdarben die Preise, die sich in kürzester Zeit mehr als halbierten. In der Folge gingen noch mehr Claim-Besitzer pleite. Investoren, etwa Diamantenhändler mit internationalen Kontakten und aufstrebende Unternehmer, nutzten die Chance, um sich einzukaufen. Einer von ihnen war der Pariser Händler Jules Porgès, der für knapp 100 000 Pfund Claims aufkaufte, die billig zu haben waren. Er formte daraus eine der ersten großen Minengesellschaften mit dem komplizierten Titel „Compagnie Française de Diamant du Cap de Bonne Espérance“. Die French Company, wie sie schon bald hieß, wurde als erstes Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, an der sich auch private Aktionäre beteiligen konnten.

Zu einer der schillerndsten Figuren im Minengeschäft stieg Barney Barnato auf, Sohn eines Lumpenhändlers, der im Londoner Slumviertel Whitechapel zur Welt kam. Er war seinem Bruder 1871 nach Südafrika gefolgt. Barnato zeichneten zwei Eigenschaften aus, die in ihrer Kombination ungewöhnlich waren: Einerseits gab Barney gern den leichtfüßigen Lebemann, auf der anderen Seite erwies er sich aber auch als knallhart kalkulierender Geschäftsmann. In seinen ersten Jahren in Kimberley verdiente er seinen Unterhalt vor allem als Zauberer. Das Diamantengeschäft beobachtete er mit großem Interesse.

Mit etwas Glück und der notwendigen Portion Sachverstand kaufte er später Claims auf, die sich schon bald als die wertvollsten in der Region erwiesen. Zumindest hatte es den Anschein. Schon bald kursierten Gerüchte, dass bei Barnato nicht alles mit rechten Dingen zugeht und er unter der Hand einen schwunghaften Handel mit gestohlenen oder geschmuggelten Diamanten betrieb. Zehn Jahre nach seiner Ankunft am Kap war Barnato einer der mächtigsten Spieler im Diamantengeschäft mit einer eigenen Vermarktungsgesellschaft in London. Sein damaliges Vermögen wurde auf über eine Million Pfund geschätzt.

Zum schärfsten Widersacher Barnatos wurde Cecile Rhodes, der Sohn eines Pfarrers aus England. Mit 17 Jahren wurde er nach Südafrika geschickt, um auf der Farm seines Bruders eine schwere Lungenkrankheit zu kurieren, von der er sich jedoch nie ganz erholte.

Doch den ehrgeizigen Rhodes langweilte die Baumwollplantage schon bald. Ihn zog es auf die Minenfelder von Kimberley, wo sein Bruder einen Claim besaß, den er beaufsichtigen sollte. Zu dieser Zeit lernte er auch den britischen Abenteurer Charles Rudd kennen, mit dem er später die Firma De Beers gründete.

Rudd und Rhodes legten ihre letzten Reserven zusammen und begannen wie Barnato, scheinbar wertlos gewordene Claims aufzukaufen, darunter die De-Beers-Mine. Der Betrieb ihrer neu erworbenen Grabungsfelder wurde schwer gefährdet durch ständige Wassereinbrüche. Ein Problem, das sie erst mithilfe moderner Hochleistungspumpen aus England in den Griff bekamen. Als sich das Geschäft stabilisiert hatte, holte Rhodes zum nächsten Schlag aus. Er schloss sich mit anderen Minenbesitzern zusammen und bildete ein Syndikat, dessen wirtschaftliche Macht nur noch von der French Company übertroffen wurde. Er benannte das Konglomerat nach seiner wertvollsten Mine De Beers. 1880 wurde aus dem Gemeinschaftsunternehmen eine Aktiengesellschaft, die unter Rhodes' Kontrolle stand. Am Ziel sah er sich damit noch lange nicht. Er wollte die gesamte Kontrolle über den Diamantenmarkt – und er sollte sie bekommen.

Der ehrgeizige Unternehmer zeigte zu diesem Zeitpunkt erstmals auch politische Ambitionen und ließ sich kurz darauf ins Parlament der Kap-Kolonie wählen. Dies ebnete ihm den Weg für sein eigentliches Ziel, den Herrschaftsbereich der englischen Krone in Afrika auszuweiten. Er träumte von einem Afrika, das ganz fest in britischer Hand sein sollte.

Unterdessen baute Rhodes sein Diamantenimperium zielstrebig aus. Er knüpfte erste Kontakte zur French Company, deren Leitung Firmengründer Porgès inzwischen seinem größten Teilhaber, dem Deutschen Alfred Beit, übertragen hatte. Beit und Rhodes schlossen Freundschaft und kamen 1888 überein, die beiden Konzerne zur De Beers Consolidated Mines Limited zu fusionieren – zu jener Zeit einer der größten Firmenzusammenschlüsse überhaupt. Es gelang den beiden, für das gewaltige Vorhaben das renommierte Londoner Bankhaus Rothschild zu gewinnen.

Nun verfügte Rhodes endlich über die notwendige finanzielle Rückendeckung, um auch das Unternehmen seines schärfsten Wettbewerbers Barnato zu schlucken. Dieser hatte sich bislang hartnäckig

gewweigert, sich dem Syndikat anzuschließen. Lord Nathan Rothschild versprach Rhodes nach anfänglicher Zurückhaltung, dieses Hindernis mit einem Kredit in Höhe von einer Million Pfund aus dem Weg zu schaffen. Rhodes gelang es mit diesem Geld, Barnatos Teilhaber auf seine Seite zu bringen, sodass diesem schließlich nichts anderes übrig blieb, als nachzugeben und zu verkaufen. Ein Triumph, der Rhodes jedoch teuer zu stehen kam. Ein Scheck über die damals absurd hohe Summe von vier Millionen Pfund besiegelte das Geschäft. Der Diamantenhandel war damit fest im Griff von De Beers. Dies sicherte dem Konzern eine Monopolstellung, die de facto bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Bestand hatte.

Barnato investierte das so gewonnene Vermögen in die Goldminen, die in der Gegend um Johannesburg neu entstanden. Dabei gelang es ihm zunächst, seinen Einsatz zu verdoppeln, bevor er mit einigen Fehlinvestitionen beinahe alles verlor. 1897 starb er unter mysteriösen Umständen. Bei einer Überfahrt nach England fiel er über Bord und konnte nur noch tot geborgen werden.

Rhodes nutzte seinen Reichtum, um seinen eigentlichen Traum zu erfüllen: Seinen politischen Einfluss zu stärken und die nördlich gelegenen Nachbarländer Südafrikas dem britischen Königreich einzuverleiben. 1889 erhielt er dafür von der britischen Regierung sogar eine Art Freibrief: Er sollte die British South Africa Company gründen, die die Entwicklung jenseits der südafrikanischen Grenze voranbringen sollte.

Diese neuen Kolonien wurden nach Rhodes benannt und in Nord- und Südrhodesien aufgeteilt, heute Sambia und Simbabwe. Ein Gebiet, das die Gesellschaft bis 1923 kontrollierte. Rhodes selbst wurde 1890 sogar zum Premierminister der Kap-Kolonie gewählt. Sein Plan war es, alle südafrikanischen Republiken und die Kap-Kolonie in einer Südafrikanischen Union unter britischer Fahne zu vereinen. Er unterstützte deshalb eine Verschwörung, die die Buren-Regierung in der Nachbarprovinz Transvaal stürzen sollte. Als Truppen aus Rhodesien versuchten, das Land zu erobern, erlitten diese jedoch eine schwere Niederlage. Rhodes' Stern begann zu sinken. Die Regierung in London beschuldigte ihn, er habe die Invasion veranlasst und unterstützt. Obwohl ihn ein Untersuchungsausschuss von diesem Vorwurf freisprach, musste er sein Amt als Premierminister niederlegen.

Dass man ihn in London so schnell fallen ließ, traf Rhodes schwer. Eine Niederlage, von der er sich nie wieder richtig erholte. In den letzten Jahren seines Lebens widmete er sich wieder seinen Geschäften. Er beteiligte sich am Bau von Eisenbahnlinien und dem Aufbau eines Telefonnetzes. 1902 starb Rhodes einsam und verbittert auf seiner Farm in Muizenberg in der Nähe von Kapstadt. Der Mann, dem zeit seines Lebens eine tiefe Abneigung gegen Frauen nachgesagt wurde, hinterließ keine Erben. Sein Vermögen vermachte er einer Stiftung.

Im Todesjahr von Rhodes begann im kleinen Hinterzimmer von De Beers Consolidated in Kimberley die Karriere eines anderen Mannes, der mit Anglo American einen der größten Rohstoffkonzerne der Welt formte. Der deutschstämmige Ernest Oppenheimer, Sohn eines jüdischen Zigarrenhändlers, fiel einem leitenden Angestellten des Konzerns schon kurz nach seiner Ankunft auf. Nicht nur wegen seiner extremen Schüchternheit, sondern vor allem wegen seines sicheren Instinkts, den er beim Sortieren von Diamanten an den Tag legte.

Oppenheimer war erst kurz zuvor in Kapstadt angekommen, als Abgesandter von Dunkelsbuhler, einem bekannten Diamantenhändler aus London, der sich zehn Jahre zuvor dem De-Beers-Syndikat angeschlossen hatte. Der 22-Jährige, der 1880 unter einfachen Verhältnissen im hessischen Friedberg geboren wurde, hatte seine erste Karrierestufe erklommen. Seine Zurückhaltung überwand er rasch. Das Sortieren der Edelsteine überließ er bald anderen. Mit 32 Jahren hatte er bereits ein kleines Vermögen verdient und wurde zum Bürgermeister von Kimberley gewählt.

Als Deutscher war er jedoch während des Ersten Weltkrieges in der britischen Kolonie nicht mehr willkommen. Er ging nach London und kehrte ein Jahr später als englischer Staatsbürger zurück. Diesmal wählte er jedoch einen anderen Standort, der ihm für seine ehrgeizigen Expansionspläne besser geeignet schien: Johannesburg, das Zentrum der südafrikanischen Minenindustrie. Dort gründet er 1917, unterstützt von der amerikanischen Investmentbank JPMorgan, die Anglo American Corporation, die nicht nur in Gold-, sondern auch in Kohle- und andere Metallminen investierte.

Das Diamantengeschäft ließ Oppenheimer nicht los, sodass er schließlich eine eigene Gesellschaft unter dem Dach von Anglo American gründete: Consolidated Diamond Mines of South West Africa,

die De Beers heftig Konkurrenz machte und bald ein Fünftel der Weltproduktion lieferte. Als der große Wettbewerber wenig später in finanzielle Schwierigkeiten geriet, nutzte Oppenheimer seine Chance und beteiligte sich. 1920 wurde er Präsident von De Beers und brachte den Monopolisten ganz unter die Kontrolle von Anglo American. Ein entscheidender Schachzug gelang ihm mit der Gründung der Central Selling Organisation (CSO), einem Kartell, das jahrzehntelang bis zu 90 Prozent des weltweiten Diamantenmarktes kontrollierte.

Vom Winde verweht

Die Namib gilt als älteste Wüste dieser Erde – eine bizarre Landschaft, lebensfeindlich und faszinierend. Ein rauer Wind, der je nach Tageszeit aus unterschiedlichen Richtungen bläst, formte über Jahrmillionen ein Meer aus Sandwellen, das ungeahnte Reichtümer birgt. Die ersten Europäer, die einen Fuß an die Küste des heutigen Namibia setzten, waren portugiesische Seefahrer. Lange blieben sie nicht. Außer Bergen von Sand hatte dieser entlegene Ort für sie nichts zu bieten. Auch das dringend benötigte Trinkwasser fanden sie nicht. Die Seefahrer, auf der Suche nach Gold und Edelsteinen, ahnten nicht, welche Schätze sich buchstäblich unter ihren Füßen verbargen.

Anfang des 20. Jahrhunderts war diese Einöde an der Westküste im Süden Afrikas Teil des deutschen Kolonialreiches. Der Unterhalt des damaligen Deutsch-Südwestafrika kostete Wilhelm II., den letzten Kaiser Deutschlands, deutlich mehr, als es ihm einbrachte. Der Krieg gegen den Volksstamm der Herero hatte Unsummen verschlungen und seine Truppen aufgerieben. Deutsche Ingenieure mühten sich ab, das unzugängliche Land zu erschließen, und blieben dabei immer wieder buchstäblich im Sand stecken.

Da erhielt die Firma Lenz & Co. den Auftrag, eine Eisenbahnlinie zu bauen, die von der Hafenstadt Lüderitz ins Landesinnere führen sollte – eine Strecke, die durch einen 200 Kilometer breiten Gürtel aus Sanddünen führte, die ständig in Bewegung waren. Die Trasse frei zu halten, glich einer Sisyphos-Arbeit, die 1907 der Bahnmeister August Stauch aus Thüringen übernahm. Er litt an Asthma und hoffte, dass ihn das trockene Klima der Wüste heilen könnte.

Doch der Dienst als Bahnmeister in Namibia wurde für ihn schon bald zur Nebensache. Ein Zufallsfund machte den Sohn eines Eisenbahners – zumindest für kurze Zeit – zu einem der mächtigsten und reichsten Männer Afrikas und zu einem harten Widersacher für den südafrikanischen Diamantenmagnaten Ernest Oppenheimer.

Als Stauch 1907 in Lüderitz an Land ging, fand er eine trostlose Siedlung vor, die aus einigen wenigen windschiefen Hütten und Wellblechverschlägen bestand. Die Menschen, die hier lebten, verdienten ihr Geld mit Walfang und dem Abbau von Guano, dem Mist der Vögel, die an der Küste nisteten. Gemessen an Stauchs künftigem Arbeitsplatz, 25 Kilometer landeinwärts, war das verschlafene Lüderitz ein betriebsamer Ort. Doch Stauch, engagierter Hobbygeologe und Naturforscher, war begeistert von der unwirtlichen Umgebung und der Einsamkeit. Wenn alles still sei, könne man das Flüstern des Sandes hören, schrieb er in einem Brief nach Hause. Er machte lange Ausflüge in die Wüste und hielt nach wertvollen Mineralien Ausschau. Auch Stauch kannte die Berichte, die zu jener Zeit über die sensationellen Diamantenfunde im südafrikanischen Kimberley kursierten, das nur 800 Kilometer südöstlich lag.

Stauch war noch nicht ein Jahr im Amt, da entdeckte einer seiner schwarzen Arbeiter, ein Mann namens Zacharias Lewalla, einen kleinen Kristall, als er gerade dabei war, die Gleise vom Sand zu befreien. Der Bahnmeister hatte seine Arbeiter angewiesen, jeden Fund zu melden. Wenige Tage später lieferte Lewalla den nächsten Stein ab. Stauch ergriff die Chance, die sich ihm bot. Er ließ eine Lokomotive unter Dampf setzen und hängte eine Draisine an – Passagierwaggons standen nicht zur Verfügung. Die Freiluftfahrt in die 100 Kilometer entfernte Ortschaft Aus, wo er den Rat eines Experten einholen wollte, legte er in einem Liegestuhl zurück, neben sich einen Korb mit belegten Broten und Getränken.

Das Bergtechnische Laboratorium, eine Art Branchenverband der Minenindustrie, an dem deutsche Firmen und Banken beteiligt waren, bestätigte die Echtheit der Steine erst nach längerem Zögern. Man ging davon aus, dass Diamanten nur in der Nähe von Flussläufen oder in Gebieten mit harten vulkanischen Gesteinsschichten wie Kimberlit zu finden seien und „nicht einfach so in der Wüste herumliegen“, wie es ein Angestellter des Labors formulierte. Die Sensation war perfekt.

Stauchs Fund widerlegte, ähnlich wie zuvor schon die Funde in Südafrika, die bis dahin gültigen Regeln.

Erst einige Jahre später fanden Forscher heraus, wie die Diamanten den Weg in die Namib gefunden hatten: Auch sie entstanden unter hohem Druck in Vulkankegeln des südlichen Afrika. Die Vulkane wurden im Laufe der Zeit abgetragen, Geröll und Steine vom südlich gelegenen Oranje-Fluss in den Atlantik gespült und mit der starken Strömung des Benguela-Stroms nach Norden getragen, vor die Küste Namibias. Als der Meeresspiegel sank, blieben die Diamanten im Wüstensand zurück und wurden vom starken Südwestwind nach und nach ins Landesinnere verfrachtet. Die größten und schwersten Steine werden noch heute ganz in der Nähe der Mündung des Oranje gefunden, der die natürliche Grenze zwischen Südafrika und Namibia markiert.

Stauch gelang es, seine Entdeckung ganze zwei Monate geheim zu halten, und er verschaffte sich damit einen entscheidenden Vorsprung. Diese Zeit reichte aus, um die Lizenzen für die besten Felder zu erwerben. „Edelmineralschürffeld Nr. 1, A. Stauch, aufgestellt am 14. April 1908“, stand auf dem ersten Schild, dem bald andere folgten. Als erste Gerüchte über seinen Fund die Runde machten, waren die Reaktionen zunächst verhalten. Niemand wollte so recht glauben, dass ausgerechnet einem kleinen Bahnmeister aus Thüringen gelingen sollte, was andern versagt blieb. Schließlich war das Gebiet zuvor mehrfach von erfahrenen Geologen untersucht worden, ohne dass diese einen Erfolg melden konnten. In den *Windhoeker Nachrichten* war sogar von Betrug die Rede, von angeblichen Funden, die nur dazu dienen sollten, Gutgläubige hinters Licht zu führen.

Stauch brachte die Zweifler mit einer großzügigen Geste zum Schweigen: Er verschenkte einige seiner Steine in der Hafenstadt Swakopmund, nördlich von Lüderitz. Den ungläubigen Reporter einer Zeitung ließ er einen Blick auf eine Sammlung mit 200 kleinen Diamanten werfen, die seine Arbeiter kurz zuvor gefunden hatten. Die Skepsis schlug in Begeisterung um. Kurz darauf quittierte Stauch seinen Dienst bei der Bahn und nutzte die Zeit, um den Einstieg ins lukrative Diamantengeschäft vorzubereiten. Er machte sich auf die Suche nach Geldgebern und Geschäftspartnern. Schürfer wurden angeworben, die für ihr Handwerk nichts anderes benötigten, als eine Schaufel, ein Drahtsieb und einen großen Holzzuber. Diaman-

ten waren anfangs so reichlich vorhanden, dass seine Arbeiter sie nur aufsammeln mussten.

Immer mehr Schatzsucher strömten in das Niemandsland an der Grenze zu Südafrika. Farmer verließen ihre Felder, Matrosen ihre Schiffe, Polizisten ihren Posten. Die Arbeit auf den Diamantenfeldern in der heißen Wüste war hart. Die Arbeiter litten unter Wassermangel, schweren Sonnenbränden und Sandstürmen. Stauch bekam schon bald Konkurrenz. Andere Fördergesellschaften sicherten sich ebenfalls ein Stück vom Kuchen. Stauchs Vormachtstellung konnte dies jedoch nicht brechen. Ende des Jahres 1908 beschäftigte er 20 weiße und 50 schwarze Arbeiter. Obwohl die Verluste durch Diebstahl groß waren, dürfte Stauchs Gewinn schon im ersten Geschäftsjahr bei über einer Million Mark gelegen haben.

In Berlin wurde die Nachricht von den reichen Diamantenfunde euphorisch gefeiert. Steuern und Lizenzeinnahmen bescherten Kaiser Wilhelm II. einen unverhofften Zufluss an Kapital. Südwestafrika wurde vom Zuschussunternehmen zur lukrativen Einnahmequelle. Stauch ließ für den Kaiser ein kostbares Geschenk anfertigen: Zwei goldene Kästchen, in das größere war eine Kaiserkrone eingraviert. Darin befand sich das kleinere Kästchen, auf dessen Deckel kleine Diamanten das Sternzeichen „Kreuz des Südens“ nachzeichneten, in seinem Inneren noch einmal 20 wertvolle Steine.

Das opulente Präsent zahlte sich aus. Als der Reichstag wenig später in Südwestafrika ein riesiges Diamantensperrgebiet einrichtete, das parallel zur Küste 100 Kilometer ins Landesinnere reichte, war Stauchs Koloniale Bergbaugesellschaft eines von vier Unternehmen, das eine Schürflizenz erhielt. Der Beschluss der Regierung in Berlin sorgte für Entrüstung auf den Diamantenfeldern. Das Monopol auf die kostbaren Vorkommen fiel in die Hände einiger weniger Privilegierter. Hunderte von kleinen Diamantenschürfern waren dadurch gezwungen, das Gebiet zu verlassen.

Zum Zentrum der Diamantenindustrie Deutsch-Südwestafrikas wurde Kolmanskuppe, zehn Kilometer im Hinterland von Lüderitz. Ein Ort, der in kürzester Zeit aus dem Nichts entstand, mitten in der Wüste, die nächste Süßwasserquelle mehr als 100 Kilometer entfernt. Bretterverschläge und Wellblechhütten wichen rasch imposanten Villen und Geschäftsgebäuden. Den Bewohnern mangelte es an kaum et-

was. 1909 verfügte Kolmanskuppe nicht nur über eine eigene Post- und Polizeistation, sondern auch über eine Bäckerei, eine Limonaden- und Sodafabrik, einen Gemischtwarenladen sowie eine eigene Schlachtereier, die über ein hochmodernes Lagerhaus mit Kühlsystem verfügte. In beinahe jedem Haushalt stand ein Kühlschrank, für dessen Betrieb jeden Tag kostenlos ein Eisblock angeliefert wurde. Neben einer Turn- und Festhalle gab es eine Schule, sogar ein Karussell wurde aufgestellt.

Ein Problem blieb die Trinkwasserversorgung. Süßwasser musste mit einem Tankschiff von Kapstadt in die Lüderitzbucht geliefert werden, von wo es mit dem Güterzug nach Kolmanskuppe gebracht wurde. Der eigentliche Herrscher über die bizarre Wüstenkolonie mitten im Sperrgebiet war August Stauch, dessen Gesellschaft beinahe die gesamte Versorgung kontrollierte. In Kolmanskuppe schotteten sich die weißen Minenbesitzer und ihre Angestellten auch von ihren schwarzen Arbeitern ab, denen das mühsame und mörderische Geschäft zufiel, von Hand den Wüstensand zu sieben, um die begehrten Diamanten zu gewinnen. Sie wurden unter erbärmlichen Umständen in primitiven Siedlungen außerhalb der Sichtweite von Kolmanskuppe eingepfercht.

Stauch verdiente in kürzester Zeit ein Vermögen. 1911 ließ er am Karlsbader Platz in Berlin ein repräsentatives Geschäftsgebäude errichten und bezog mit seiner Familie im vornehmen Zehlendorfeine Villa. Zwischen 1908 und 1913 wurden auf den Diamantenfeldern in Südwestafrika schätzungsweise viereinhalb Millionen Karat gefördert im Wert von 152 Millionen Mark. Eine Ausbeute, die gut 100 Jahre später weit mehr als eine Milliarde Euro wert gewesen wäre. Die Fördergesellschaften verzeichneten einen Reingewinn von 63 Millionen Euro, wovon der Löwenanteil an Stauch ging.

Weiter südlich, in Südafrika, wurde die deutsche Diamantenkolonie mit Argwohn beobachtet. Ernest Oppenheimer, Chef des mächtigen Rohstoffkonzerns Anglo American, zu dem auch De Beers gehörte, ließ diskret einige Gutachten anfertigen, um sich ein Bild von der stärker werdenden Konkurrenz zu machen. Die Flut von hochwertigen Steinen aus Namibia führte zu einem weltweiten Preisverfall. Schließlich kam es zu einem Treffen der Kontrahenten. Oppenheimer versuchte, den Deutschen davon zu überzeugen, dass es notwendig sei, die Verkäufe einzuschränken, um die Preise stabil zu

halten. Doch Stauch zeigte dafür kein Verständnis. Die Schürflizenzen des Deutschen Reiches waren auf 50 Jahre begrenzt. In dieser Zeit wollte er so viel wie möglich fördern und verkaufen. Oppenheimer hielt Stauch schlichtweg für naiv. Nach seinen Recherchen reichten die Vorkommen in der Namib-Wüste keinesfalls so lange – eine Fehleinschätzung, wie sich inzwischen herausgestellt hat.

Ungeachtet der Differenzen präsentierte Stauch Oppenheimer stolz seine neuen großen Diamantenwaschanlagen, in die er drei Millionen Mark investiert hatte. Er erhoffte sich davon eine Produktionssteigerung um 200 000 Karat pro Jahr. Im Juni 1914 trafen sich die führenden südafrikanischen Diamantenproduzenten und Vertreter der deutschen Industrie unter Führung Stauchs in London. Es ging um eine Begrenzung des Abbaus und eine gemeinsame Vermarktung der Diamanten. Stauch willigte trotz seiner Bedenken in die Gründung eines Kartells ein. Der Verkauf der Edelsteine sollte künftig ausschließlich über ein Syndikat in London erfolgen. Oppenheimer hatte sich durchgesetzt. Die von ihm gewünschte Kontrolle des internationalen Diamantenmarktes schien damit gesichert.

Doch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhinderte, dass das Abkommen umgesetzt wurde. Oppenheimers Position war nach Kriegsende stärker als zuvor, denn er brauchte nicht mehr das Einverständnis des Deutschen, um sein Monopol durchzusetzen. Mit dem Krieg hatte auch der Niedergang von Stauchs Imperium und der Diamantenindustrie in Deutsch-Südwestafrika begonnen. Den Ausbruch erlebte der Firmenchef in Berlin, wo er seine Familie besuchte. Er war handlungsunfähig und musste hinnehmen, dass 4 000 Arbeiter auf den Diamantenfeldern in Namibia nach Hause geschickt wurden. Die Produktion kam beinahe zum Erliegen. Die meisten seiner Angestellten meldeten sich zum Kriegsdienst. Stauch selbst wurde der Reservetruppe in Mazedonien zugeteilt. Auch in Südafrika wurden die Minen geschlossen.

Mit dem Krieg verlor Deutschland seine Kolonien in Afrika, und Stauch die Kontrolle über sein Unternehmen. Oppenheimer nutzte die Gelegenheit, um die unliebsame Konkurrenz im Norden zu schlucken. Stauch und die anderen Diamantenproduzenten Namibias erhielten insgesamt 3,5 Millionen Pfund für ihre Anteile. Stauch zog sich enttäuscht zurück, investierte aber trotzdem weiter in Namibia,

das nun unter britischer Herrschaft stand, unter anderem in Farmen, Molkereien und Schlachtereien. Während der großen Wirtschaftsdepression in den 30er-Jahren verlor er beinahe sein gesamtes Vermögen. Enttäuscht und verbittert zog sich der Mann, der ein riesiges Firmenimperium aufgebaut und wieder verloren hatte, ins Privatleben zurück. Er studierte Mathematik und Physik in Breslau und erlebte dort im Zweiten Weltkrieg den Einmarsch der russischen Truppen. 1947 starb er völlig verarmt in seinem Geburtsort Ettenhausen an Krebs. Was aus seinem Arbeiter Lewalla wurde, der ihm einst die ersten Diamanten brachte, ist unbekannt. Der Mann, der den großen Diamantenrausch in Deutsch-Südwestafrika auslöste, hat vermutlich nie von seinem Fund profitiert.

Der bizarre Wüstenort Kolmanskuppe wurde bereits 20 Jahre nach seiner Gründung aufgegeben, nachdem die Vorkommen in der Umgebung zur Neige gegangen waren. Fensterrahmen ohne Glas und herrenlose Badewannen ragen heute verloren aus dem Sand. Die „Geisterstadt“ zählt inzwischen zu den großen Touristenattraktionen Namibias, die allerdings nur mit Sondergenehmigung zugänglich ist, weil der Ort noch immer inmitten eines Sperrgebietes liegt. 2007 hatte Namibia die Schürflizenz verlängert, die inzwischen von Namdeb gehalten wird, einem Tochterunternehmen von Anglo American, an dem auch der namibische Staat zur Hälfte beteiligt ist.

Heute gilt das Interesse der Förderindustrie vorwiegend den Diamanten, die auf dem Meeresgrund vor der Küste zu finden sind. Mit modernster Technik werden dort pro Jahr mehr als eine Million Karat gefördert, im Wert von 300 Millionen Euro. Die Diamantenindustrie ist neben dem Tourismus eine der wichtigsten Einnahmequellen des Landes.

Das Kartell

Ernest Oppenheimer vollendete das Werk, das die Diamantenmagnaten Cecil Rhodes und Barney Barnato begonnen hatten: Er schuf ein mächtiges Kartell, das weltweit die Geschäfte mit den Glitzersteinen weitgehend unter Kontrolle hatte. Doch die Weltwirtschaftskrise der 30er-Jahre setzte auch dem Imperium von Ernest Oppenheimer

schwer zu. Die Steine fanden kaum noch Abnehmer, die Preise fielen ins Bodenlose. Um den Verfall zu stoppen, kaufte De Beers große Mengen auf, um sie zu horten – ein riskantes Unterfangen, das die Kapitaldecke des Unternehmens gefährlich abschmelzen ließ. Minen wurden vorübergehend geschlossen, Arbeiter entlassen. Doch die Strategie Oppenheimers ging auf. Schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wies das Unternehmen wieder einen Gewinn von 25 Millionen Pfund aus. De Beers gehörte zu den Profiteuren der Materialschlacht. Industriediamanten waren ein unverzichtbarer Rohstoff für die Herstellung von Waffen und anderer Kriegsausrüstung.

Konkurrenten versuchten immer wieder, das Oppenheimer-Kartell zu unterlaufen. Einer von ihnen war der exzentrische Kanadier John Thoburn Williamson, der auf der Suche nach Diamanten nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern auch sein Leben riskierte. Der Sohn eines Holzhändlers war fest der Überzeugung, dass ihm der große Wurf gelingen würde. Nach jahrelangem Suchen zahlte sich seine Beharrlichkeit aus. In Mwadui, südlich des Victoriasees, einem Gebiet, das heute zu Tansania gehört, stieß der frühere Goldsucher in den 40er-Jahren auf sogenannten Blue Ground, also dieselbe vielversprechende geologische Formation wie im südafrikanischen Kimberley. Williamson hatte ein reichhaltiges Diamantenvorkommen entdeckt, das sich über einen Durchmesser von acht Kilometern ausdehnte.

Innerhalb kürzester Zeit formte er aus Mwadui seinen persönlichen Stadtstaat, in dem es dem neureichen Minenbesitzer an kaum etwas mangelte. Die britischen Behörden ließen ihn gewähren. Sie überließen ihm sogar italienische Kriegsgefangene, die ihm dabei halfen, den Bergbau in Gang zu bringen. Zu den Annehmlichkeiten in Mwadui gehörten ein eigener Flugplatz, Geschäfte, Sportplätze und ein Klub. Sogar einen kleinen Stausee für seine Yacht ließ er anlegen. Berichte über sein illustres Leben füllten die Gazetten im weit entfernten Europa. Williamson wurde mit Heiratsanträgen überschüttet, doch der Junggeselle hatte für Frauen nichts übrig. Auch gegenüber seinen Diamanten legte er ein geradezu gleichgültiges Verhalten an den Tag. Unter anderem hortete er sie ungesichert in Marmeladegläsern, die auf dem Kaminsims in seinem Wohnzimmer standen. Williamson, den Zeitgenossen als unberechenbaren Choleriker beschrieben, machte sich einen Spaß daraus, hin und

wieder falsche Diamanten im Garten zu verstreuen, um Angestellte und Gäste hinters Licht zu führen. Seine Freizeit vertrieb er sich mit Handarbeiten – eine Leidenschaft, die ihm sogar Auszeichnungen bei Strickwettbewerben einbrachte.

Auf den Schutz vor Diebstahl in seinen Minen legte Williamson ebenfalls nur wenig Wert. Seinen Arbeiter fiel es nicht schwer, einen Teil der Ausbeute nach Hause zu tragen. So entwickelte sich ein schwunghafter Schmuggel mit Diamanten, was den Eigentümer jedoch nicht weiter zu stören schien. In Johannesburg, in der Zentrale von De Beers, wurde das bunte Treiben jedoch zunehmend mit Argwohn betrachtet. Doch Williamson weigerte sich hartnäckig, mit De Beers zu kooperieren. Stattdessen vermarktete er seine Steine selbst über eine eigene Gesellschaft in London.

Ernest Oppenheimer wollte es nicht länger dulden, dass Diamanten aus Tansania an De Beers vorbei den Markt überschwemmten. Dafür waren die dort gefundenen Mengen einfach zu groß. Auf lange Sicht hätte dies das Ende des Kartells bedeutet. 1952 schickte er deshalb seinen Sohn Harry auf eine heikle Mission. Er sollte Williamson zum Einlenken bewegen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, der Kanadier ließ seine Widersacher schmoren, stellte immer neue, kaum erfüllbare Bedingungen, sodass Harry Oppenheimer schließlich unverrichteter Dinge wieder abziehen musste. Erst als Williamson fünf Jahre später im Alter von 51 Jahren an Zungenkrebs starb, gewann De Beers die Kontrolle über die Diamantminen in Tansania. Williamsons Bruder und Erbe verkaufte die Anlage für fünf Millionen Pfund. Ernest Oppenheimer erlebte diesen Sieg nicht mehr. Er war wenige Wochen vor Williamson an Herzversagen gestorben. Seinem Sohn Harry hatte er sein gesamtes Imperium vermacht, ein undurchsichtiges Firmengeflecht, das viele Bereiche des Rohstoffsektors dominierte – von Diamanten über Gold bis hin zu Uran.

Gefahr für das Kartell zeichnete sich aber auch von anderer Seite ab. In anderen afrikanischen Ländern, auf die der südafrikanische Konzern keinen Zugriff hatte, wurden Diamanten entdeckt und ohne Lizenz von der einheimischen Bevölkerung geschürft. Mehr und mehr Schmuggelware aus dem Kongo, Sierra Leone, Angola, Mosambik sowie dem damaligen Rhodesien, heute Simbabwe und Sambia, gelangte auf den Weltmarkt.

Harry Oppenheimer beschloss, hart durchzugreifen, auch mit zweifelhaften Methoden. Der Mann, dem er diese diffizile Aufgabe übertrug, hieß Sir Percy Sillitoe. Bis zu seiner Pensionierung war er Chef des berüchtigten britischen Geheimdienstes MI5. 1954 kündigte De Beers die Gründung einer neuen Organisation an, der International Diamond Security Organization, kurz IDSO. Sir Percy Sillitoes offizieller Auftrag lautete, die Sicherheitsvorkehrungen in den Minen des Konzerns zu verbessern. Tatsächlich sollte er jedoch auch den Schmuggel mit Diamanten unter Kontrolle bringen, der außerhalb der Reichweite von De Beers stattfand.

Sillitoes Aktivitäten inspirierten den Romanautor Ian Fleming, den Schöpfer des legendären Geheimagenten James Bond, zu seiner Novelle *Diamantenfieber*, die 1971 mit Sean Connery in der Hauptrolle verfilmt wurde. Bond bekommt darin den Auftrag, einen internationalen Diamantenschmugglerring auszuheben. Um mit den Tätern in Kontakt zu treten, tritt er selbst als Schmuggler auf. Seine Informationen bezog Fleming offenbar direkt aus dem Umfeld von Sir Percy Sillitoe, und die realen Ereignisse erscheinen bei näherer Betrachtung mindestens genauso spannend wie die fiktive Geschichte, die daraus entstand.

Zuerst widmete sich Sillitoe jedoch dem offiziellen Teil seiner Aufgabe. Er sorgte dafür, dass De Beers seine Minen aufrüstete. Strenge Kontrollen wurden eingeführt. In den Abbaugebieten wurden Kameras aufgestellt, die jeden Schritt der Arbeiter verfolgten, Hubschrauber überwachten die Areale aus der Luft. Röntgengeräte durchleuchteten die Beschäftigten, bevor sie das Gelände verlassen konnten. Von solchen Maßnahmen ließen sich allenfalls Kleinganoven einschüchtern. Dem groß angelegten Schmuggel außerhalb der Minen musste man mit härteren Mitteln zu Leibe rücken, das wusste auch Sillitoe.

Als größte Quelle für Schmuggelware galt in den 50er- und 60er-Jahren Sierra Leone, wo unzählige einheimische Diamantensucher auf eigene Faust in der Erde gruben. Die Steine, die sie entlang von Flussläufen fanden, wurden ins Nachbarland Liberia geschmuggelt und dort auf dem Schwarzmarkt verkauft. Um mehr über die Abläufe und die Hintermänner in Erfahrung zu bringen, schleuste die Sicherheitsorganisation von De Beers Agenten in die Szene ein. Diese rieten dazu, politischen Druck auszuüben, um den Abbau zu legalisieren.

Was auch tatsächlich gelang, viele illegale Schürfer erhielten daraufhin Lizenzen und gaben zumindest einen Teil der Rohdiamanten bei De Beers in Zahlung.

Doch damit war das Problem des Schmuggels noch nicht gelöst. Sir Percy Sillitoe fand in dem libanesischen Händler Fred Kamil einen willigen Handlanger. Kamil hatte eine Privarmee aufgebaut, die an der Grenze zu Liberia Diamantenschmuggler überfiel, ausraubte und auch vor Mord nicht zurückschreckte. Nachdem Kamil mehrfach in Konflikt mit den Behörden geraten war, sah er sich gezwungen, zu kooperieren. Er setzte seine Tätigkeit fort, nur diesmal im Auftrag von De Beers. Für die erbeuteten Diamanten wurde ihm ein Drittel ihres Marktwertes geboten. Mit dem Ergebnis der streng geheim gehaltenen Aktion war man in der Firmenzentrale so zufrieden, dass der Beschluss gefasst wurde, die IDSO Ende der 60er-Jahre aufzulösen. Sir Percy Sillitoe zog sich aufs Altenteil zurück und seine Agenten mussten sich neue Arbeitgeber suchen.

Unzufrieden zurück blieb der Libanese Kamil. Er war der Ansicht, dass er für seine Dienste von De Beers nicht ausreichend belohnt worden sei. 1972 droht er in einem Brief an Harry Oppenheimer, die Firmenzentrale in Johannesburg in die Luft zu sprengen. Dann entschloss er sich doch, ein anderes Ziel ins Visier zu nehmen: Gordon Waddell, den ehemaligen Schwiegersohn von Harry Oppenheimer. Dieser hatte sich gerade erst von dessen Tochter Mary scheiden lassen. Waddell, Sohn eines schottischen Börsenmaklers, blieb dem Unternehmen wider Erwarten auch nach der Trennung erhalten. Harry Oppenheimer schätzte seine Managerqualitäten und holte ihn sogar auf einen der Direktorenposten bei Anglo American.

Kamil wollte das Flugzeug entführen, in dem Waddell auf einem Rückflug von London nach Südafrika sitzen sollte. Bei einem Zwischenstopp in Salisbury, dem heutigen Harare, Hauptstadt von Simbabwe, wollte er das Flugzeug in seine Gewalt bringen. Was ihm und seinem Komplizen auch gelang, nur dass Waddell nicht wie geplant an Bord war. Er hatte kurzfristig auf eine frühere Maschine umgebucht. Das war jedoch kein Grund für den Libanesen, aufzugeben. Nun beschloss er, von De Beers Lösegeld für die Maschine der South African Airways zu erpressen. Einen Teil der Passagiere ließ er frei, bevor er, bewaffnet mit ein paar Stangen Dynamit, den Weiterflug nach

Malawi befahl. Dort war er ganz und gar nicht willkommen, weil sein Auftauchen die Reisepläne des dortigen Präsidenten durchkreuzte, der in den Urlaub fliegen wollte. Das Staatsoberhaupt drängte auf eine schnelle Lösung. Spezialisten aus Südafrika wurden eingeflogen. Bei der Geldübergabe gelang den Gefangenen schließlich unbemerkt die Flucht. Kamil und sein Helfer ergaben sich kurz darauf. Sie wurden später in Malawi zu elf Jahren Arbeitslager verurteilt, aber schon nach wenigen Monaten auf freien Fuß gesetzt. Sie hatten das große Glück, dass Malawi ihre Auslieferung nach Südafrika verweigerte, wo Flugzeugentführern die Todesstrafe drohte.

Die Affäre war für Harry Oppenheimer und De Beers äußerst unangenehm, weil durch sie die unsauberen Machenschaften der inzwischen aufgelösten IDSO erst so richtig ans Tageslicht kamen. Zudem war es der zweite Angriff, der sich direkt gegen die Familie richtete. Der erste Zwischenfall ereignete sich bereits am 5. Dezember 1955 auf Brenthurst, jenem luxuriösen Anwesen, das die Oppenheimers in Johannesburg bewohnten. Harry Oppenheimers Frau Bridget ging an diesem Abend allein aus. Ihr Mann war unterwegs in Zentralafrika auf Safari. Die Schmuckstücke, die sie zu diesem Anlass trug, hatte sie kurz zuvor aus dem Safe genommen. Als Bridget sie am nächsten Morgen zurücklegen wollte, fand sie den Panzerschrank leer vor. 63 Schmuckstücke im Wert von mehreren Millionen Pfund waren verschwunden. Keiner der zahlreichen Angestellten und Sicherheitsmänner hatte etwas bemerkt. Die Diebe hatten außerdem keine verwertbaren Spuren hinterlassen.

Bald kursierten die wildesten Gerüchte über das rätselhafte Ereignis, angefeuert auch durch die Tatsache, dass sich die Familie weigerte, eine Liste der verschwundenen Preziosen herauszugeben. Der Reichtum der Oppenheimers war legendär. Die Beteuerung von Bridget Oppenheimer, sie verfüge nicht über mehr Schmuck als jede normale Sekretärin in der Stadt, überzeugte niemand. Die Presse stürzte sich mit Häme auf den Diamantenclan. Die Polizei war ratlos. Erst als die betroffene Versicherung aus London einen Vertreter schickte, der Licht in das Dunkel bringen sollte, kam Bewegung in den Fall. Ein zwielichtiger Australier bot dem Agenten Informationen an, die ihn zur Beute führen sollten. Für diese Dienstleistung fordere er allerdings einen „Finderlohn“ von gut 100 000 Pfund.

Die Ermittler wurden hellhörig und hefteten sich an die Fersen des Australiers. Schließlich konnten sie ihn und zwei weitere Männer festnehmen und dabei auch beinahe den gesamten Schmuck sicherstellen. Trotzdem fand sich kein Richter, der bereit war, die mutmaßlichen Täter zu verurteilen. Angeblich, weil nicht genügend Beweise gegen sie vorlagen. Dieser Vorfall wurde zu einer schweren Niederlage für die Oppenheimers, jener mächtigen Familie, der sich sonst kaum jemand zu widersetzen wagte. Der Australier konnte sogar seinen Anspruch auf Finderlohn durchsetzen und kassierte immerhin noch gut 50 000 Pfund.

Die nächste Bedrohung für das Diamantenkartell kam aus einer völlig unerwarteten Richtung, aus dem frostigen Norden des Sowjetreiches. In Sibirien waren noch vor dem Zweiten Weltkrieg erste kleine Diamanten entdeckt worden. Ein Abbau kam wegen der widrigen Verhältnisse – der Boden war die meiste Zeit des Jahres gefroren und die Region weitgehend unerschlossen – zunächst nicht in Betracht. Doch das sollte sich in den 50er-Jahren ändern.

Es war eine Frau, die Geologin Larissa Popugajewa, die 1953 nach langer und mühsamer Suche die erste große Kimberlitröhre auf dem Gebiet der Sowjetunion, in Jakutien, entdeckte. Ein Erfolg, der bei ihren Dienstherren jedoch wenig Anerkennung fand. Popugajewa, die im Zweiten Weltkrieg Dienst an der Waffe leistete und sogar eine Flakeinheit anführte, hatte in Leningrad Geologiestudiert und auf der Suche nach Diamanten mehrere Expeditionen geleitet. Heute zählen die Minen Jakutiens zu den ergiebigsten der Welt. Die Geologin Popugajewa sah von diesem Reichtum nie etwas. Sie lebte bis zu ihrem Tod in Leningrad in höchst bescheidenen Verhältnissen. Diamantschmuck konnte sie sich nicht leisten.

Zwei Jahre nach den ersten Funden in Jakutien wurden weiter östlich, in der sibirischen Tundra, ebenfalls Lagerstätten entdeckt. Die Bedingungen für einen Abbau waren dort ungleich schwieriger als im warmen Südafrika. Temperaturen bis minus 80 Grad Celsius verlangten Mensch und Material das Äußerste ab. Trotzdem setzten die Verantwortlichen in der Sowjetunion alles daran, den Betrieb in Gang zu bringen. Jahrelang hatte das Land unter dem Diamantenboykott der Westmächte gelitten. Die in der Produktion dringend benötigten Industriediamanten gelangten nur über Umwegen ins

Land. Nun bestand plötzlich die Chance, den Diamantenmarkt mit russischen Steinen zu überschwemmen und das Monopol von De Beers auszuhebeln.

Harry Oppenheimer erkannte das Problem frühzeitig und machte sich auf den Weg nach Moskau. Er überzeugte die Machthaber, dass niemand davon profitieren würde, sollte die Sowjetunion die Steine im Alleingang vermarkten. Ein Überangebot an Diamanten auf dem Weltmarkt würde nur die Preise drücken. Das Angebot, das er der Gegenseite unterbreitete, erwies sich als unwiderstehlich. Der Chef von De Beers bot an, über Jahre hinweg die gesamte sowjetische Produktion aufzukaufen und zwar zu Preisen, die über dem Marktwert lagen. Dafür behielt De Beers die Kontrolle über die Vermarktung der Rohdiamanten.

Das Abkommen wurde hinter verschlossenen Türen getroffen und blieb lange Zeit geheim. Offiziell lehnte das Sowjetreich anrühige Geschäfte dieser Art mit dem kapitalistischen Westen weiterhin kategorisch ab. Harry Oppenheimer sorgte für eine diskrete Abwicklung, indem er ein Geflecht von Tarnfirmen installierte, das den Warenfluss aufrechterhielt. So war es möglich, dass die Sowjetunion über viele Jahre hinweg ihre Diamanten ausschließlich über De Beers verkaufen, aber gleichzeitig hemmungslos über den Rassismus des Apartheid-Regimes herziehen konnte.

Oppenheimers Verschleierungstaktik bewährte sich auch bei widerspenstigen afrikanischen Staaten, die, frisch in die Unabhängigkeit entlassen, nach außen keine Bereitschaft zeigten, mit dem verhassten Südafrika Geschäfte zu machen. Auf die lukrativen Einnahmen, die der Diamantenhandel versprach, wollten sie trotzdem nicht verzichten. Der De-Beers-Chef wusste die Schwäche zu nutzen, indem er es auch den afrikanischen Potentaten ermöglichte, ihr Gesicht zu wahren, indem er die Handelswege geschickt verschleierte.

Mitte der 50er-Jahre sah sich De Beers darüber hinaus mit den unabsehbaren Folgen einer brisanten Erfindung konfrontiert. Beinahe zeitgleich entwickelten Forscherteams in Schweden und den Vereinigten Staaten ein Verfahren zur synthetischen Herstellung von Diamanten. Bereits 20 Jahre zuvor hatten Wissenschaftler nachgewiesen, dass aus Kohlenstoffatomen Diamanten entstehen, wenn man sie dem Druck von 100 000 Atmosphären und Temperaturen von

mindestens 1 000 Grad Celsius aussetzt. Doch die dafür notwendigen Druckkammern waren erst einige Jahre später verfügbar.

Harry Oppenheimer erkannte die Bedrohung, die von der neuen Erfindung ausging. Dem US-Konzern General Electric gelang es schließlich, seine Patentansprüche gegen den schwedischen Elektrotechnikkonzern ASEA durchzusetzen. Als eigentlicher Erfinder des Verfahrens gilt jedoch der schwedische Physiker Erik Lundblad. De Beers scherte sich nicht weiter um das Patent von General Electric und richtete Produktionsanlagen für künstliche Diamanten in Südafrika und Europa ein – wohl wissend, dass damit die Rechte des amerikanischen Konzerns verletzt wurden. Der Fall landete vor Gericht. Es wurde einer der teuersten Prozesse der damaligen Zeit, den De Beers am Ende wie erwartet verlor. Der Konzern wurde verurteilt, zehn Jahre lang acht Millionen Dollar an das amerikanische Unternehmen zu zahlen. Dafür erwarb er das Recht, synthetische Diamanten herzustellen und zu vertreiben.

De Beers hatte trotz der empfindlichen Geldbuße einen wichtigen Sieg für das Kartell errungen. Harry Oppenheimer brachte damit auch die Herstellung künstlicher Diamanten frühzeitig unter die Kontrolle von De Beers. Die weltweite Produktion von synthetischen Diamanten erreicht inzwischen einen Umfang von mehr als 200 Tonnen jährlich und übersteigt damit die Förderung natürlicher Diamanten um mehr als das Zehnfache. Inzwischen wird dabei eine Qualität erreicht, die es selbst Fachleuten schwer macht, einen hochkarätigen Kunstdiamanten von einem echten zu unterscheiden.

■ Marilyns Leidenschaft

Ernest Oppenheimer und sein Sohn Harry hatten mit der Central Selling Organisation, kurz CSO, ein äußerst effektives Kartell geschaffen. Es verhinderte eine freie Preisbildung am Markt und verstieß somit gegen die Regeln eines fairen Handels. Über Jahrzehnte mühten sich Wettbewerbshüter rund um den Globus, das Syndikat zu knacken – mit mäßigem Erfolg. Selbst den Vereinigten Staaten, die am schärfsten gegen die Machenschaften des Konzerns vorgehen, gelang es nicht,

das Monopol zu knacken. An De Beers kam im Diamantengeschäft niemand vorbei.

Das weltweit einzigartige Syndikat verdankte seinen Fortbestand zwei wesentlichen Faktoren. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wurde ein großer Teil der Diamanten, zeitweise bis zu 80 Prozent, in den Minen von De Beers gefördert. Als noch wichtiger erwies sich jedoch die Kontrolle über die Vermarktung der weltweiten Produktion von Rohdiamanten. Dafür war die von De Beers eingerichtete CSO mit Sitz in London zuständig. Deren Nachfolgeorganisation Diamond Trading Company gilt bis heute als die wichtigste Anlaufstelle für Großhändler aus aller Welt.

Die Gesellschaft hatte von Anfang an nur ein Ziel: alle Rohdiamanten der Welt aufzukaufen und zu vertreiben. So ließ sich die auf dem Markt verfügbare Menge steuern und der Preis kontrollieren. Damit hielten die Manager von De Beers die wichtigsten Fäden in der Hand. Der Konzern besaß die Macht, Konkurrenten oder Abnehmer, die sich dem System widersetzen, hart zu bestrafen oder ganz aus dem Rennen zu werfen.

„Es ist eine brillante Operation. Was die CSO über einen Zeitraum von 60 Jahren bei Diamantengeschäft hat, gelang weder den Ölproduzenten der OPEC und noch nicht einmal dem Medellín-Kartell. Sie besaß die Muskeln und die Frechheit, dem Markt ihre Regel aufzuzwingen, und sie schuf ein Syndikat, das nicht nur für Wochen oder Monate Bestand hatte, sondern für Jahrzehnte.“

(*Wilderness of Mirrors*, Linda Davies, 1995)

Was es bedeutete, den Giganten herauszufordern, bekam Mitte der 70er-Jahre etwa die aufstrebende Diamantenindustrie in Tel Aviv schmerzhaft zu spüren. Israel war nach dem Krieg neben Antwerpen zu einem wichtigen Diamantenschleifzentrum aufgestiegen. Der Erfolg machte die Händler selbstbewusst. Sie wollten sich nicht länger von De Beers gängelein lassen. Die Lage eskalierte, als der Konzern seine Lieferungen an Israel kürzte, um die Konkurrenz in Belgien zu stärken, die zu jener Zeit in einer Krise steckte. Die israelischen Händler wussten, wie sie die Lücke füllen konnten. Liberia war noch immer ein wichtiger Umschlagplatz für Schmuggelware aus Schwarzafrika.

De Beers beobachtete den Zufluss illegaler Edelsteine nach Tel Aviv mit Argwohn – und handelte, als er Ausmaße annahm, die dem Kartell ernsthaft Schaden zufügen konnten. Käufer von Rohdiamanten aus Israel mussten von heute auf morgen einen Aufschlag von 40 Prozent auf ihre Bestellungen bei De Beers zahlen. Dutzende von Großhändlern wurden ganz ausgeschlossen und verloren ihre Lebensgrundlage. Die Botschaft kam an.

Doch zurück zu den Anfängen: Nach der großen Wirtschaftsdepression der 30er-Jahre galt es für De Beers zunächst, eine entsprechende Nachfrage für die wachsende Menge an Diamanten zu schaffen, die in den eigenen Minen gefördert wurde. Als wichtigster Markt galt mit Abstand Nordamerika. Dabei stellte sich dem Konzern jedoch ein scheinbar unüberwindliches Hindernis in den Weg, die harten Wettbewerbsgesetze der USA. Betreiber von Kartellen mussten dort mit hohen Strafen rechnen. Manager von De Beers wagten es deshalb bis vor wenigen Jahren nicht, amerikanischen Boden zu betreten, weil ihnen eine Verhaftung drohte. Diese Auseinandersetzung fand erst Anfang des 21. Jahrhunderts ein Ende. De Beers akzeptierte eine Millionenstrafe und sicherte zu, seine Konkurrenten nicht länger zu blockieren.

Die Restriktionen in den Vereinigten Staaten hatten zur Folge, dass nirgendwo in dem großen Land Diamanten unter dem Namen von De Beers verkauft werden konnten. Doch auch für dieses Problem fanden die Oppenheimers eine Lösung – dank einer geschickten Werbestrategie und diskreter Lobbyarbeit. Eine heikle Aufgabe, die sie der Firma N. W. Ayer übertrugen, eine der ältesten und renommiertesten Werbeagenturen des Landes. Dort verfuhr man nach dem Motto „Image ist alles“. Der Mythos Diamant wurde praktisch neu erschaffen.

Ihr erster Weg führte die Werbestrategen nach Hollywood, geradewegs ins Zentrum der Traumfabrik, die mit ihren Filmen ein Massenpublikum in der ganzen Welt erreichte. Regisseure wurden dazu überredet, ihre Leinwandstars mit Diamantschmuck auszustaffieren. Parallel dazu startete N. W. Ayer eine Kampagne, die mitten ins Herz einer heranwachsenden Kundschaft zielte – auf höchst subtile Art, nicht mit großflächigen Werbeplakaten, sondern mit Vorträgen an den Schulen des Landes. Eine ganze Generation künftiger Ehefrauen wurde so mit der vermeintlich alten Tradition vertraut gemacht, dass

nur ein Verlobungsring mit einem Diamanten standesgemäß sei. Flankiert wurde die beispiellose Marketingaktion durch einen Slogan, der bis heute Maßstäbe in der Werbebranche setzt: „Diamonds are forever – Diamanten sind unvergänglich“.

Ein Spruch, der wie so viele andere seiner Art zwar an der Realität vorbeigeht – auch der härteste aller Edelsteine kann beim Schleifen in tausend Teile zerspringen oder verwandelt sich unter hohen Temperaturen einfach in das zurück, was er ursprünglich war: unscheinbarer Kohlenstoff. Doch die Kampagne wurde zu einer der erfolgreichsten Werbeaktionen der Geschichte, ohne dass auch nur einmal der Name De Beers gefallen wäre.

Mit dem Film *Blondinen bevorzugt*, der 1953 herauskam, drang die Botschaft bis in den letzten Winkel der Welt vor. Der Streifen, in dem Marilyn Monroe und Jane Russel zum Besten geben, dass Diamanten der beste Freund eines Mädchens seien – „Diamonds Are a Girl's Best Friend“ –, wurde zu einem Welterfolg. Die billigste und zugleich erfolgreichste Werbung, die De Beers bekommen konnte. Die Nachfrage schnellte nach oben. Drei Viertel aller Diamanten wurden nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA verkauft. Jede zweite Amerikanerin bekam zur Verlobung von ihrem Liebsten einen Diamantring an den Finger gesteckt. Auch in Europa und Japan fanden die Steine immer mehr Käufer.

■ Spur der Blutdiamanten

Sommer 2009 vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag: Ein elegant gekleideter Afrikaner betritt den Saal. Der Mann heißt Charles Taylor und ist der ehemalige Präsident von Liberia, einem kleinen Land an der westafrikanischen Küste. Taylor ist nicht freiwillig hier. Er nimmt auf der Anklagebank Platz. Sein dunkler Maßanzug mit weißem Einstecktuch sitzt perfekt. Dazu trägt er ein weißes Hemd, Krawatte und goldene Ringe an jeder Hand. Die Augen sind hinter getönten Brillengläsern verborgen. Seine Mimik zeigt keinerlei Regung. Das Besondere an dem Verfahren: Erstmals in der Geschichte muss sich ein afrikanischer Despot vor dem Internationalen Gerichtshof verantworten.

Die Liste der Vorwürfe gegen Taylor ist lang. Es geht um das illegale Geschäft mit sogenannten Blutdiamanten und Massenmord. Die Anklageschrift umfasst 30 000 Seiten. Taylor wird für brutale Verbrechen in Sierra Leone verantwortlich gemacht. In dem Land tobte seit den 90er-Jahren bis zum Jahr 2002 ein grausamer Bürgerkrieg. Der ehemalige Präsident Liberias soll jahrelang Rebellen im Nachbarland unterstützt haben, um dort die Diamantenförderung zu kontrollieren. Seine Söldner zogen raubend und mordend durchs Land. Sie hackten ihren Opfern Gliedmaßen ab, vergewaltigten Frauen, entführten Kinder und machten sie zu Soldaten. Taylor will von alledem nichts gewusst haben. Er gibt am ersten Prozesstag zu Protokoll, er sei unschuldig und ein Opfer der Justiz. Doch die Beweislast erscheint erdrückend. Zeugen schilderten vor Gericht, wie das Geschäft ablief. Die Diamanten wurden demnach im großen Stil von Liberia nach Europa geschleust. Hilfe leisteten dabei offenbar Edelsteinhändler aus dem Libanon und Israel. Im Gegenzug wurden große Mengen an Waffen aus den früheren Ostblockstaaten geliefert.

Der Prozess in Den Haag sollte Licht in eines der finstersten Kapitel der Diamantenbranche bringen, die wie kaum eine andere von ihrem makellosen Image lebt. Dass das Geschäft mit den Glitzersteinen alles andere als sauber war, wurde schon in den 90er-Jahren immer offensichtlicher. Berichte über Gräueltaten, die in Zusammenhang mit den kostbaren Edelsteinen standen, sorgten weltweit für Aufsehen und Entsetzen. Beunruhigende Nachrichten kamen vor allem aus Afrika, wo selbst ernannte Warlords und korrupte Potentaten mit Diamanten ihren aufwendigen Lebensstil und Kriege gegen die eigene Bevölkerung finanzierten. Brutale Machenschaften, die innerhalb eines Jahrzehnts Millionen von Menschen das Leben kosteten. Im Zentrum des schmutzigen Geschäfts standen Länder wie Angola, die Kongo-Region, Liberia, die Elfenbeinküste, Sierra Leone und Simbabwe.

Nach Schätzungen von Menschenrechtsorganisationen stammten zeitweise bis zu 15 Prozent der weltweit gehandelten Diamanten aus Konfliktregionen. Heiße Ware, die illegal geschürft und über dunkle Kanäle in den Handel geschleust wurde. Das grausame Geschäft, das einige wenige Hintermänner reich machte, stürzte eine ganze Reihe von Ländern in Chaos und Bürgerkrieg. Doch die Branche, allen voran

der marktbeherrschende De-Beers-Konzern, versuchte das Problem zunächst herunterzuspielen. Nicky Oppenheimer räumte später ein: „Wir haben immer gedacht, solange wir stillschweigend unser Geschäft abwickeln, reicht das.“

Die schockierenden Ereignisse in Sierra Leone wurden weltbekannt durch den Hollywood-Film *Blood Diamond*, der 2006 in die Kinos kam. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein weißer Afrikaner aus Simbabwe, gespielt von Leonardo DiCaprio, der Rohdiamanten schmuggelt. Der ehemalige Söldner freundet sich mit einem einheimischen Fischer an, dervon den Bürgerkriegstruppen gezwungen wird, in den Minenfeldern zu arbeiten, und dabei einen seltenen rosafarbenen Hochkaräter findet – eine Geschichte mit einem durchaus wahren Kern: Im April 2002 kursierten in der Branche Gerüchte, dass ein riesiger Diamant die Grenze von Sierra Leone passiert habe. Mit mehr als 1 000 Karat soll es sich dabei um den zweitgrößten, je entdeckten Diamanten gehandelt haben. Wenige Wochen später hieß es, der Stein sei in Belgien aufgetaucht. Offiziell wurde er jedoch nie registriert, sein Verbleib ist unbekannt.

Im selben Jahr stellten amerikanische und europäische Geheimdienste fest, dass Osama Bin Ladens Terrornetzwerk al-Qaida seit gut einem Jahrzehnt enge Geschäftsbeziehungen mit den Rebellen in Sierra Leone pflegte. Die Konten der Terrororganisation waren nach den Anschlägen in New York und Washington im Jahr 2001 eingefroren. Der Handel mit Konfliktdiamanten sorgte dafür, dass die Finanzmittel nicht ausgingen. Die Organisation Global Witness schätzt, dass die Terrororganisation allein im Jahr 2002 Konfliktdiamanten im Wert von 20 Millionen Dollar abnahm, um sie auf dem Weltmarkt verdeckt zu verkaufen.

Auch in Angola dienten Diamanten dazu, einen drei Jahrzehnte dauernden Bürgerkrieg zu finanzieren, der eine halbe Million Opfer forderte. Nach der Unabhängigkeit Angolas Mitte der 70er-Jahre lieferten sich kommunistische Regierungstruppen und von Südafrika unterstützte UNITA-Rebellen einen erbitterten Kampf. Die Armee finanzierte ihre Waffen mit Einnahmen aus dem Ölgeschäft. Die Aufständischen hielten mit Diamanten den Nachschub aufrecht. Der wichtigste Abnehmer der illegal geschürften Edelsteine hieß De Beers.

Der Konflikt fand 1994 nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Regimewechsel in Südafrika zwar ein vorübergehendes Ende. Doch nur vier Jahre später flammten die Kämpfe wieder auf. Nach Erkenntnissen der Vereinten Nationen (UN) verdienten die Rebellen innerhalb von sechs Jahren vier Milliarden Dollar mit dem illegalen Diamantenhandel, eine beträchtliche Summe, wie der Vergleich mit den Geschäftszahlen von De Beers zeigt: Allein im Jahr 2000 setzte der Konzern Rohdiamanten im Wert von fünf Milliarden Dollar um.

Ein von der internationalen Staatengemeinschaft verhängtes Handelsembargo für Konfliktdiamanten aus Angola zeigte wenig Erfolg. Zwar war der Weg über Südafrika nun versperrt, doch die Schmuggler fanden neue Schlupflöcher. Ihre Ware setzten sie nun über Burkina Faso und Togo auf dem Weltmarkt ab. Der illegale Handel wurde erst gestoppt, als der Bürgerkrieg 2002 offiziell für beendet erklärt wurde. Seitdem treibt die Regierung Angolas den staatlich geregelten, industriellen Abbau von Rohstoffen voran. Die Folgen des Bürgerkrieges werden jedoch noch lange spürbar sein. In keinem anderen Land der Welt wurden so viele Landminen ausgelegt wie in Angola – mindestens zehn Millionen sind es nach offiziellen Schätzungen. Deren Beseitigung dürfte noch Jahrzehnte dauern. Bis dahin werden die Minen weitere Opfer fordern, unter spielenden Kindern und Bauern, die ihr Land bestellen.

Dass sich die Konflikte um wertvolle Rohstoffe in den 90er-Jahren so zuspitzten, war kein Zufall. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion verschob sich das Machtgefüge. Ein halbes Jahrhundert hatten die USA und der Ostblock Afrika als Schauplatz für ihren Stellvertreterkrieg benutzt und viel Geld in die Regime von korrupten Machthabern gepumpt. Als der Kapitalzustrom plötzlich versiegte, verschärfte sich die ohnehin desolate wirtschaftliche Lage der betroffenen Länder. Selbst ernannte Kriegsfürsten mit privaten Söldnerarmeen stürzten sich nun auf den größten Schatz, den der Kontinent zu bieten hat: Rohstoffe wie Diamanten, Gold oder Coltan, ein Stoff, der beim Bau von Mobiltelefonen unverzichtbar ist.

Ein Ort, an dem diese begehrten Bodenschätze in großer Menge vorkommen, ist das Kongo-Becken in Zentralafrika, ein ehemaliges Bantu-Königreich, das von den europäischen Kolonialmächten Frankreich und Belgien im 19. Jahrhundert aufgespalten wurde in die

kleinere Republik Kongo und einen größeren Teil, Belgisch-Kongo, der später in Demokratische Republik Kongo, zeitweise auch Zaire umbenannt wurde. Als die Belgier 1960 abzogen, hinterließen sie ein zerrissenes, heruntergewirtschaftetes Land, das schließlich zum Spielball der Interessen der rivalisierenden West- und Ostmächte wurde.

Mehr als 30 Jahre stand die ehemalige belgische Kolonie unter der Gewaltherrschaft von Joseph-Désiré Mobutu. Der Diktator hatte sich 1965 mithilfe belgischer und amerikanischer Geheimdienstkräfte an die Macht geputscht, nachdem diese den gewählten Präsidenten des Landes, Patrice Lumumba, beiseitegeschafft hatten. Lumumba wurden seine engen Kontakte zur Sowjetunion zum Verhängnis. Obwohl das Land unter Mobutu große Mengen an Rohstoffen ausfuhrte, wurde es immer ärmer. Die Einnahmen aus dem Geschäft verschwanden auf Geheimkonten des Diktators, seiner Familie und hochrangiger Militärs.

Mobutu wurde schließlich 1997 von dem Lumumba-Anhänger Laurent-Désiré Kabila gestürzt. Zur Ruhe kam das Land auch damit nicht. Im Gegenteil. Der beispiellose Völkermord im Nachbarland Ruanda, bei dem die Bevölkerungsmehrheit der Hutu eine Million Tutsi niedermetzte, sorgte auch im Kongo für Unruhen. Die ganze Region wurde in einen panafrikanischen Krieg verwickelt. Rebellen und Regierungstruppen aus Ruanda und Uganda kämpften gegen den neuen kongolesischen Machthaber Kabila, der wiederum von Angola, Namibia und Simbabwe unterstützt wurde. Ein Konflikt, der sich für die Kriegstreiber auch deshalb als lukrativ erwies, weil jede Seite Profit aus den reichen Rohstoffvorkommen schlagen konnte. Auch der Einsatz von Kabilas militärischen Bündnispartnern aus dem Süden hatte seinen Preis. Sie ließen sich ihre Dienste mit Gold und Diamanten vergelten. All dies geschah unter großen Opfern in der Bevölkerung: Schätzungen zufolge starben in den Kriegswirren im Kongo mehr als zwei Millionen Menschen.

Ein Friedensabkommen, das 1999 von den sechs beteiligten afrikanischen Ländern unterzeichnet wurde, befriedete die Region kaum. Auch weil sich beteiligte Länder wie Angola, vor allem aber Simbabwe den Zugang zu den Bodenschätzen des Kongo sichern wollten. Robert Mugabe stand im eigenen Land zunehmend unter Druck. Mit politischen und wirtschaftlichen Repressionen, die sich

gegen das eigene Volk richteten, stürzte er das Land in den Abgrund. Ausländische Kreditgeber drehten seinem Terrorregime schließlich den Geldhahn zu. Umso wichtiger wurden andere Kapitalquellen wie die Diamanten aus dem Kongo. Ein amerikanischer Diamantenhändler sagte aus, dass vor allem hochrangige Regierungsmitglieder, Militärs und enge Verwandte Mugabes einen regen Diamantenschmuggel mit dem zentralafrikanischen Land betrieben. Sie profitierten mit am meisten von dem Warenaustausch, der den Bürgerkrieg im Kongo am Laufen hielt.

Innerhalb kürzester Zeit entwickelte sich die Region zum größten Umschlagplatz für Konfliktdiamanten, die von dort aus in die ganze Welt gingen. Ein Inspektor der UN stellte fest, dass die Republik Kongo – Nachbarland von Zaire und nicht in den Krieg verwickelt – plötzlich das Hundertfache der sonst üblichen Menge an Rohdiamanten ausfuhrte, ein untrügliches Zeichen für einen florierenden Schwarzhandel mit Schmuggelware aus dem Nachbarland.

In einem Bericht der Vereinten Nationen fanden sich eine Reihe von Unternehmen wieder, die nach Einschätzung der Organisation eine wichtige Rolle im illegalen Diamantenhandel spielten. Darunter die Firma Oryx Natural Resources – ein Unternehmen, das im Kongo mehrere Minen betrieb, seinen Firmensitz aber auf den britischen Kaimaninseln hatte. Als Eigentümer wurde Thamer Al Shanfari benannt, ein junger Geschäftsmann aus dem Oman, dem enge Verbindungen zum Präsidenten Simbabwe nachgesagt wurden.

Die ganze Branche drohte durch die Exzesse in Verruf zu geraten. Das Geschäft mit schmutzigen Diamanten nahm um die Jahrtausendwende solche Ausmaße an, dass sich die großen Produzenten zu einem außergewöhnlichen Schritt durchrangen. Im Mai 2000 kamen sie erstmals zusammen, an der Geburtsstätte der Diamantenindustrie, im südafrikanischen Kimberley. Ihr Ziel war es, ein System zu schaffen, das mithilfe von Herkunftszertifikaten den illegalen Handel mit Diamanten aus Krisengebieten unterbinden sollte. Drei Jahre später einigten sich 70 teilnehmende Staaten auf ein Abkommen, das nach dem Ort der ersten Konferenz benannt wurde. Mit dem Kimberley-Prozess wurde unter anderem ein Kontrollsystem eingeführt, das einen lückenlosen Nachweis über die Legalität jedes einzelnen Diamanten ermöglichen sollte. Dazu zählten auch mikroskopisch kleine

Gravuren auf den Steinen, die für das bloße Auge unsichtbar sind. Rohdiamanten ohne Zertifikat und Quittung dürfen seitdem in den Ländern, die das Kimberley-Abkommen unterzeichnet haben, nicht gehandelt werden.

So weit die Theorie. In der Praxis erwies sich dieses System allerdings als anfällig – auch Gravuren können gefälscht werden. Einen ersten zuverlässigen Herkunftsnachweis entwickelten belgische Wissenschaftler erst im Jahr 2003. Der Test beruht darauf, dass jeder Diamant über einen einzigartigen physikalischen und chemischen „Fingerabdruck“ verfügt, mit dem sich sein Herkunftsort genau bestimmen lässt – ein Verfahren, das allerdings sehr kostspielig und nicht für den Masseneinsatz geeignet ist. Sechs Jahre später musste sich die Branche eingestehen, dass die Reformbemühungen nicht den durchschlagenden Erfolg gebracht hatten.

Beispiel dafür war Simbabwe Präsident, der auch nach dem Kimberley-Abkommen weiterhin einen schwunghaften Handel mit Konfliktdiamanten betrieb, für ihn eine bedeutende Einnahmequelle, nachdem sich die internationalen Kapitalgeber zurückgezogen hatten. Wie dieses Geschäft genau ablief und wer daran beteiligt war, belegen zahlreiche Dokumente und Zeugenaussagen, mit denen sich auch der Kongress in Washington beschäftigte. Ein Abgeordneter kam zu dem Schluss, dass die Regierung von Simbabwe eine „kriminelle Organisation“ sei, die allein dem Interesse Mugabes diene.

In den Aussagen zweier Zeugen aus dem engen Umfeld Mugabes tauchte auch immer wieder der Name Thamer Al Shanfari auf, also jenes Geschäftsmannes, Miteigentümer der Minengesellschaft Oryx Natural Resources, der bereits ins Visier der Vereinten Nationen geraten war. Er gilt als Schlüsselfigur in Mugabes Diamantenmonopoly. Der Mann aus dem Oman soll in Europa das notwendige Bargeld beschafft haben. Die Geldgeber waren angeblich Diamanten- und Waffenhändlern aus Israel, dem Libanon und dem Sudan. Seine Aufgabe war es offenbar auch, für einen reibungslosen Transfer des Geldes nach Harare zu sorgen. Während ein Teil davon direkt mit einem Privatflugzeug in den Kongo geschafft wurde, landete der andere ohne Umwege in den Taschen von Mugabe und seinen Günstlingen.

Abgewickelt wurde die Geldübergabe auf dem Landsitz von Al Shanfari, etwas außerhalb der Hauptstadt Harare. Während er ge-

meinsam mit engen Freunden und Vertrauten des Präsidenten beim Dinner saß, wurden die Geldbündel diskret in den Autos der Gäste verstaut. Die Zeugen gaben weiter an, dass ein Teil davon direkt ins Haus von Mugabes Ehefrau Grace geliefert wurde, die berüchtigt war für exzessive Shoppingtouren und für ihren luxuriösen Lebensstil.

Der Teil des Geldes, der das Land gleich wieder an Bord eines Privatjets verließ, war für einen belgischen Diamantenhändler im Kongo bestimmt. Er lieferte die Rohdiamanten, die meist noch mit derselben Maschine nach Harare ausgeflogen wurden. Was nun folgte, war wohl der schwierigste Teil der Transaktion. Von Al Shanfari angeheuerte Männer mussten die Steine am Körper versteckt nach Südafrika schmuggeln. Einer der Zeugen bestätigte, dass bei jedem dieser Trips Steine im Wert von mindestens einer halben Million Dollar verschoben wurden. In Johannesburg wurden die Diamanten bei einer Tarnfirma abgeliefert, hinter der der Mann aus dem Oman stand. Dort erhielten sie ein Zertifikat, das den Konfliktdiamanten aus dem Kongo eine makellose Herkunft bescheinigte. Von hier aus wurden die Diamanten schließlich nach Antwerpen geschickt, wo sich der Kreis wieder schloss. Al Shanfaris Geschäftsfreunde und Geldgeber nahmen dort die Ware in Empfang und verkauften sie ganz legal.

Die Machenschaften von Oryx Natural Resources alarmierte auch die Behörden in Amerika und Europa. Die US-Regierung setzte die Firma Mitte 2008 auf eine schwarze Liste von Firmen, die mit dem Mugabe-Regime zweifelhafte Geschäfte betrieben. Ein Jahr später verhängt auch die Europäische Union Sanktionen. Die Konten der Minengesellschaft wurden eingefroren.

Das Beispiel Simbabwe zeigt, mit welchen Fehlern der Kimberley-Prozess von Anfang an behaftet war. So wurden etwa nur Diamanten aus Rebellenhand vom legalen Handel ausgeschlossen, nicht aber die Helfershelfer oder staatliche Initiatoren. Länder wie Mosambik, die als Durchgangsstation für Schmuggelware galten, hatten das Abkommen erst gar nicht unterzeichnet.

Ausgenommen waren von vornherein auch Regierungen, die in den Diamantengebieten ihrer Länder selbst Gewalt anwendeten. Auch dafür ist Simbabwe ein Beispiel. Ende 2008 ließ Mugabe von seinen Soldaten das Gebiet der Marange-Mine im Osten des Landes gewaltsam räumen, 200 wehrlose Diamantenschürfer wurden

erschossen oder erschlagen. Auf dem 2 000 Hektar großen Gelände wurden 2006 erstmals Diamanten entdeckt. Die Steine liegen dort dicht unter der Erdoberfläche, sodass sie leicht abzubauen sind. Der Präsident verschaffte sich mit dem Überfall die Kontrolle über das Abbaugelände, das ursprünglich im Besitz von De Beers war, später aber an eine britische Mininggesellschaft verkauft wurde, die vergeblich um ihre Rechte kämpfte.

Dass das Kimberley-Abkommen nicht viel mehr wert ist als das Papier, auf dem es niedergeschrieben wurde, zeigte sich kurz darauf bei der Jahrestagung der Mitglieder in Namibia. Trotz der dramatischen Ereignisse in Simbabwe sahen sich die 70 Teilnehmerregierungen außerstande, Strafmaßnahmen gegen das Land zu verhängen. Sie setzten sich damit gegen die Forderungen von Nichtregierungsorganisationen und des Branchendachverbands World Diamond Council durch.

Zur gleichen Zeit stellten die Vereinten Nationen fest, dass trotz verschärfter Kontrollen nach wie vor große Mengen an Diamanten aus afrikanischen Krisengebieten über Israel auf den Weltmarkt gelangten. Die UN kritisierten auch, dass das Land wenig Bereitschaft zeige, die kriminellen Strukturen zu bekämpfen und den illegalen Handel zu stoppen. Dass ausgerechnet Israel ab 2010 den Vorsitz im Kimberley-Prozess übernehmen wird, werten Kritiker als weiteres Zeichen dafür, dass die Sanktionen gegen den illegalen Diamantenhandel in absehbarer Zeit nicht verschärft werden, ganz im Gegenteil. Für die Branche wäre dies ein herber Rückschlag. Kritiker halten den Versuch der Diamantenproduzenten, eine wirksame Selbstregulierung zu erreichen, ohnehin für gescheitert. Experten gehen deshalb davon aus, dass über kurz oder lang wieder mehr Konfliktdiamanten ihren Weg auf den Weltmarkt finden werden.

König der Smaragde

Eine Spur der Verwüstung und Gewalt zieht sich auch durch die Geschichte eines anderen wertvollen Edelsteins. Der Smaragd, das grüne Gold Kolumbiens, schlug schon die spanischen Entdecker in seinen Bann. Nach wie vor gilt die Smaragdindustrie als einer der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren des südamerikanischen Landes. Nirgendwo

sonst auf der Welt werden Smaragde in so hoher Qualität und Reinheit gefunden. Es sind vor allem Spurenelemente der Schwermetalle Chrom oder Vanadium, die den seltenen Juwelen ihre charakteristische tiefgrüne Farbe verleihen. Ihr Name stammt vom griechischen Wort „Smaragdos“ ab und bedeutet grüner Stein.

Glaubt man der offiziellen Statistik, dann führt Kolumbien jährlich Smaragde im Wert von mehr als 500 Millionen Dollar aus. Tatsächlich dürfte der Wert jedoch mindestens doppelt so hoch liegen. Mehr als die Hälfte der Ware wird nach Schätzungen von Experten auf dem Schwarzmarkt verkauft und von Schmugglern außer Landes gebracht.

Der Kampf um die Vorherrschaft im Smaragdhandel, in dem neben Großgrundbesitzern auch konkurrierende Drogenbarone sowie linke und rechte Rebellengruppen mitmischen, stürzte Kolumbien in einen jahrzehntelangen Bürgerkrieg, in dem die Fronten nur schwer durchschaubar waren. Er wurde mit großer Brutalität geführt und forderte Tausende Opfer, vor allem auf dem Land, wo die Bevölkerung zwischen die Fronten geriet.

Die grünen Edelsteine aus den kolumbianischen Bergtälern übten von jeher eine magische Anziehungskraft aus. In ganz Süd- und Mittelamerika waren sie ein gefragtes Handelsgut, das von Inkas wie Azteken hoch geschätzt wurde. Smaragde spielten eine wichtige Rolle in religiösen Ritualen und dienten unter anderem als Schmuck für Altäre und Kultgegenstände.

Ähnlich wie in der griechischen Mythologie hielten auch die indianischen Ureinwohner die seltenen Juwelen für steingewordene Tränen. In einer der zahlreichen Legenden, die sich um den Smaragd ranken, wird die Geschichte eines Prinzenpaares erzählt. Die Götter hatten den beiden ein langes und glückliches Leben in Aussicht gestellt. Doch sie knüpften ihr Versprechen daran, dass die Prinzessin ihrem Mann die Treue halten müsse, was ihr nicht gelang und ihren Gatten in den Selbstmord trieb. Bestürzt über seinen Tod vergoss die Prinzessin unzählige Tränen, die der Überlieferung zufolge zu Smaragden erstarrten. Das glücklose Prinzenpaar verwandelte sich daraufhin in zwei große Berge, die auf ewig durch ein Flusstal getrennt sind.

Im alten Ägypten wurde dem Smaragd ein noch höherer Stellenwert eingeräumt als dem Diamanten, obwohl er mit einem Härtegrad

von 7,5 bis 8 auf der Mohs-Skala deutlich weicher ist als der Primus unter den Edelsteinen. Das Land am Nil war auch das erste, das die grünen Mineralien vor mehr als 2 000 Jahren im großen Maßstab abbaut. Die antiken Bergwerke in der versunkenen Stadt Sikait, die heute zum großen Teil unter Wüstensand begraben liegen, waren über Jahrhunderte die wichtigste Quelle der kostbaren Edelsteine, nicht nur für Europa, sondern vor allem für die Herrscher im Orient und in Indien. Erst als die Spanier in Kolumbien um 1573 auf reichhaltige Smaragdorkommen stießen, verloren die ägyptischen Minen ihre Bedeutung und gerieten in Vergessenheit. Ein niederländisch-amerikanisches Archäologenteam begann 1994 damit, die antike Stadt im Osten Ägyptens wieder auszugraben, um den vorchristlichen Minenstollen ihre Geheimnisse zu entlocken.

Die höchsten Preise erzielen heute Smaragde mit einem satten Grün und einem Hauch von Blau. Solche werden vor allem in Kolumbien gefunden. Mineralien mit relativ blasser Grüntönung kommen dagegen häufiger in Brasilien vor, das ebenfalls über größere Vorkommen verfügt. Im Gegensatz zu Diamanten weisen Smaragde jedoch viel häufiger störende Einschlüsse auf, die als Jardin bezeichnet werden – ein Begriff, der aus dem Französischen kommt und Garten bedeutet. Weil absolut lupenreine Smaragde sehr selten sind, erzielen sie leicht Preise, die den eines vergleichbaren Diamanten noch übertreffen.

Im Gegensatz zu anderen Edelsteinen ist die Nachbehandlung von Smaragden durchaus üblich. Schönheitsfehler wie Risse kommen häufig vor und werden mit Kunstharzen oder farbigen Ölen kaschiert. Allerdings müssen solche Griffe in die Trickkiste beim Verkauf offengelegt werden, weil sie den Wert eines Steins mindern. Für das Auge eines Laien sind diese nachträglichen Schönheitskorrekturen jedoch kaum erkennbar. Käufer eines hochwertigen Smaragds sollten deshalb ein unabhängiges Gutachten einholen, um sicherzugehen, dass sie nicht zu viel zahlen.

Für Schleifer ist der Umgang mit den empfindlichen Steinen immer ein großes Risiko, weil das grüne Mineral nicht nur besonders spröde, sondern auch sehr stoßempfindlich ist. Nur ein Bruchteil der Steine eignet sich überhaupt für einen Schliff. Um den Ausschuss zu minimieren, wurde ein besonderer Schliff entwickelt, bei dem die Kanten der Steine abgeschrägt werden, um empfindliche Bruchstellen

zu entschärfen. Der größte je entdeckte Smaragd wiegt 16 300 Karat. Er war einst im Besitz eines mächtigen Sultans und wird in der Schatzkammer des legendären Topkapi-Palastes in Istanbul aufbewahrt. Funde dieser Größe bleiben jedoch die absolute Ausnahme.

Die Spirale der Gewalt in Kolumbien reicht weit zurück in die Vergangenheit. In Gang gesetzt wurde sie, als die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert kolumbianischen Boden betraten und zufällig auf das grüne Gold stießen, das buchstäblich in den Hufen ihrer Pferde stecken blieb. Ausbeutung, Gewalt und Tod sind seitdem untrennbar mit der Smaragdgewinnung verbunden.

Für die Spanier gipelte der erste Ansturm auf die schwer zugängliche Smaragdregion Kolumbiens mit ihrem dichten Urwald zu einem Desaster. Die hohen Bergtäler wurden zum Rückzugsgebiet für die letzten Indianerstämme, die erbitterten Widerstand leisteten. Mehr als zehn Jahre machten sie mit ihren Giftpfeilen und Erdfallen den Europäern ein Durchkommen unmöglich. Erst als es diesen gelang, einige Heeresführer der Indios in einen Hinterhalt zu locken und zu töten, gewannen sie die Oberhand. Doch sie mussten lange nach den SmaragDMINEN suchen. Nachdem die Ureinwohner die im Tagebau betriebenen MINEN aufgaben, wurden diese rasch von üppigem Grün überwuchert und damit unsichtbar. Viele, die ihre Lage kannten, waren im Kampf mit den Spaniern gefallen. Doch einige wenige, die überlebten, wurden schließlich gezwungen, den Weg zu den ertragreichen SmaragDMINEN zu weisen.

Die Eroberer beuteten die Vorkommen rücksichtslos aus und führten auch den Untertagebau ein. Ganze Indiofamilien wurden in den finsternen Tunnelsystemen eingepfercht, um die begehrten Mineralien aus dem brüchigen Schiefergestein zu brechen. Viele von ihnen erblickten nie mehr das Tageslicht. MINENUNGÜNCKE waren an der Tagesordnung. Die Einkünfte aus dem Smaragdhandel beanspruchten die spanischen Könige für sich, doch sie waren nie ganz Herr der Lage. Weil ein großer Teil der Ausbeute in den Taschen illoyaler Aufseher und Verwalter verschwand, verursachten die MINENbetriebe teilweise hohe Verluste, sodass sie immer wieder stillgelegt werden mussten.

Die Lage in den kolumbianischen Smaragdregionen spitzte sich zu, nachdem die Regierung die Bergwerke nach dem Zweiten Weltkrieg verstaatlicht hatte. Obwohl die Ausbeute mehr als zufriedenstellend

war, fuhren sie riesige Verluste ein. Ursache dafür war ein ausufernder Schwarzmarkthandel. Schließlich entschloss sich der Staat wieder zur Privatisierung der Smaragdminen und machte damit den Weg frei für den Aufstieg privater Minenbesitzer, die ihre Rivalitäten mit Gewalt austrugen. Privatarmeen von Großgrundbesitzern und Drogenbossen, die ebenfalls ins Smaragdgeschäft drängten, bekämpften sich bis aufs Blut.

Die Situation entspannte sich erst Anfang der 90er-Jahre, nachdem es kolumbianischen und amerikanischen Spezialeinheiten gelungen war, das berüchtigte Medellín-Kartell des Drogenbarons Pablo Escobar zu zerschlagen. Er wurde 1993 bei einer Razzia in Medellín erschossen, nachdem er die Hauptstadt Bogotá jahrelang mit Bombenterror überzogen hatte. Auf sein Konto gehen Hunderte Auftragsmorde an Polizisten, Richtern und Staatsanwälten, nicht eingerechnet die hohe Zahl der Opfer in der Zivilbevölkerung.

Doch auch Anfang des 21. Jahrhunderts ist der Kampf um die Macht auf dem größten Smaragdmarkt der Welt längst nicht beendet. Immerhin knapp 60 Prozent der weltweiten Jahresproduktion kommen aus Kolumbien – ein einträgliches Geschäft für diejenigen, die es beherrschen. Als eine der schillerndsten Figuren in der kolumbianischen Edelsteinindustrie gilt Victor Carranza, bekannt auch als der „Smaradgkönig“. In seinem Besitz befinden sich die ergiebigsten Minen des Landes. Viele Kolumbianer nennen den Mann, der aus ärmsten Verhältnissen stammt und angeblich mit sieben Jahren seinen ersten Smaragd fand, respektvoll Don Victor. Carranza verteidigt seine Führungsposition mit harter Hand und wohl auch nicht immer mit legalen Mitteln. Er gilt aber auch als sozial engagiert. Selbst seine Kritiker halten ihm zugute, dass er die verfeindeten Gruppen in den 90er-Jahren dazu brachte, eine Art Stillhalteabkommen zu schließen.

Doch der Frieden ist fragil, hinter den Kulissen rumort es. Der Herrscher über das Reich der grünen Steine, der sich stets mit einem Tross von Leibwächtern umgibt, lebt gefährlich. Diverse Anschläge und Mordversuche hatte er bereits überlebt, als er am 4. Juli 2009 auf einer einsamen Straße zwischen den Orten Puerto López und Puerto Gaitán im Zentrum Kolumbiens in einen Hinterhalt geriet und sein Konvoi mit Granaten und Maschinenpistolen beschossen wurde. Zwei seiner Leibwächter starben bei dem Überfall, andere trugen schwere

Verletzungen davon. Der 78-jährige Carranza bekam erstaunlicherweise nur ein paar Schrammen ab und konnte noch am selben Tag das Krankenhaus wieder verlassen.

Die Hintergründe des Überfalls blieben im Dunkeln. In Bogotá wurde darüber spekuliert, dass alte Rivalitäten der Grund für den Ausbruch neuerlicher Gewalt waren. Verschwiegenheit ist eine der obersten Maximen in der halbseidenen Smaragdwelt und gilt als eine Art Lebensversicherung. Die Branche stellte schon immer ihre eigenen Regeln auf und entzog sich damit der Kontrolle durch den Staat, dessen Polizei- und Militärkräfte selbst in dem Ruf stehen, korrupt und unzuverlässig zu sein.

Carranza, Besitzer der Minengesellschaft Tecminas, machte sich im Laufe seines Lebens viele Feinde. Die meisten seiner Weggefährten starben einen gewaltsamen Tod. Sein einstiger Gönner und Geschäftspartner Gilberto Molina gilt als eines der berühmtesten Opfer der „grünen Kriege“. Er wurde 1989 zusammen mit 16 Leibwächtern bei einer Party auf seinem Landsitz in der Nähe von Bogotá niedergemetzelt. Auftraggeber war der berüchtigte Drogenboss Gonzales Gacha, ein enger Vertrauter Pablo Escobars. Carranza stieg nach Molinas Tod zum mächtigsten Mann der Edelsteinindustrie auf. Er wurde der neue Smaragdkönig und damit zur wichtigsten Zielscheibe für die kolumbianische Drogenmafia. Gacha, wegen seiner Vorliebe für große Stroh Hüte auch der Mexikaner genannt, ließ einen von Carranzas Ingenieuren lebend und in einen Plastiksack verpackt aus 300 Metern Höhe aus einem Hubschrauber werfen. Büroräume von Tecminas wurden durch Bombenanschläge verwüstet und sein Neffe wurde ermordet. Die Gewalt eskalierte und fand erst ein Ende, als Gacha ein Jahr später auf der Flucht vor der Polizei erschossen wurde. Der entscheidende Tipp kam von Carranza.

Carranza verschaffte sich Respekt und Ansehen in Politik und Wirtschaft. Neben dem Smaragdgeschäft investierte er in Rinderzucht und Autohandel. Er reiste durch die Welt und ließ sich im Ausland als Vorzeigeunternehmer Kolumbiens feiern. Dass seine Weste nicht weiß war, galt zwar als hinreichend bekannt, wurde offenbar aber nicht weiter als störend empfunden. So fand die Polizei in den 90er-Jahren auf einem seiner weitläufigen Grundstücke ein Massengrab mit 50 stark verwesenen Leichen, die später als Anhänger einer Rebellengruppe iden-

tifiziert wurden. Eine Beteiligung an den Morden konnte Carranza jedoch nicht nachgewiesen werden, sodass er schon nach kurzer Zeit wieder auf freien Fuß kam.

1998 holte ihn die Vergangenheit ein weiteres Mal ein. Er wurde erneut verhaftet. Ein Staatsanwalt warf ihm unter anderem die Gründung paramilitärischer Verbände und Verbindungen zum Drogenkartell von Cali vor. Drei Jahre später sprach ihn ein Gericht mangels Beweisen frei.

Nach seiner Freilassung begann der Smaragdkönig, seine große Vision in die Tat umzusetzen: Bogotá sollte für den Smaragdhandel das werden, was London lange Zeit für das Geschäft mit Diamanten war. Carranza plante ein Kartell nach dem Vorbild von De Beers, das den Smaragdhandel kontrollieren und die Preise auf dem Weltmarkt bestimmen sollte. Doch das Projekt scheiterte unter anderem am Widerstand anderer Produzenten. Branchenvertreter forderten stattdessen soziale Hilfsprogramme für annähernd 100 000 Kolumbianer, die in der Smaragdindustrie arbeiteten, die meisten von ihnen für einen kargen Lohn, der kaum ausreichte, ihre Familien zu ernähren.

Laut einem Bericht der Weltbank lebt die Hälfte der Bevölkerung nach wie vor in Armut. Die kolumbianischen Behörden legten 2009 einen Bericht vor, wonach innerhalb von 20 Jahren 1 60 000 Menschen in Kolumbien ermordet wurden, 500 000 galten als verschwunden. Ein erheblicher Teil der Opferzahlen stand demnach in engem Zusammenhang mit dem Drogenhandel, aber auch mit dem Smaragdgeschäft. Hilfsorganisationen prangerten „schwere und chronische Verletzungen“ der Menschenrechte in dem südamerikanischen Land an.

Das grüne Gold der Berge brachte Kolumbien nicht den ersehnten Reichtum. Am Geschäft mit den Smaragden verdienten nur wenige, zuerst die spanischen Eroberer, dann korrupte Bergwerkseigner, Großgrundbesitzer und Drogenbarone. Seit der Unabhängigkeit des Landes im Jahr 1830 schreckten Regierende und selbst die Kirche nicht davor zurück, den Nationalschatz zu Schleuderpreisen zu verhökern, sodass im Land selbst nur noch wenige der seltenen Stücke erhalten sind. Trauriges Beispiel dafür ist eines der wertvollsten Stücke, die „Krone der Anden“, die Ende des 16. Jahrhunderts aus purem Gold und 453 Smaragden gefertigt wurde. Ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, das für mehr als 300 Jahre das Haupt der Jungfrau von

Popayan zierte. Als die Kirche Anfang des vergangenen Jahrhunderts in Zahlungsschwierigkeiten geriet, bot sie die Krone zum Verkauf an. Als die Verhandlungen mit dem russischen Zaren Nikolaus II. an der russischen Revolution scheiterten, ging die Krone schließlich 1936 für nur 125 000 Dollar an ein Investorenkonsortium, das von dem New Yorker Edelsteinhändler Warren J. Piper angeführt wurde. Ein Betrag, der erheblich unter dem damaligen Schätzwert von 4,5 Millionen Dollar lag. Später wurden die wertvollen Steine aus der Krone herausgebrochen und einzeln verkauft. Die Lücken wurden durch billige Smaragde ersetzt.

■ Opale auf dem Mars

Für den 14-jährigen William Hutchison war es das größte Abenteuer seines jungen Lebens, als er seinen Vater Jim 1915 auf einer Reise in das damals noch weitgehend unerforschte Outback Australiens begleiten durfte. Ihr Ziel war einer der heißesten und trockensten Flecken dieser Erde, knapp 900 Kilometer nordwestlich von Adelaide – ein Ort, der später als Coober Pedy bekannt wurde.

Jim Hutchison, der als Prospektor für eine Minengesellschaft arbeitete, war sich sicher, in der unwirtlichen Gegend auf eine Goldader zu stoßen. Doch die Hoffnung wurde enttäuscht. Er und seine Männer wollten bereits ihr Lager abbrechen, da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Hutchisons Sohn, der auf der Suche nach Wasser durch die Gegend streifte, brachte von einem seiner Ausflüge kleine, blau schillernde Steine mit. Die Bergbauexperten jubelten. Für sie stand schnell fest, dass es sich bei den ungewöhnlichen Mineralien um Opale handeln musste, die zuvor schon in anderen Regionen Australiens entdeckt worden waren. Der Fund löste einen Opalrausch aus, der bis heute anhält.

Der Name Coober Pedy stammt aus der Sprache der Ureinwohner Australiens und bedeutet wörtlich übersetzt „weißer Mann im Loch“. Ein Begriff, der auf die ungewöhnlichen Lebensumstände der Opalschürfer hindeutet, die sich in einer besonders menschenfeindlichen Region zurechtfinden mussten, Hunderte von Kilometern entfernt von der nächsten Siedlung. Hohe Temperaturen und

extreme Trockenheit machten den Männern an der Erdoberfläche so zu schaffen, dass sie sich unter die Erde zurückzogen und so eine der ungewöhnlichsten Siedlungen auf dem australischen Kontinent schufen. Sie gruben unterirdische Wohnhöhlen, sogenannte „dugouts“, in denen das ganze Jahr, ganz ohne Klimaanlage, angenehm kühle Temperaturen herrschen. Auch der Opalabbau wurde vorwiegend unter der Erde vorangetrieben, zunächst mit Hacke und Schaufel, später mit Sprengstoff und schwerem Gerät.

Mittlerweile zählt der Ort mit knapp 3 000 Einwohnern zu den großen Touristenattraktionen Australiens. Reisende aus aller Welt besuchen Coober Pedy, das auf halber Strecke zwischen Adelaide und Alice Springs liegt. Selbst die Kirchen sind hier tief in die Erde gegraben. In einem Kinosaal warnt ein altes Schild aus Pioniertagen Besucher noch heute davor, dass das Mitbringen von Dynamitstangen strengstens untersagt sei. Die Umgebung, die einer Mondlandschaft gleicht, diente als Kulisse für zahlreiche Filme wie *Mad Max* oder *Püch Black – Planet der Finsternis*. Auch die *Crocodile Dundee*-Filmreihe hat hier ihren Ursprung. Der deutschstämmige Baron Arvid von Blumental, der in Coober Pedy sein Glück als Opalschürfer versuchte, diente den Machern als Vorlage für die Figur des raubeinigen australischen Hinterwäldlers.

Australien gilt heute als wichtigste Quelle für Edelsteine, deren besonderer Reiz von ihrem bunt schillernden Farbspiel ausgeht. Ein Effekt, der auf Einschlüssen aus wasserhaltigem Siliciumdioxid beruht, besser bekannt als Kieselgel. Lichtstrahlen werden dadurch gebrochen und reflektiert. Opale in Edelsteinqualität, deren Grundfarben von Weiß über Rot bis hin zu Schwarz reichen können, kommen jedoch äußerst selten vor. Ein industrieller Abbau lohnt sich daher nur an wenigen Stellen, auch wenn die Mineralien auf allen Kontinenten zu finden sind. Drei Viertel der wertvollsten Opale mit Edelsteinqualität stammen aus der Region um Coober Pedy, was dem Ort den Titel „Opal-Hauptstadt“ der Welt einbrachte.

Schon die Menschen der Antike wussten die bunt schimmernden Steine zu schätzen. Im alten Rom war der Opal bei Spionen als Talisman besonders geschätzt. Die meisten der damals in Umlauf befindlichen Steine kamen zu jener Zeit aus einer Gegend, die auf dem Staatsgebiet der heutigen Slowakei liegt. Von dort stammt auch

einer der größten je gefundenen Edelopale. Er wurde 1775 entdeckt, wiegt 600 Gramm und liegt im Naturhistorischen Museum in Wien. Zur Massenware wurden die Edelsteine jedoch erst mit den Funden in Australien Ende des 19. Jahrhunderts.

Abenteurer aus der ganzen Welt zog es auf den fünften Kontinent. Nicht nur der Untergrund in und um Coober Pedy gleicht deshalb einem Schweizer Käse. Nirgendwo in Australien wurden mehr Löcher gebuddelt: 1,5 Millionen Gruben und Tunnel sollen Opalschürfer im Laufe der Zeit ausgehoben haben, die meisten davon mit wenig Erfolg. Die finanziellen Mittel der meisten Schürfer waren aufgebraucht, bevor sie erste Erfolge erzielen konnten. Der ungastliche Ort war jedoch lange Zeit auch Anziehungspunkt für lichtscheue Gestalten auf der Flucht vor der Polizei. Sie fanden in den unterirdischen Labyrinthen von Coober Pedy einen relativ sicheren Unterschlupf.

Das Vorkommen von Opalen beschränkt sich aber offenbar nicht nur auf die Erde. Einer Sensation kam die Nachricht gleich, die Welt- raumforscher im Jahr 2007 veröffentlichten. Demnach konnte die amerikanische Sonde Mars Reconnaissance Orbiter bei ihren Erkundungen im All Opalmineralien auf dem Mars nachweisen. Ein Ergebnis, das nicht nur die Fachwelt in ungläubiges Staunen versetzte. Denn die Mineralien entstehen nur, wenn vulkanisches Gestein mit Wasser in Verbindung kommt, das bislang auf dem Mars nicht mit aller Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Forscher der amerikanischen Johns Hopkins University werteten den Fund als Zeichen, dass es noch vor zwei Milliarden Jahren Gewässer auf dem Roten Planeten gegeben haben könnte. Schon vor den Opalen waren die Forscher auf zwei Mineralienarten gestoßen, die nur in Verbindung mit Wasser entstehen: sogenannte Schichtsilikate und hydratisierte Sulfate. Ihre Entstehung datierten die Experten jedoch auf mindestens 3,5 bis drei Milliarden Jahre in die Vergangenheit. Die Existenz der Opale nährt nach Einschätzung der amerikanischen Luft- raumbehörde NASA die Hoffnung, dass auf dem Mars Spuren von Leben zu finden sind.

Der weiße Elefant

Der Legende zufolge überschüttete König Salomo die sagenhafte Königin von Saba mit Unmengen von kostbaren Juwelen. Ob er damit nur seine Dankbarkeit für deren großzügige Goldgeschenke unter Beweis stellen wollte oder vielleicht auch seine Zuneigung, ist zwar nicht überliefert. Relativ sicher lässt sich jedoch die Quelle der Preziosen identifizieren, die im Altertum vor allem von einer kleinen Insel im Indischen Ozean stammten. Berühmte Seefahrer und Geschichtsschreiber gerieten bei der Erwähnung des wohl paradiesisch anmutenden Eilands regelmäßig ins Schwärmen. Die Rede ist von Sri Lanka, auch bekannt unter seinem früheren Namen Ceylon, der Inbegriff von Teekultur schlechthin und Herkunftsort einer großen Vielfalt von Edelsteinen.

Ceylon wurde bereits vor 2 500 Jahren von Händlern und Seefahrern aus dem Orient angesteuert, die es dort nicht nur auf Zimt und andere Gewürze abgesehen hatten, sondern auch auf die wertvollen Bodenschätze, vor allem Rubine, Saphire, Amethyste, Granate und Topase. In den ersten, noch erhaltenen Niederschriften über die Schätze der Insel aus dem ersten Jahrhundert nach Christus wird von einem regen Warenaustausch berichtet. Auch Marco Polo, einer der ersten großen Weltreisenden der Geschichte, äußerte sich um das Jahr 1293 voller Bewunderung über den Reichtum Sri Lankas. Besonders angetan hatte es ihm ein Rubin, der nach seiner Beschreibung einen Durchmesser von 20 Zentimetern hatte und angeblich makellos war. Geradezu fantastisch klingt die Geschichte vom weißen Elefanten des Königs von Kandy, der im Hochland der Insel residierte. Das Lieblingstier des Herrschers soll einen hühnereigroßen Edelstein als Schmuck auf der Stirn getragen haben.

Inzwischen sind sogar weitaus größere Funde nachgewiesen. In der ehemaligen britischen Kolonie wurde in den 60er-Jahren der weltweit größte blaue Saphir gefunden, mit einem beinahe unvorstellbaren Gesamtgewicht von 19 Kilogramm. Der größte jemals geschliffene Saphir, der „Stern von Indien“, bringt es immerhin auf knapp 570 Karat. Sein ursprünglicher Eigentümer, der amerikanische Investmentbanker John Pierpont Morgan, besser bekannt als

J. P. Morgan, vermachte den Ausnahmestein 1901 dem American Museum of Natural History.

Im Europa des Mittelalters schätzten die Herrscher den Saphir als Leitstein in Kaiser- und Königskronen. Der Papst vergab ab Mitte des elften Jahrhunderts jährlich eine goldene Rose, die mit dem Edelstein geschmückt war, als Auszeichnung für besondere Verdienste. Verliehen wurde sie zunächst nur an männliche Adelige, später dann nur noch an Frauen, was dem Schmuckstück den Namen Tugendrose eintrug.

Auch in der Neuzeit zählt die Insel, die am Südzipfel des indischen Subkontinents liegt, wegen ihrer Schätze im Untergrund zu den wertvollsten Ländereien der Welt. Gut ein Viertel der Gesamtfläche wiesen Geologen als potenzielle Edelsteinlagerstätten aus. Davon wurde bislang nur ein Bruchteil ausgebeutet. Einige der schönsten und seltensten Juwelen haben ihren Ursprung auf Sri Lanka. Wie die anderen Edelsteine auch sind sie vulkanischen Ursprungs. Von den Feuer speienden Bergen ist längst nichts mehr übrig, sie wurden im Laufe der Zeit durch Wind und Wetter abgetragen. Doch die wertvolle Fracht, die sie aus dem Inneren der Erde an die Oberfläche transportierten, lagerte sich in den fruchtbaren Böden des Landes ab, vor allem entlang der Flussläufe.

Große Minenbetriebe wie in vielen anderen Ländern sucht man in Sri Lanka vergeblich. Doch das geschäftige Treiben der Schürfer ist allgegenwärtig. Wer beispielsweise die Straßen entlangfährt, die die Hauptstadt Colombo mit dem im Landesinneren gelegenen Pelmadulla verbindet, passiert unzählige kleine, meist nur provisorisch angelegte Gruben am Rande von Reisfeldern, Gewürzplantagen und Palmenhainen. Wann und wo gegraben wird, unterliegt nicht nur rationalen Überlegungen. Bevor die Edelsteinsucher ans Werk gehen, ziehen viele von ihnen einen Astrologen zurate und stimmen ihre Götter mit Opfergaben gnädig.

Der Abbau ist in der Regel genossenschaftlich organisiert. Geldgeber und Lizenznehmer teilen sich Kosten und Gewinne. Arbeiter bekommen in der Regel nur einen sehr geringen Lohn, sind dafür aber im Erfolgsfall am Ertrag beteiligt. Gegraben wird beinahe wie vor 100 Jahren, mit einfachen Werkzeugen wie Schaufeln, Hacken und geflochtenen Körben, in denen die edelsteinhaltige Erde aus der Grube gehievt und meist noch vor Ort ausgewaschen wird.

Nur wenige Minenbesitzer können sich schweres Gerät wie Bagger, Bulldozer oder Bohrgeräte leisten. Das Geschäft ist für Sri Lanka ein nicht zu unterschätzender Devisenbringer. Edelsteine rangieren immerhin an dritter Stelle der wichtigsten Exportgüter, obwohl in jüngster Zeit die Konkurrenz aus den USA, Nigeria und Australien zugenommen hat.

Die größte Bedeutung kommt dabei den Saphiren zu, die den größten Anteil am Edelsteinexport ausmachen. Herkunft und Bedeutung des Namens bleiben nach wie vor ungeklärt. Bereits die Griechen kannten den Begriff „Sappheiro“ als nicht näher entschlüsseltes Fremdwort aus dem Orient. Tatsächlich glaubten die Menschen des Altertums, dass der Himmel über ihnen ein riesiger blauer Saphir sei, in dem die Erde eingebettet ist. Die meisten verbinden den Edelstein daher noch immer mit der Farbe Blau. Doch die Farbvarianz der Saphire ist weitaus umfangreicher. Sie reicht von Weiß über Gelb bis hin zu Rosa, Orange, Hellrot oder Grün. Nur tiefrote Rubine, obwohl gleichen Ursprungs wie der Saphir, sind davon ausgenommen und bilden eine eigene Art. Der Saphir zählt nach dem Diamanten zu den härtesten auf der Erde vorkommenden Mineralien. Auf der Mohs-Skala wird er mit neun bewertet und gehört wie der Rubin zur Gruppe der Korunde, ein Mineral aus der Klasse der Oxide.

Die höchsten Preise bei den Saphiren erzielen seit jeher blaue Steine. Dabei gilt schon seit Jahrhunderten die Faustregel, je dunkler die Tönung, desto höher der Wert. Das Nachfärben der Steine durch Erhitzen hat deshalb eine lange Tradition. Edelsteinschleifer setzten die Technik schon vor 2 000 Jahren ein. Sie brannten die Steine bei Temperaturen um 1 500 Grad Celsius.

Noch bessere Ergebnisse werden mit dem modernen Diffusionsverfahren erzielt, bei dem der Stein zusammen mit Beryllimpulver auf 1 800 Grad erhitzt wird. Selbst weiße undurchsichtige Saphire verwandeln sich so in klare Steine mit dem begehrten Blauton. Sie sind für den Laien kaum von den weitaus wertvolleren Steinen zu unterscheiden, die von Natur aus diese Qualitäten aufweisen. Üblich ist es auch, kleine Risse oder Unebenheiten durch das Einschmelzen von Borax und Bleikristallglas zu kaschieren. Selbst namhafte Edeljuweliere schrecken vor solchen Eingriffen nicht zurück. Für den Käufer ist deshalb Vorsicht geboten, weil es bei Saphiren keine

Ausweispflicht für eine Nachbehandlung gibt. Experten gehen davon aus, dass die meisten im Handel als „natürlich“ angebotenen Edelsteine hitzebehandelt sind.

Seine große Robustheit macht den Saphir auch zu einem begehrten Material in der Industrie. Nur wenige Edelsteine sind so hitzebeständig, der Schmelzpunkt liegt bei 2 040 Grad Celsius. Die Technik macht es seit einigen Jahrzehnten möglich, künstliche Saphire in beinahe jeder Größe und perfekter Qualität herzustellen. Die Einsatzmöglichkeiten sind vielfältig. Die Hersteller von Schallplattenspielern setzten den Stein in den 50er- und 60er-Jahren als Spitze von Tonabnehmernadeln ein. Synthetische Saphire bringen blaue und weiße LED, Bauelemente der elektronischen Halbleiterindustrie, zum Leuchten. Aufklärungsflugzeuge, deren Fenster extremen Belastungen ausgesetzt werden, sind mit bis zu 75 Zentimeter dickem Glas aus künstlichen Saphiren bestückt. Uhrenhersteller setzen in besonders wertvolle Stücke Gläser ein, die aus dem Material bestehen. Selbst in der Raumfahrt findet es seinen Einsatz in wissenschaftlichen Instrumenten.

Dass auch der Rubin im Prinzip zur Kategorie der Saphire gehört, wurde erst um das Jahr 1800 bekannt. Der tiefrot schimmernde Edelstein nahm in der Hierarchie der Juwelen schon immer eine herausragende Position ein. In der altindischen Sprache Sanskrit heißt der Rubin „ratnarai“, wörtlich übersetzt: „König der Edelsteine“. Seine charakteristische rote Tönung verdankt er geringen Spuren von Chrom, Eisen, Titan oder Vanadium. Der Rubin kommt zwar auf allen Kontinenten vor. Die schönsten Steine werden jedoch in Sri Lanka, Hinterindien, Indien oder Myanmar, dem früheren Burma, gefunden. Vielversprechende Minen wurden außerdem in jüngster Zeit in Vietnam eröffnet.

In der Mystik gilt der Rubin als Stein des Lebens und der Liebe. Wer ihn trägt, dem soll er Macht, Tapferkeit und Würde verleihen. Bis ins Mittelalter schrieben ihm die Menschen außerdem einen wirksamen Schutz gegen Teufel und Pest zu. Doch bereits im Alten Testament fand der Edelstein Erwähnung, als vierter unter zwölf Steinen im Schmuck des Hohepriesters. Jedem einzelnen war ein Stamm Israels zugeordnet, der Rubin repräsentierte den königlichen Stamm Juda.

Nichts für die Ewigkeit

In der langen Geschichte der Edelsteine wurde ähnlich wie im Kampf um Gold viel Blut vergossen. Doch der Faszination der funkelnden Preziosen konnten sich schon die Menschen des Altertums nicht entziehen. Nicht von ungefähr werden den seltenen Mineralien magische oder heilende Kräfte zugeordnet, auch deshalb, weil ihre Herkunft lange Zeit im Verborgenen blieb. Sowohl die Inkas als auch die alten Griechen glaubten, dass die Juwelen zu Stein erstarrte Tränen ihrer Götter waren. Obwohl das Rätsel ihrer Entstehung längst gelöst ist, scheint der Mythos ungebrochen. Wer Edelsteine verschenkt, bringt damit seine Zuneigung und Wertschätzung zum Ausdruck. So gilt etwa ein Verlobungsring mit einem Diamanten nicht nur in den USA, sondern auch in Europa und Asien als Zeichen der Liebe, das den Bund fürs Leben besiegeln soll.

Doch der Blick hinter die Kulissen entzaubert den Mythos. Nur eine raffinierte und effektive Marketingmaschinerie hält ihn künstlich am Leben. Über die Schattenseite spricht man in der Branche nicht. Wenn überhaupt, dann nur, wenn es keinen anderen Ausweg gibt, wie das Beispiel der Blutdiamanten zeigt.

Mit Beginn der industriellen Förderung wurde die Edelsteingewinnung zu einem knallharten Geschäft. Allein die Erschließung einer neuen Mine verschlingt Milliardenbeträge und kann sich über mehr als zehn Jahre erstrecken. Investitionen, die später wieder hereingeholt werden müssen.

Beim Handel mit Edelsteinen bleiben die Insider bis heute weitgehend unter sich. Der tatsächliche Wert der seltenen Mineralien ist für Laien ohnehin nur schwer einzuschätzen, weil er gleich von mehreren Faktoren wie Größe, Reinheit, Farbe und Schliff abhängt. Selbst ausgewiesene Experten können bei der Bewertung dieser Qualitäten zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Diese Eigenschaften machen einen geregelten Börsenhandel wie etwa bei Gold nahezu unmöglich. Nicht Angebot und Nachfrage bestimmen bei Edelsteinen den Preis, sondern höchst individuelle Faktoren. Selbst der schönste Stein kann wertlos sein, wenn sich kein Käufer für ihn findet.

Ein einigermaßen geregelter Handel entwickelte sich in den vergangenen 100 Jahren nur bei Diamanten, allerdings unter höchst fragwürdigen Bedingungen. Wie viel ein Diamant wert ist, bestimmte für lange Zeit der De-Beers-Konzern, der den Markt kontrollierte und so die Preise künstlich hoch halten konnte. Die Kartellstrukturen wurden erst um die Jahrtausendwende aufgeweicht. Bis dahin beugte sich eine ganze Branche dem Diktat von De Beers.

Den Akteuren blieb schlicht keine andere Wahl. Händler und Schleifer, die Rohdiamanten kaufen wollten, mussten sich an die Vermarktungsgesellschaft von De Beers wenden, die Central Selling Organisation. Sie unterhielt unter anderem Niederlassungen in London, Antwerpen und Tel Aviv, in denen sich alle paar Wochen dasselbe Ritual abspielte und zu dem nur eine Schar handverlesener Großhändler Zutritt bekam. Deren Wünsche fanden nur insofern Berücksichtigung, als dass sie angeben konnten, wie viel sie für ihren Einkauf ausgeben wollten. Die Händler bekamen dann eine vorsortierte Kollektion an Steinen vorgelegt, die sie im Paket kaufen oder ablehnen konnten. So stellte De Beers sicher, dass die bei Weitem überwiegende Masse minderwertiger Steine ebenfalls ihre Abnehmer fand, zu relativ hohen Preisen. Wer mit dem Gebotenen nicht zufrieden war und das Angebot ablehnte, riskierte einen Ausschluss von den sogenannten „Besichtigungen“.

Der Niedergang des Diamantenkartells begann in den 90er-Jahren. Grund dafür waren politische Umbrüche – das Ende der Apartheid in Südafrika und der Zusammenbruch der Sowjetunion. Hinzu kamen belastende Kartellverfahren in den USA und Europa. Für Nicki Oppenheimer, der die Geschäfte seines Vaters Harry fortführt, wurde es zunehmend schwieriger, die Machtposition von De Beers zu halten. Schließlich löste er die in der Kritik stehende Central Selling Organisation auf und ersetzte sie durch die etwas moderater operierende Diamond Trading Company. Auch wenn das Imperium der Diamantendynastie seitdem bröckelt: Der neue Vermarktungsarm von De Beers kontrollierte auch zehn Jahre nach seiner Gründung noch knapp die Hälfte des weltweiten Handels mit Rohdiamanten.

Die Vorzeichen haben sich jedoch geändert: Nachdem das Zentrum der Diamantenförderung lange Zeit im südlichen Afrika lag, stehen andere Produzenten an der Spitze. Mittlerweile steht Russland

an erster Stelle der größten Diamantenförderer der Welt. Auch Kanada und Australien liefern mehr Steine. Diese Lieferanten bringen ihre Ausbeute inzwischen selbst auf den Markt, vorbei an De Beers. Die Liberalisierung des Handels macht sich auch an einer anderen Front bemerkbar. Die Preise für Diamanten unterliegen stärkeren Schwankungen, als es bisher der Fall war. Die Wirtschaftskrise, die 2008 mit der Pleite der US-Investmentbank Lehman Brothers ihren Anfang nahm, sorgte für den schwersten Einbruch der Diamantenpreise seit 100 Jahren. Und so mancher Anleger, der Diamanten ähnlich wie Gold für eine lukrative und krisensichere Geldanlage hielt, sah sich getäuscht.

Die größte Bedrohung für das Edelsteingeschäft kommt in Zukunft jedoch von ganz anderer Seite. Nicht nur Diamanten, sondern auch andere der wertvollen Mineralien wie Saphire können inzwischen künstlich hergestellt werden, in einer Qualität, die echten Steinen kaum nachsteht. Der große Vorteil: Sie sind wesentlich billiger als die Originale. So liefert etwa die in Florida ansässige Firma Sarasota künstliche Diamanten, die von so hoher Qualität sind, dass sie mit gängigen Analyseverfahren nicht von natürlichen Steinen zu unterscheiden sind. Diamanten von bis zu viereinhalb Karat können so erzeugt werden. Die Diamanten werden in einem geheimen Verfahren aus Grafit hergestellt, unter hohem Druck und bei Temperaturen von über 3 000 Grad Celsius. Das Unternehmen hat sich auf gelbe Diamanten spezialisiert, die besonders selten vorkommen und am Markt entsprechend hohe Preise erzielen. Liebhaber sind bereit, zwischen 15 000 und 20 000 Euro pro Karat zu zahlen. Vergleichbare Labordiamanten sind bereits für ein Viertel des Betrags zu haben.

Moderne Verfahren erlauben es, aus den unterschiedlichsten Materialien Diamanten zu formen, vorausgesetzt, sie bestehen aus Kohlenstoff. Selbst aus menschlichen Überresten lassen sich kleine Diamanten formen. Eine Möglichkeit, die einige Bestatter Hinterbliebenen inzwischen standardmäßig anbieten. Angehörige können so ihre Liebsten auch nach deren Tod immer bei sich tragen, etwa in Form eines Rings oder an einer Kette um den Hals.

In Deutschland arbeiten Forscher an Verfahren zur Herstellung hauchdünner Diamantbeschichtungen im Nanobereich, um extrem glatte Oberflächen zu erzeugen. Das synthetische Mineral findet

Anwendung in der Industrie und der Gesundheitsbranche. Winzige, für das menschliche Auge kaum sichtbare Steine in präziser Form werden beispielsweise in Skalpelle eingebaut, die in der Augenchirurgie Einsatz finden.

Höchste Vorsicht ist vor diesem Hintergrund geboten, wenn Edelsteine, vor allem Diamanten, als sichere Geldanlage gepriesen werden. Denn wer sich allein aus diesem Grund Juwelen zulegt, kann leicht ein Verlustgeschäft machen. Deutliche Wertzuwächse erfuhren in der Vergangenheit meist nur besonders wertvolle und seltene Stücke, die zudem noch eine bewegte Historie vorweisen konnten, wie etwa der Blaue Wittelsbacher, der 2008 bei einer Versteigerung knapp 19 Millionen Dollar einbrachte. So gesehen ist es relativ leicht, viel Geld für einen Edelstein auszugeben, dafür aber umso schwerer, diesen Wert bei einem späteren Verkauf wieder zu erlösen, vor allem wenn es sich dabei um Mineralien mittlerer oder geringerer Qualität handelt.

Der Wert eines von der Natur geschaffenen Edelsteins wird in Zukunft stärker denn je durch seinen ideellen Wert bestimmt werden – in einer Zeit, in der der synthetischen Gewinnung durch den technischen Fortschritt kaum noch Grenzen gesetzt sind und perfekte Edelsteine in Laboren entstehen, ohne dass tiefe Schächte in das Innere eines Berges geschlagen werden müssen. Der gigantische Aufwand, den die Minenindustrie dafür betreibt, lässt sich immer weniger rechtfertigen. Denn im Gegensatz zu Erdöl, Eisenerz oder Gold kommt Diamanten und anderen Edelsteinen keine strategische Bedeutung zu. In der industriellen Nutzung haben sich künstlich hergestellte Diamanten ohnehin längst durchgesetzt, nicht nur weil sie günstiger sind, sondern auch weil ihre Beschaffenheit je nach Einsatzgebiet bei der Herstellung entsprechend beeinflusst werden kann.

Mit der Standardisierung synthetischer Verfahren sinken langfristig auch die Herstellkosten. Was die einst so kostbaren Steine selbst für Käufer mit kleinem Geldbeutel erschwinglich machen dürfte. Eine Entwicklung, die unweigerlich mit einem Verlust der Exklusivität der Preziosen einhergehen wird. Noch ist es freilich nicht so weit, noch sind viele Menschen bereit, viel Geld für einen echten Edelstein auszugeben. Doch der Weg scheint vorgezeichnet. Einmal mehr zeigt sich, dass es der Mythos ist, der den Wert schafft.

Literaturliste

Gold

Allgemeine Literatur

Allecke, Björn: *Deutsche Geldpolitik in der Ära Bretton Woods*, Münster: LIT Verlag 1999.

Bernstein, Peter L.: *Die Macht des Goldes – auf den Spuren einer Faszination*, München: Finanzbuch Verlag 2005.

Borries, Bodo von: *Kolonialgeschichte und Weltwirtschaftssystem – Europa und Übersee zwischen Entdeckungs- und Industriezeitalter 1492–1830*, Düsseldorf: Schwann Verlag 1986.

Eibl, Christoph: *Der Goldhandel im neuen Jahrtausend*, München: Finanzbuch Verlag 2005.

Lips, Ferdinand: *Geld, Gold und die Wahrheit – Anlagestrategien von der Antike bis zur Neuzeit; wie Vermögen erworben, erhalten, vermehrt und verloren worden sind*, Ebmingen/Zürich: Fortuna-Finanz-Verlag 1993.

Michener, James A.: *Verbeißene Erde*, München: Droemer Knauer 1981.

Montasser, Thomas: *Geldgenies*, Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 1996.

Rammstedt, Otthein: *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003.

Vilar, Pierre: *Gold und Geld in der Geschichte – vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*, München: C. H. Beck Verlag 1984.

Zarlenga, Stephen: *Der Mythos vom Geld – die Geschichte der Macht*, Zürich: Conzett-Verlag 1999.

Die Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers, Stuttgart: Deutsche Bibelstiftung 1975.

EWIG lockt der Schatz

Akinscha, Konstantin; Koslow, Grigori: *Beutekunst. Auf Schatzsuche in russischen Geheimdepots*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1995.

Boje, Johannes: „Der Traum vom Gold“, sueddeutsche.de, 15. November 2009.

Bremer, Georg: *Die Geheimnisse der Kokosinsel – Abenteuer auf der Suche nach den größten Piratenschatzen der Welt*, Norderstedt: Books on Demand 2009.

Brinkbäumer, Klaus et al.: „Faszination Schatzsuche – Pyramiden der Tiefsee“, spiegel.de, 9. Mai 2006.

Calonego, Bernadette: „Der Schatzsucher – Aaron Regent leitet Barrick Gold, Kanadas größten Bergbaukonzern“, *Süddeutsche Zeitung*, 19. Januar 2009.

Calonego, Bernadette: „Ein Teppich aus Gold am Meeresgrund“, sueddeutsche.de, 23. Dezember 2009.

Fisher, Mel: „Mel Fisher's Treasures“, melfisher.com (abgerufen am 22. März 2010).

Hagelüken, Alexander: „Der Träumer aus Ankershagen“, sueddeutsche.de, 27. September 2009.

Liebrich, Silvia: „Ganz tief unten“, sueddeutsche.de, 10. Oktober 2009.

Stemm, Greg: „Odyssey Marine Exploration“, shipwreck.net (abgerufen am 21. Februar 2010).

Stevenson, Robert L.: *Die Schatzinsel*, Düsseldorf: Artemis & Winkler 2007.

Thoms, Marianne: *Schätze und Schatzsucher*, München: Quartino Verlag 2007.

UNESCO: „Welkkulturerbe unter Wasser“, unesco.de (abgerufen am 21. Februar 2010).

Vandenberg, Philipp: *Der Schatz des Priamos – Wie Heinrich Schliemann sein Troja erfand*, Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag 1995.

Völklein, Marco: „Die magische Insel“, sueddeutsche.de, 9. August 2009.

Willms, Johannes: „Balzac und der Schatz in der Silbermine“, sueddeutsche.de, 26. Juli 2009.

Yassin, Louay: „Der schottische Gustav Gans“, sueddeutsche.de, 5. November 2009.

Eldorado und das Ende des Regenbogens

Antkowiak, Alfred: *El Dorado. Die Suche nach dem Goldland*, Berlin: Verlag Volk und Welt 1976.

Bitterli, Urs: *Die Entdeckung Amerikas – Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*, München: Beck'sche Reihe 1999.

Brent, Theodore: *The Ruined Cities of Mashonaland*, London: Appleby Press 2009.

Goerdeler, Carl D.: „Goldener Dschungel“, *Zeit*, 18. August 2005.

Grant, Michael et al.: *Lexikon der antiken Mythen und Gestalten*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997.

Häberlein, Mark; Burkhardt, Johannes (Hrsg.): *Die Welser. Neue Forschungen zur Geschichte und Kultur des oberdeutschen Handelshauses*, Berlin: Akademie-Verlag 2002.

Hagen, Victor Wolfgang von: *Auf der Suche nach dem Goldenen Mann*, Berlin: Rowohlt Verlag 1979.

Heinzle, Joachim; Klein, Klaus; Obhof, Ute (Hrsg.): *Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos*, Wiesbaden: Ludwig Reichert Verlag 2003.

Kerényi, Karl: *Die Mythologie der Griechen – Die Götter- und Menschheitsgeschichten*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1992.

List, Berndt: *Der Goldmacher*, Berlin: Aufbau Taschenbuchverlag 2003.

Meeks, Dimitri: „Locating Punt in Mysterious Lands“, in: Connor, David B. et al. in der Reihe: *Encounters with ancient Egypt* Nr. 5, London: Institute of Archaeology, University College London and University College London Press 2003.

Reichert, Hermann: „Die Nibelungensage im mittelalterlichen Skandinavien“, in: Vries, Jan de: *Heldenlied und Heldensage*, Bern: A. Francke Verlag 1961.

Krösus und das Glück

Deger-Jalkotzky, Sigrid: *Gold – Tagung anlässlich der Gründung des Zentrums Archäologie und Altertumswissenschaften an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 19.–20. April 2007*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie 2009.

Gürtler, Detlef: *Die Dagoberts*, Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2004.

Hankel, Wilhelm: *Caesar – Welt-Wirtschaft des Alten Rom*, München: Wirtschafts-verlag Langen-Müller Herbig 1987.

Löffler, Henner: *Wie Enten hausen. Die Ducks von Abis Z*, München: C. H. Beck Verlag 2004.

Ramage, Andrew et al.: *King Croesus' gold – excavations at Sardis and the history of gold refining*, London: British Museum Press 2000.

Rosenberger, Veit: *Griechische Orakel – eine Kulturgeschichte*, Darmstadt: Wiss. Buchges. 2001.

Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2003.

„Kroisos“, in: *Der neue Pauly*, Stuttgart: Metzler Verlag 2005.

Der Tanz um das Goldene Kalb

Fitzler, Kurt: *Steinbrüche und Bergwerke im ptolemäischen und römischen Ägypten – ein Beitrag zur antiken Wirtschaftsgeschichte*, Leipzig: Quelle & Meyer Verlag 1910.

Ki-Zerbo, Joseph: *Die Geschichte Schwarz-Afrikas*, Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1981.

Trüb, Lucien F.: *Gold – Bergbau, Verhüttung, Raffination und Verwendung*, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1992.

„Fantastilliarden für Kairo“, *Zeit*, 36/2003.

„Juden zur Wiedergutmachung aufgefordert“, *zeitschrift.com*, 2004 (abgerufen am 22. März 2010).

„Raub beim Auszug aus Ägypten – Klage gegen ‚alle Juden‘ geplant“, *n-tv.de*, 27. Dezember 2007.

Die goldenen Mauern von Simbabwe

Brent, Theodore J.: *The Ruined Cities of Mashonaland*, London: 1896.

Bruwer, Andries J.: *Zimbabwe – Rhodesia's Ancient Greatness*, Johannesburg: H. Kertland, 1965

Connah, Graham: *African Civilizations. Precolonial Cities and States in Tropical Africa*, Cambridge: Cambridge Univ. 1987.

Garlake, Peter: *Simbabwe. Goldland der Bibel oder Symbol afrikanischer Freiheit?* Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag 1975.

Hertel, Peter: *Zu den Ruinen von Simbabwe*, Gotha: Klett-Perthes Verlag 2000.

Herzog, Rolf: *Punt*, Glückstadt: Augustin Verlag 1968.

Lange, Dierk: *Ancient Kingdoms in West Africa – Africa-centred and Canaanite-Israelite perspectives; a collection of published and unpublished studies in English and French*, Dettelbach: Röhl Verlag 2004.

Peters, Carl: *Ophir. Im Goldland des Altertums. Forschungen zwischen Sambesi und Sabi*, München: Lehmann Verlag 1902.

Pögl, Gabriela: *Heinrich der Seefahrer oder die Suche nach Indien*, Berlin: Verlag Neues Leben 1989.

Russel, Peter E.: *Prince Henry the Navigator – a life*, New Haven: Yale Univ. Press, 2000.

Swan, Lorraine: *Early gold mining on the Zimbabwean plateau-changing patterns of gold production in the first and second millennia AD*, Uppsala: Soc. Archaeologica Upsaliensis 1994.

Letzte Zuflucht der Inkas

Disselhoff, Hans D.: *Das Imperium der Inka*, München: Heyne Verlag 1978.

Galster, Ingrid: *Aguirre oder Die Willkür der Natur. Die Rebellion des basischen Konquistadors Lope de Aguirre in Historiographie und Geschichtsfiktion (1561–1992)*, Frankfurt am Main: Vervuert Verlag 1996.

Julien, Catherine: *Die Inka – Geschichte, Kultur, Religion*, München: C. H. Beck Verlag 2003.

Lienhard, Martin; Yupanqui, Titu K.: *Die Erschütterung der Welt – Ein Inka-König berichtet über den Kampf gegen die Spanier*, Olten: Walter Verlag 1985.

Naipaul, Vidiadhar S.: *Abschied von Eldorado – Eine Kolonialgeschichte*, Berlin: List Verlag 1993.

Weyhofen, Hans-Theo: „Kurze Zusammenfassung über Zweck, Verlauf und Resultat der Eroberung Mittel und Südamerikas seit 1492“, www.boswirt.musin.de/~hsweyhof/inh.htm 1996 (abgerufen am 22. März 2010).

Wood, Michael et al.: *Auf den Spuren der Konquistadoren*, Ditzingen: Reclam Verlag 2003.

Mit der Lizenz zum Rauben und Morden

Bardelle, Frank: *Freibeuter in der Karibischen See*, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1986.

Bohn, Robert: *Die Piraten*, München: C. H. Beck Verlag 2002.

Bourne, Joel K. Jr.: „Blackbeard lebt! Archäologen suchen in einem Schiffswrack nach Hinweisen auf den wildesten Seeräuber aller Zeiten“, in: *National Geographic Deutschland*, Juli 2006.

Cropp, Wolf-Ulrich: *Goldrausch in der Karibik – Auf den Spuren von Sir Francis Drake*, Bielefeld: Delius Klasing Verlag 2000.

Johnson, Charles: *Umfassende Geschichte der Räubereien und Mordtaten der berühmtesten Piraten*, Frankfurt am Main: Robinson-Verlag 1982.

Marx, Jenifer: *Pirates and privateers of the Caribbean*, Malabar: Krieger Publ. 1992.

Im Herzen der Finsternis

Doyle, Arthur Conan: *Das Congoverbrechen*, Frankfurt am Main: Syndikat Verlag 1985.

Flaig, Egon: *Weltgeschichte der Sklaverei*, München: C. H. Beck Verlag 2009.

Haley, Alex: *Wurzeln – „Roots“*, Frankfurt am Main: Fischer Verlag 1979.

Hochschild, Adam: *King Leopold's Ghost. A Story of Greed, Terror and Heroism in the Congo*, Boston: Houghton Mifflin 1998.

Hochschild, Adam: *Schatten über dem Kongo – Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*, Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 2000.

Human Rights Watch: „The Curse of Gold – Democratic Republic of Congo“, New York: www.hrw.org (aufgerufen am 22. März 2010).

Meissner J. et al.: *Schwarzes Amerika – Eine Geschichte der Sklaverei*, München: C. H. Beck Verlag 2008.

Nzongola-Ntalaja, Georges: *The Congo from Leopold to Kabila*, London: Zed Books 2002.

Der große Goldrausch

Böll, Martin: *Afrika, Bergbau und Bergbautechnik*, Köln: Bf AI 2005

Dupuy, Pierre: *Jeans – Levi Strauss – eine kalifornische Saga*, Stuttgart: Parkland Verlag 1990.

Hunt, William R.: *Klondike – Die Wilden Jahre in Alaska*, München: Econ Verlag 1982.

Levi Strauss & Company, Firmenwebsite: levistrauss.com (abgerufen am 23. März 2010).

●Owens, Kenneth N.: *Riches for all – the California Gold Rush and the World*, Lincoln: University of Nebraska Press, 2002.

Robinson, David: *Chaplin. Sein Leben. Seine Kunst*, Zürich: Diogenes Verlag 2002.

Rohrbough, Malcolm J.: *Days of gold – the California Gold Rush and the American nation*, Berkeley: University of California Press 1997.

Rosenthal, Eric: *Encyclopaedia of Southern Africa*, New York: Warne 1970.

Wharton, David: *The Alaska Gold Rush*, Bloomington: Indiana University Press 1972.

Zollinger, James P.: *Johann August Sutter – der König von Neu-Helvetien – sein Leben und sein Reich*, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2003.

Die Kriegstreiber

Austin, Peter: *Barings Brothers and the birth of modern finance*, London: Pickering & Chatto 2007.

Blomert, Reinhard: *John Maynard Keynes*, Hamburg: Rowohlt Verlag 2007.

Bordo, Michael D.: *The gold standard and related regimes*, Cambridge: Cambridge Univ. Press 1999.

Chernow, Ron: *The House of Morgan. An American Banking Dynasty and the Rise of Modern Finance*, London: Simon & Schuster 1990

Clay, Henry: *Lord Norman*, London: Macmillan 1957.

Drummond, Helga: *The dynamics of organizational collapse – the case of Barings Bank*, New York: Routledge 2008.

Eichengreen, Barry J.: *Vom Goldstandard zum Euro – die Geschichte des internationalen Währungssystems*, Berlin: Wagenbach Verlag 2000.

Einaudi, Luca: *Money and politics – European monetary unification and the international gold standard (1865–1873)*, Oxford: Oxford Univ. Press 2001.

J. P. Morgan, Firmenwebsite: jpmorgan.com (abgerufen am 23. März 2010).

Johnes, John P.: *Keynes's Vision – Why the Great Depression did not return*, London: Routledge 2008.

Lichter, Jörg: „Goldwährung oder Doppelwährung: Der Bimetallismusstreit im Deutschen Reich 1880 bis 1895“, in: *Bankhistorisches Archiv. Zeitschrift für Bankgeschichte*, Nr. 2, 1996, Frankfurt am Main: Wissenschaftlichen Beirat des Institutes für bankhistorische Forschung.

Marcuzzo, Maria C.: *Ricardo and the gold standard – the foundations of the international monetary order*, New York: St. Martin's Press 1991.

Vom Goldstandard zum Multireservewährungsstandard, 9. Nationales Symposium zur Bankengeschichte am 18. Okt. 1985 im Hause d. Dt. Bank AG, Frankfurt am Main: Fritz Knapp Verlag 1987.

Die große Depression (siehe auch vorhergehendes Kapitel)

Bethmann, Johann P. von: *Die Deflationsspirale auf dem Weg in die zweite Weltwirtschaftskrise*, Frankfurt am Main: Athenäum Verlag 1987.

Cesarano, Filippo: *Monetary theory and Bretton Woods – the construction of an international monetary order*, Cambridge: Cambridge Univ. Press 2006.

Gowa, Joanne: *Closing the gold window domestic politics and the end of Bretton Woods*, Ithaca: Cornell Univ. Press 1983.

Hannich, Günter: *Börsenkrach und Weltwirtschaftskrise – der Weg in den dritten Weltkrieg*, Rottenburg: Kopp Verlag 2001.

Kaiser, Claudia: *Gewerkschaften, Arbeitslosigkeit und politische Stabilität: Deutschland und Großbritannien in der Weltwirtschaftskrise seit 1929*, Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 2002.

Kindleberger, Charles P.: *Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1973.

Meister, Rainer: *Die große Depression – Zwangslagen und Handlungsspielräume der Wirtschafts- und Finanzpolitik in Deutschland 1929–1932*, Regensburg: Transfer-Verlag 1991.

Rosen, Elliot A.: *Roosevelt, the Great Depression, and the economics of recovery*, Charlottesville: Univ. of Virginia Press 2005.

Stiefel, Dieter: *Finanzdiplomatie und Weltwirtschaftskrise – die Krise der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe 1931*, Frankfurt am Main: Fritz Knapp Verlag 1989.

Hitlers harte Währung

Bähr, Johannes: *Der Goldhandel der Dresdner Bank im Zweiten Weltkrieg – ein Bericht des Hannab-Arendt-Instituts*, Leipzig: Kiepenheuer 1999.

Bergier, Jean-François et al.: *Goldtransaktionen im Zweiten Weltkrieg: Kommentierte statistische Übersicht – Ein Beitrag zur Goldkonferenz in London*, 2.–4. Dezember 1997, Zürich: Chronos Verlag.

Black, Peter: *Ernst Kaltenbrunner – Vasall Himmlers. Eine SS-Karriere*, Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 1991.

Bower, Tom: *Das Gold der Juden – die Schweiz und die verschwundenen Nazi-Milliarden*, München: Blessing Verlag 1997.

Czernin, Hubertus: „Das Geheimnis des ‚Melmere-Goldes‘“, *Berliner Zeitung*, 2. Dezember 1997.

Foreign & Commonwealth Office General Services Command: „Nazi Gold – Information from the British Archives“, in: *Historians*, LRD No. 11 September 1996, Website der Behörde: fco.gov.uk (abgerufen am 23. März 2010).

Förster, Andreas: „Bei der Bundesbank verschwanden Akten über geraubtes Nazigold“, *Berliner Zeitung*, 24. Juli 1998.

Gruber, Peter: „Am Nazigold bereichert“, *Focus* Nr. 20/1997.

Karlen, Stefan: *Die Schweiz und die Goldtransaktionen im Zweiten Weltkrieg*, Zürich: Chronos Verlag 2002.

Louçã, António: *Nazigold für Portugal – Hitler & Salazar*, Wien: Holzhausen Verlag 2002.

Rings, Werner: *Raubgold aus Deutschland – die „Golddrehscheibe“ Schweiz im 2. Weltkrieg*, Zürich/München: Artemis Verlag 1985.

Zauner, Gerhard: „Ein Bericht aus dem Tauchmuseum in Hallstatt – Warum tauchen die Amerikaner im Toplitzsee?“, veröffentlicht auf taucher.net (abgerufen am 23. März 2010).

„Nazi-Goldschatz: Finale im Salzkammergut“, veröffentlicht am 20. April 2009 auf gomopa.net (aufgerufen am 23. März 2010).

„Rätsel um ‚Nazi-Gold‘ aus dem Chiemsee“, Nachrichtenagentur AP im August 2002, gefunden auf juden.de (aufgerufen am 23. März 2010).

Codename „Golden Lily“

Herrera, Christine F: „Marcos Victims dying to get paid“, *Manila Standard Today*, 27. Januar 2006, veröffentlicht auf manilastandardtoday.com (aufgerufen am 21. Juli 2009).

Hosek, Linda: „Treasure Hunter’s Family sues to recover gold Buddha value“, *Honolulu Star Bulletin*, 2. Juli 1996, veröffentlicht auf archives.starbulletin.com (aufgerufen am 21. Juli 2009).

Johnson, Chalmers: „The Looting of Asia“, *London Review of Books*, 20. November 2003 veröffentlicht auf lrb.co.uk (aufgerufen am 23. März 2010).

Liebrich, Silvia: „Das Rätsel der Goldenen Buddha-Statue“, *Süddeutsche Zeitung*, 22. August 2009.

Lyman, Robert: *The generals – from defeat to victory – leadership in Asia 1941–45*, London: Constable 2008.

Seagrave, Sterling & Peggy: *Gold warriors – America's secret recovery of Yamashita's gold*, London: Verso 2005.

Roxas vers. Marcos, Intermediate Court of Appeals of the state of Hawai'i, No. 28702, 12. Februar 2009, veröffentlicht auf state.hi.us (aufgerufen am 21. Juli 2007).

Roxas vers. Marcos, Supreme Court of Hawai'i, No. 20606, 17. November 1998, veröffentlicht auf hawaii.gov (aufgerufen am 23. März 2010).

Staub der Sterne

Binder, Harry H.: *Lexikon der chemischen Elemente – das Periodensystem in Fakten, Zahlen und Daten*, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 1999.

Manchego et al.: *Proseminar Geologie*, Geologisches Institut der Universität Bonn, veröffentlicht auf steinmann-geologie.de (abgerufen am 23. März 2010).

Szöllösi-Janze, Margit: *Fritz Haber. 1868–1934. Eine Biographie*, München: C. H. Beck Verlag 1998.

„Schätze aus dem Weltall“, veröffentlicht auf wissenschaft.t.de (aufgerufen am 23. März 2010).

„Warum ist Gold auf der Erde so selten?“, veröffentlicht auf petrefaktum.de (aufgerufen am 23. März 2010).

3 000 Meter unter der Erde

Böll, Martin: *Afrika, Bergbau und Bergbautechnik*, Köln: BfAI 2005.

Bröll, Claudia: „Goldschürfer im Tiefenrausch“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. Juli 2008.

Fisch, Jörg: *Geschichte Südafrikas*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1990.

Herkenhoff, Peter: „Ich weiß was zu tun ist“, *Welt*, 26. September 2007.

Kramer, Hans: *Der Bergbau in Südafrika – eine ökonomisch-geographische Untersuchung*, Gotha: Haack Verlag 1968.

Meredith, Martin: *Diamonds, gold, and war – the British, the Boers, and the making of South Africa*, New York: Public Affairs 2007.

Räther, Frank: „Riskante Förderung treibt den Preis“, *Focus*, 26. September 2009.

Weißer Reichtum, schwarze Arbeit

Callinicos, Luli: *Gold in Südafrika*, Bonn: Informationsstelle Südl. Afrika 1982.

Crush, Jonathan S.: *Transformation on the South African gold mines*, Montréal: Centre for Developing-Area Studies 1992.

Jeeves, Alan: *Migrant labour in South Africa's mining economy – the struggle for the gold mines' labour supply 1890–1920*, Kingston: McGill-Queen's Univ. Press 1985.

Johnstone, Frederick A.: *Class, race and gold – A study of class relations and racial discrimination in South Africa*, London: Routledge & Kegan Paul 1976.

Levy, Norman: *The foundations of the South African cheap labour system*, London: Routledge & Kegan Paul, 1982.

Wilmot, James G.: *Our precious metal – African labour in South Africa's gold industry, 1970–1990*, Cape Town: Philip u. a. 1992.

Auf dem Feuerring

Dozy, Jean-Jacques: „Vom höchsten Gipfel bis in die tiefste Grube. Entdeckung und Erschließung der Gold- und Kupfererz-Lagerstätten von Irian Jaya, Indonesien“. *Bull. angew. Geol.*, Vol. 7, Nr. 1, S. 67–80, Juli 2002.

Filser, Hubert: „Schätze der Welt“, *SZ Wissen*, 7. Juni 2008.

Freeport-McMoRan Copper & Gold, Firmen-Website: fcx.com (aufgerufen am 26. März 2010).

Global Witness: „Paying for Protection. The Freeport mine and the Indonesian security forces“, globalwitness.org 2005 (aufgerufen am 26. März 2010).

Hidayat, Taufan: „Indonesia beefs up security presence in Papua province“, *Financial Times*, 23. März 2006.

Kennedy, Danny et al.: „Risky Business – The Grasberg Gold Mine“, globalpolicy.org 1998 (aufgerufen am 26. März 2010).

Kuhls, Norbert: „Ärger um die größte Goldgrube der Welt“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8. Februar 2006.

Leith, Denise: *The Politics of Power: Freeport in Suharto's Indonesia*, Hawaii: University of Hawaii Press 2002.

Mealey, George A.: *Grasberg: Mining the Richest and Most Remote Deposit of Copper and Gold in the World, in the Mountains of Irian Jaya, Indonesia*, New Orleans: Freeport-McMoRan Copper & Gold 1996.

Perlez, Jane: „Below a Mountain of Wealth, a River of Waste. The Cost of Gold, The Hidden Payroll“, *New York Times*, 27. Dezember 2005.

Wilson, Forbes: *The Conquest of Copper Mountain*, New York: Atheneum 1981.

Maos Erben

Doll, Frank et al.: „Barren stapeln“, *Wirtschaftswoche*, 16. November 2009.

Grill, Bartolomäus et al.: „Afrikas neue Freunde“, *Zeit*, 10. Januar 2008.

Grzanna, Marcel: „Vergiftetes Klima“, *Süddeutsche Zeitung*, 12. Februar 2010.

Hecking, Klaus et al.: „China entthront Südafrika bei Goldförderung“, *Financial Times Deutschland*, 18. Januar 2008.

Liebrich, Silvia: „Gefährlicher Goldrausch“, *Süddeutsche Zeitung*, 10. Januar 2008.

Rio Tinto, Firmen-Website: riotinto.com (aufgerufen am 26. März 2010).

„Deutliche Korrektur im Energiesektor“, *Neue Zürcher Zeitung*, 25. Januar 2008.

„Explosion in Kupfermine in Sambia“, netzzeitung.de, 21. April 2005.

„Südafrikas Goldminenurse fallen stärker als Goldpreis“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. Juni 2008.

Indische Hochzeit

Nanda, Rajni: *The early history of gold in India*, New Delhi: Munshiram Manoharlal Publ. 1992.

Radhakrishna, Bangalore P.: *Gold – the Indian scene*, Bangalore: Geological Society of India 1991.

Rottwilm, Christoph: „Millionen Inder leiden unter Gold-Hausse“, *manager-magazin.de*, 30. Januar 2008.

World Gold Council, Website der Organisation: gold.org (aufgerufen am 26. März 2010).

Biografie: Abhishek Bachchan, abhishekbachchan.de (aufgerufen am 26. März 2010).

„Die größte Bollywood-Hochzeit des Jahres brach viele Herzen“, *indien-infos.de*, 24. April 2007.

Phönix aus der Asche?

Siehe vorhergehende.

Diamanten und andere edle Steine

Allgemeine Literatur

Haas, Alois: *Diamant – Zauber und Geschichte eines Wunders der Natur*, Berlin: Springer-Verlag 2004.

Kanfer, Stefan: *Das Diamantenimperium – Aufstieg und Macht der Dynastie Oppenheimer*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1996.

Lenzen, Godehard: *Diamantenkunde*, Kirschweiler: Verlagsbuchhandlung E. Lenzen 1986.

Michener, James A.: *Verheißene Erde*, München: Droemer Knauer 1981.

Schumann, Walter: *Edelsteine und Schmucksteine. Alle Arten und Varietäten der Welt*, München: Bv-Verlagsgesellschaft 2008.

Wermusch, Günter: *Adamas. Diamanten in Geschichte und Geschichten*, Berlin: Verlag Die Wissenschaft 1984.

Wikipedia, das Internetlexikon, wikipedia.com, wikipedia.de.

Die Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers, Stuttgart: Deutsche Bibelstiftung 1975.

„Kulturgeschichte des Diamanten“, diamantenfachhandel.de (aufgerufen am 1. April 2010).

„Tränen der Götter – Faszination Edelsteine“, *scinexx das Wissensmagazin*, Heidelberg: Springer Verlag, MMCD New Media Düsseldorf, gefunden auf g-o.de (aufgerufen am 1. April 2010).

Die Tränen der Götter

Bonnke, Michael: *Die Mystik des Diamanten*, Deggendorf: Ebner Verlag 2009.

Kluge, Hannelore: *Edelsteintherapie: Hildegard von Bingen*, Rastatt: Pabel-Moewig Verlag 1999.

Schwab, Gustav: *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2005.

Teurer Kohlenstoff

Posch, Thomas: „Edle Steine von Sternen“, sciencev1.orf.at (aufgerufen am 1. April 2010).

Schwarz, Ulrich: „Diamant, naturgewachsener Edelstein und maßgeschneidertes Material“, in: *Chemie in unserer Zeit*, Weinheim: Wiley 34/2000.

„Schmucklexikon von Prof. Leopold Rössler“, beyars.com (aufgerufen am 1. April 2010).

Adamas, der Unbezwingbare

Schumann, Wälder: *Edelsteine und Schmucksteine*, 13. Auflage, München: BLV 1976/1989.

Shah, Manikant: „Minerlas and Metals in Kautilya's Arthashastra“, indianscience.org (aufgerufen am 1. April 2010).

Steffan, Roland: *Berühmte Diamanten und ihre Geschichte(n) – Kulturgeschichte des begehrtesten Edelsteines*, St. Gallen: Sammlung für Völkerkunde 2002.

Streeter, Edwin W.: „The Great Diamonds of the World“, London: George Bell & Sons 1882, gefunden auf farlang.com (aufgerufen am 1. April 2010).

Diamantenmuseum Brügge, flandern.com (aufgerufen am 1. April 2010).

„Die größten Diamanten“, *Süddeutsche Zeitung*, 22. Dezember 2007.

famousdiamonds.tripod.com (aufgerufen am 1. April 2010).

Der Hoflieferant

Bender, Harald – Diamant-Kontor: „Der Blue Hope Diamant u. a.“, gefunden auf diamanten-diamant.de (aufgerufen am 1. April 2010).

Doubek, Katja: *August der Starke*, Reinbek: Rowohlt Verlag 2007.

Findeisen, Kurt A.: *Der Goldschmid Johann Melchior Dinglinger und sein Glück*, Biberach-Riss: Biberacher Verlag 1951.

Srbik, H. R.: „Zur Lebensgeschichte des Forschungsreisenden Jean-Baptiste Tavernier“, in: *Historische Zeitschrift*, 167. Jg. 1943.

Staatliche Kunstsammlungen Dresden: Grünes Gewölbe, skd-dresden.de (aufgerufen am 1. April 2010)

Diebe, Fälscher und Betrüger

Bilau, Friedrich: *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen*, Hannover: HZ, 2009, Nachdr. [der] ausgew. Ausg. Wien, Leipzig, Olten, Bernina-Verl., 1937.

Casanova, Giacomo: *Erinnerungen*, Berlin: Harz.

Chacornac, Paul: *Le Comte de Saint Germain*, Paris: Chacornac 1947.

Davis, Joshua: „The Untold Story of the World's Biggest Diamond Heist“, *Wired Magazin*, 3. Dezember 2008, wired.com (aufgerufen am 1. April 2010).

Mathy, Helmut: *Die Halsbandaffäre. Kardinal Rohan und der Mainzer Kurfürst*, Mainz: Verlag von Zabern 1989.

Müllnermeister, Hans J.: „Edelsteine: Fälschungen und Betrugsmanöver“, 9. August 2005, goldseiten.de (aufgerufen am 1. April 2010).

Volz, Gustav B.: *Der Graf von Saint Germain – das Leben eines Alchemisten nach größtenteils unveröffentlichten Urkunden*, Dresden: Paul Aretz Verlag 1923.

Zago, Ferruccio: *Consiglio dei Dieci. Deliberazioni miste, registri I-II, 1310–1325*, Venedig: Il Comitato et 1962.

„Diamond Heist Article getting adapted“, 17. März 2009, imdb.com (aufgerufen am 1. April 2010).

„Einfach ein genialer Coup“, *Tageszeitung*, 20. Februar 2003.

Verschollen und wieder aufgetaucht

Barker, Godfrey: „Billionaire-Interviews – Laurence Graff“, *ESMagazine*, 17. Dezember 2007.

Bender, Harald – Diamant-Kontor: „Berühmte Diamanten“, diamanten-diamant.de (abgerufen am 22.3.2010).

Dröschel, Rudolf et al.: „The Wittelsbach Blue“, *Gems and Gemology* 44 (2008).

Hintermeier, Hans: „Der ‚Blaue Wittelsbacher‘ – Ein Schnäppchen im Vergleich zur Landesbank“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10. Dezember 2008.

Koydl, Wolfgang: „Stein der Superlative“, sueddeutsche.de, 10. Dezember 2008.

Kratzer, Hans: „Königliches Lutschbonbon“, *Süddeutsche Zeitung*, 26. Januar 2010.

Meyer-Hentrich, Wolfgang: „Des Kaisers Diamant“, in: Wolfgang Ebert (Hrsg.): *Jäger verlorener Schätze*, München: Piper Verlag 2002.

Schelle, Klaus: *Karl der Kühne – Der letzte Burgunderherzog*, München: Heyne Verlag 1982.

Schulz, Matthias: „Schleifstein der Schande“, spiegel.de, 25. Januar 2010.

Thomas, Gina: „Der Herr der teuersten Steine“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22. Dezember 2008.

Die Schatzkammer Brasiliens

Lenzen, Godehard: *Produktions- und Handelsgeschichte des Diamanten*, Berlin: Verlag Duncker & Humblot 1966.

Strack, Elisabeth: „Brasilien – Undurchsichtige Verhältnisse im Land des Vargas-Diamanten“, in: *Diamond Business* 2/2009, gefunden auf diamond-business.de (aufgerufen am 1. April 2010).

Streeter, Edwin W.: „Precious Stones and Gems“, London: Howlett & Son 1898, gefunden auf books.google.de (aufgerufen am 1. April 2010).

Das wertvollste Grundstück der Welt

Field, J. E.: *Diamond – The properties of natural and synthetic Diamond*, London: Academic Press Ltd. 1992.

Fischer, Jörg: *Geschichte Südafrikas*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1990.

Klimm, Ernst; Schneider, Karl-Günther; Wiese, Bernd: *Das südliche Afrika*, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1980.

Pabst, Martin: *Südafrika*, München: C. H. Beck Verlag 2008.

„Historische Diamantgewinnung am Big Hole“, diamantwissen.de, aufgerufen am 1. April 2010.

Kampf der Giganten

Davidson, B.: *Cecile Rhodes and his Time*, Pretoria: Protea Book House 2003.

Lewisohn, Richard: *Barnato – Herr über Diamanten und Gold*. Gütersloh: Bertelsmann Verlag 1955.

Roberts, Brian: *Cecile Rhodes – flawed colossus*, New York: Norton 1988.

Thomas, Anthony: *Rhodes – the race for Africa*, London: Penguin Books 1997.

Vom Winde verweht

Levinson, Olga: *Diamanten im Sand – das wechselvolle Leben von August Stauch*, Windhoek: Kuiseb-Verlag 2007.

Die deutschen Diamanten und ihre Gewinnung, eine Erinnerungsschrift zur Landesausstellung Windhuk 1914, Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1914.

Das Kartell

Anderson, Omer: „Sir Percy Unmasks The Diamond Smugglers“, *Ottawa Citizen* 36/1958, gefunden auf news.google.com (aufgerufen am 1. April 2010).

Bitala, Michael: „Könige der Diamanten“, *Süddeutsche Zeitung*, 30. August 2005.

Braun, Helmut: „Der Weltmarkt für Diamanten“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9. September 2004.

Bröll, Claudia: „Diamantenzaren mit deutschen Wurzeln“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31. Juli 2008.

Dickinson, Joan: „The Book of Diamonds“, Toronto: General Publishing Company 1965, gefunden auf books.google.de (abgerufen am 1. April 2010).

Fleming, Ian: *Diamonds are forever*, London: Jonathan Cape 1957.

Grill, Bartholomäus: „Herr der Diamanten – Globalisierung brutal“, *Zeit*, 2. Oktober 2003.

Hazen, Robert M.: *The Diamond Makers*, Cambridge: Cambridge University Press 1991.

Jessup, Edward: *Ernest Oppenheimer: A study in power*, London: Collings 1979.

Kamil, Fred: *The Diamond Underworld*, London: Allen Lane 1979.

Liebrich, Silvia: „Raffiniert inszenierte Wertillusion“, *Süddeutsche Zeitung*, 4. Januar 2006.

Meredith, Martin: *Diamonds, gold, and war – the British, the Boers, and the making of South Africa*, New York: Public Affairs 2007.

Öldag, Andreas: „Schnelle Abfuhr“, *Süddeutsche Zeitung*, 24. Juni 2009.

Sillitoe, Sir Percy: *Cloak with a dagger*. London: Cassel & Co. 1955

„Rebellen im Busch“, *Spiegel* 35/1957.

Marilyns Leidenschaft

Bates, Rob: „De Beers Celebrates 50 Years of ‚A Diamond is Forever‘“, *National Jeweler*, 8. April 1997, gefunden auf allbusiness.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Behrman, Neil: „De Beers, das diamantenharte Kartell“, *NZZ Folio*, 12/1993.

Davis, Linda: *Wilderness of Mirrors*, London: Orion 1996.

Epstein, Edward J.: „Have You Ever tried to Sell a Diamond?“, gefunden auf edwardjayeinstein.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Spur der Blutdiamanten

Bitala, Michael: „Das tödliche Geschäft mit Edelsteinen“, *Süddeutsche Zeitung*, 18. Dezember 2003.

Bitala, Michael: „Der Stein der Weisen“, *Süddeutsche Zeitung*, 7. November 2002.

Campbell, Greg: *Tödliche Steine – Der globale Diamantenhandel und seine Folgen*, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2003.

Carlin, John: „Mugabe's Gang“, SW Radio Africa, gefunden auf swradioafrica.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Cockburn, Andrew: „Diamonds – the real story“, *National Geographic*, 3/2002.

Dutz, Freddy: *Kriegs-Diamanten*, Hamburg: Evangelisches Missionswerk in Deutschland 2002.

Harris, Paul: „Mugabe men's blood gems“, *Observer*, 3. März 2002.

Hawthorne, Peter: „Striking at the Root of Civil War“, *Time*, 12/2000.

Jones, Lucy: „Al-Qaeda, traded blood Diamonds“, BBC News Online, 20. Februar 2003, gefunden auf bbc.co.uk (aufgerufen am 3. April 2010).

Knuf, Thorsten: „Der Herr der Blutdiamanten“, *Berliner Zeitung*, 8. Januar 2008.

Liebrich, Silvia: „Diamanten kratzen am Image“, *Süddeutsche Zeitung*, 26. Januar 2007.

Liebrich, Silvia: „Die Spur der Blutdiamanten“, *Süddeutsche Zeitung*, 2. Januar 2010.

Liebrich, Silvia: „Ethik war ein Fremdwort in der Welt der Diamanten“, Interview mit dem Großhändler Ulrich Freiesleben, *Süddeutsche Zeitung*, 23. Juni 2007.

Mastrosimone, Peter C.: „Oryx Reutes UN Report“, Rapaport, 28. Oktober 2002, gefunden auf diamonds.net (aufgerufen am 3. April 2010).

Miller, Jeff: „U.S. Treasury Assets Control Lists Details of Oryx diamonds“, Rapaport, 1. August 2008, gefunden auf diamonds.net (aufgerufen am 3. April 2010).

Misser, Francois: „Die Rückkehr der Blutdiamanten“, *Tageszeitung*, 2. November 2009.

Pater, Siegfried: *Blutige Diamanten*, Göttingen: Lamuv-Verlag 2001.

Raup, Judith: „Weißes Hemd, dreckige Weste“, *Süddeutsche Zeitung*, 15. Juli 2009.

Schultz, Stefan: „Die Rückkehr der Blutdiamanten“, *spiegel.de*, 26. Juni 2009 (aufgerufen am 3. April 2010).

United States Department of the Treasury, Office of Foreign Assets Control: Mitteilung 07/25/2008 (Betrifft Thamer Al Shanfari). Gefunden auf *treas.gov* (aufgerufen am 3. April 2010)

Wiegmann, Jens: „Simbabwe Gier nach Blutdiamanten“, *Welt*, 7. November 2009.

Zapf, Marina: „Konfliktstoff aus Stein“, *Financial Times Deutschland*, 3. September 2009.

Amtsblatt der Europäischen Union, Verordnung (EG) Nr. 77/2009 vom 26. Januar 2009 (Betrifft Robert Mugabe und Thamer Al Shanfari), gefunden auf *bundesbank.de* (aufgerufen am 3. April 2010).

„Dangerous Diamonds – Scandals behind the Sparkle of the World’s Most Desirable Gems“, gefunden auf *projects.exeter.ac.uk* (aufgerufen am 3. April 2010).

„Informationen über Thamer Al Shanfari“, gefunden auf *zoom.info.com* (aufgerufen am 3. April 2010).

„Lebanon diamond imports from Republic of Kongo overshadow Kimberley Bid“, Global Witness, Press Release, 29. Juli 2005.

„Report of the Panel of Experts on the Illegal Exploitation of Natural Resources and Other Forms of Wealth of the Democratic Republic of the Congo“, UN-Report, Letter dated 12 April 2001 from the Secretary-General to the President of Security Council, gefunden auf *un.org* (aufgerufen am 3. April 2010).

König der Smaragde

Erazo Heufelder, Jeanette: *Der Smaragd-König – Victor Carranza und das grüne Gold der Anden*, München: Piper Verlag 2005.

Krauthausen, Ciro: *Moderne Gewalten – Organisierte Kriminalität in Kolumbien und Italien*, Frankfurt: Campus Verlag 1994.

Weldon, Robert: „Emerald Czar Released From Jail“, gefunden auf *professional-jeweler.com*, März 2002 (aufgerufen am 3. April 2010).

Wolf, Eric: *Peasant Wars of the Twentieth Century*, New York: Evanston 1969.

„Crown of the Andes“, gefunden auf *internetstone.com* (aufgerufen am 3. April 2010).

„Historischer Schmuck und Juwelen“, *royal-magazin.de* (aufgerufen am 3. April 2010).

„Kolumbianische Smaragde: Der grüne Zauber“, *turismocolobia.com* (aufgerufen am 3. April 2010).

„La opinión de Víctor Carranza, representante de los esmeralderos“, gefunden auf *cambio.com.co*, 2. November 2008 (aufgerufen am 3. April 2010).

„Mogul-Smaragd versteigert“, Associated Press (AP), 28. September 2001.

„Smaragde aus Schlacke. Smaragdfieber in den Kordilleren: Minenkönig Carranza will den Weltmarkt beherrschen“, *Spiegel* 15/1994.

„Una y mil guerras de Víctor Carranza“, gefunden auf *Elespectador.com*, 6. Juli 2009 (aufgerufen am 3. April 2010).

Opale auf dem Mars

Burgon Klenp, Margaret: „Famous ●pals“, gefunden auf jewellmall.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Klotz, Irene: „●pals on Mars reveal planet's wet past“, *Discovery News*, 30. Oktober 2008, gefunden auf abc.net.au (aufgerufen am 3. April 2010).

Paszkowsky, Ingo: „Abenteuer Edelstein – Im australischen Wüstenort Coober Pedy sucht jeder ●pale und mit ihnen sein Glück“, *Berliner Zeitung*, 4. September 2007.

„\$ 660,000 Coober Pedy mining deal shelved“, *Advertiser*, 30. Dezember 2009.

„Geschichte und Entstehung von Coober Pedy in Australien“, gefunden auf opal digger.com (aufgerufen am 3. April 2010).

„●pale auf dem Mars“, gefunden auf welt der physik.de (aufgerufen am 3. April 2010).

„●palfelder – Fundorte von ●palen“, gefunden auf edelopal.de (aufgerufen am 3. April 2010).

„Schimmernde Schätze in Australiens ●outback“, *Neue Züricher Zeitung*, 9. August 2004.

Der weiße Elefant

Bancroft, Peter: „Ceylon's Gem Mines“, gefunden auf palagems.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Bruder, Bernhard: *Geschönte Steine*, Saarbrücken: Neue Erde/Lentz 2005.

Geiger, Wilhelm: *Culture of Ceylon in Mediaeval Times*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1960.

Streeter, Edwin W.: „Precious Stones and Gems“, London: Howlett & Son 1898, gefunden auf books.google.de (aufgerufen am 1. April 2010).

„Edelstein-Lexikon“, gefunden auf juwelo.tv (aufgerufen am 3. April 2010).

Nichts für die Ewigkeit

Breuer, Hubertus: „Die Juwelenbrüter“, *Süddeutsche Zeitung*, 10. Oktober 2003.

De Beers, Homepage des Unternehmens: debeers.com (aufgerufen am 3. April 2010).

Liebrich, Silvia: „Nichts für die Ewigkeit – Die Preise für kleine und mittelgroße Diamanten fallen“, *Süddeutsche Zeitung*, 20. Dezember 2008.

Liebrich, Silvia: „Trügerischer Glanz – Diamanten sind als Wertanlage kaum geeignet“, *Süddeutsche Zeitung*, 22. Dezember 2007.

Räther, Frank: „De Beers kämpft um Diamanten-Monopol“, *Berliner Zeitung*, 16. Januar 1997.

„Brillant gezüchtet“, *Financial Times Deutschland*, 5. April 2005.

„De Beers und Rio Tinto erhalten Konkurrenz“, *Handelsblatt*, 12. Juni 2007.

„Diamantenhändler De Beers gibt faktisches Monopol auf“, *Welt*, 14. Juli 2000.

„Diamantenriesen fürchten synthetische Konkurrenz“, *Welt*, 12. Juni 2007.

„Sights“, gefunden auf keyguide.net (aufgerufen am 3. April 2010).

Die Faszination von Gold, Diamanten und anderen Edelsteinen scheint ungebrochen. Gold ist Sinnbild göttlicher Vollkommenheit, begehrter Rohstoff in der Industrie, Zahlungsmittel und Ruhekissen für verängstigte Anleger zugleich. Diamanten in ihrer funkelnden Schönheit sind Symbol der Macht und waren lange Zeit nur Königen und Fürsten vorbehalten.

Fluch und Segen liegen häufig eng beieinander. Dieses Buch nimmt den Leser mit auf eine Zeitreise, in der die wertvollen Schätze das Schicksal der Menschheit immer wieder in neue Bahnen lenken. Es ist die Geschichte glanzvoller Triumphe, grausamer Niederlagen und unendlichen Leids, die vom ewigen Streben nach Erfolg, Reichtum, Macht und Glückseligkeit erzählt.

